ALLES WAS MÄNNERN SPASS MACHT

NR. 12 · DEZEMBER 1981 · 7 DM C 6793 E

PLAYBOY

DIE POST MUSS WEG
ATTACKE AUF EIN STAATS-MONOPOL

DIE NEUTRONEN-BOMBE
UND IHR ERFINDER

DIE LEBENS-BEICHTE
VON TRUMAN CAPOTE

SEX MAL ZWEI
ZWILLINGE MACHEN SICH FREI

Belgien 133 bfr Dänemark 29,50 dkr Finnland 10 fmk Frankreich 20 ffr Griechenland 210 Dr. Großbritannien 2,50 £ Italien 5000 Lire Jugoslawien 142 Din Luxemburg 142 lfr Niederlande 9,50 hfl Österreich 60 öS Portugal 235 Esc Schweiz 8 sfr Spanien 335 Pts

UNTER UNS

NOCH SITZEN SIE hoch auf dem gelben Wagen – die Herrschaften von der Bundespost. Dabei verschlafen die Staatsmonopolisten jede Neuerung im Bereich der Kommunikation und zeichnen sich überdies noch durch gepflegte Muffigkeit aus. Das ging dem Wirtschaftsexperten **Dr. Paul C. Martin** endgültig über die Paketschnur. Er fordert *Weg die Post* und zeichnet eine schöne, neue Welt mit privaten Unternehmen, die Gscheidles Aufgaben schnell, billig, freundlich und g'scheid erledigen. Privat sammelt Martin in seiner Züricher Galerie allerlei Dokumente, die mit Ökonomischem zu tun haben. Darunter: ein Scheck von Ernest Hemingway und das älteste Buch zum Thema Wirtschaft aus dem Jahre 1481.

Lebende Motive fotografierte **Tana Tanmayo Kaleya.**. „Wie eine römische Orgie" lichtete sie ein Mädchen und Früchte *Im Garten der Liebe* ab. Das Obst stammt von Fauchon, Paris' feinstem und teuerstem Früchteladen, das Modell, Isabelle Illiers, aus dem Film „Les Fruits de la Passion". Ob der Streifen, eine Fessel- und Folter-Fortsetzung der „Geschichte der O.", auch nach Deutschland kommt, ist noch nicht entschieden. PLAYBOY-Leser können sich ab Seite 99 aber schon von den Vorzügen der Hauptdarstellerin überzeugen.

Tanmayo – das bedeutet: aufgegangen in Göttlichkeit – heißt Frau Kaleya übrigens erst seit ihrem Besuch bei Guru Baghwan. „Aber nicht, weil ich alles glaube, was er predigt, sondern weil er der faszinierendste Mann unserer Epoche ist."

Cartoonist **Gahan Wilson** ist PLAYBOY-Lesern als Weltmeister des schwarzen Humors bekannt. Daß er auch weitgereister Gourmet ist, war weitgehend unbekannt. Von nun an wird man auch in diesen Kreisen mit ihm rechnen müssen. Der Monster-Maler ließ sich ein Brevier für Freunde exklusiver Lokale einfallen: *Wie man in einem Luxus-Restaurant überlebt!*

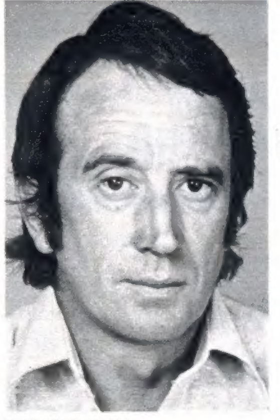
Jeder, der das notorische Klatschmaul **Truman Capote** kennt, weiß, daß dieser Schriftsteller genug erlebt hat, um keine Geschichte erfinden zu müssen. *Aus dem Leben eines Monsters* ist Teil seines lange erwarteten Werkes „Answered Prayers", das bei einigen Vorabdrucken schon gehörig Staub aufgewirbelt hat. Die feine amerikanische Gesellschaft fühlte sich etwas zu genau beschrieben und drohte mit Millionenklagen wegen Verleumdung. Zur Zeit hört man über Capote nur von neuen Zusammenbrüchen, nachdem er ständig lauthals erklärt hatte, in seinem Haus gäbe es das beste Kokain von ganz New York.

Der Wiener Hyperrealist **Gottfried Helnwein** hat die Story mit der Szene illustriert, als der „Held" P. B. Jones, von den Eltern seiner Frau Hulga ausgeknockt, am Boden liegt. Mehr von Helnwein – „wenn ich arbeite, müssen im Hintergrund die Rolling Stones dröhnen und der Fernseher laufen" – wird es Anfang 1983 zu sehen geben. Er arbeitet an einem Porträt-Zyklus über die Idole des 20. Jahrhunderts von Ali bis Warhol.

Einem Idol unserer Kinder ist **George Snow** wie aus dem Gesicht geschnitten: Superman. Meist fühlt sich der Illustrator, der mit vier Kollegen in einem Zehnzimmerhaus in London lebt, auch so. Einschränkung: „Nur nicht am Montagmorgen." Für die PLAYBOY-Story über Stuntmen klebte der gebürtige Hannoveraner ein Werk, dessen Stil er als „documentary collage" bezeichnet. Mit im Bild: Sophia Loren und Marlon Brando.

Den schwierigsten Job hatte **Rob Schultheis**. Für PLAYBOY trat er die *Suche nach Yeti* an. Das drittemal forschte der Mann aus Colorado jetzt schon in Nepal nach dem sagenumwobenen Schneemenschen. So entstand seine von Star-Beer und Kukri-Rum getränkte Geschichte über ein Phantom, „das zwar total unglaubwürdig ist, an dem aber irgend etwas dran sein muß".

Auf die Suche nach Koffern machte sich **Reg Potterton**. Er beschreibt *Die Bombay-Methode* der Gepäckmänner am Flughafen Montreal. Wenn sich hier ein Fluggast nicht ordentlich benimmt, geht sein Kleiderkasten auf eine Never-come-back-Reise. Potterton will jetzt einen Job als Gepäckabfertiger bei den Space-Shuttle-Flügen. „Da gibt's keinen Ärger mit den Passagieren."



POTTERTON



SNOW



CAPOTE



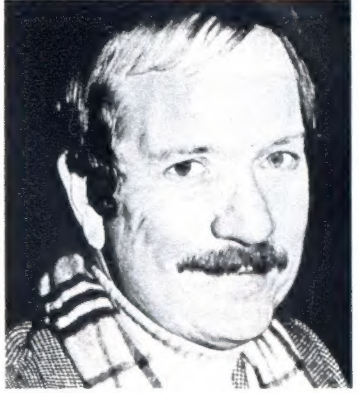
HELNWEIN



SCHULTHEIS



KALEYA



WILSON



MARTIN

INHALT

ALLES, WAS MÄNNERN SPASS MACHT

DEZEMBER 1981

SZENE



BERICHTE



BILD-GESCHICHTEN







PLAYBOY
DEUTSCHLAND

HUGH M. HEFNER
Editor and Publisher

REDAKTION CHICAGO
Arthur Kretchmer, *Redaktionsdirektor*
Arthur Paul, *Art-director*
Gary Cole, *Fotochef*

REDAKTION MÜNCHEN
Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83
Rainer Wörtmann, *Chefredakteur*
Wolf-R. Ghedini, *Textchef*
Manuel Ortiz Juarez, *Art-director*

RESSORTLEITER: George Guther, Pieter J. Kunheim, Hans-Rüdiger Leberecht, Hans Pfitzinger, Bernd Prievert, Siegfried Reichert

REDAKTION: Kariane Bartkowiak, Katharina Becker, Eva Ernst-Peters, Maximilian Handschuh, Helga Heilmeier, Carmen Jung, Jürgen Kalwa, Brigitte Kehle, Wigbert Klein, Cornelia Meyer-Rohn, Jeanette Mischlin, Michael Sandner, Gudrun Thiel, Andreas Weiher

FOTOS UND ILLUSTRATIONEN: Heinz Berger, Karl Heinz Dennig, Jürgen Dux, Hubert Eder, Heide Friede, Gamma/Kitamura, Josef Gatterstaller, Gisela Gehler-Karrasch, Franz Gerg, Siggi Grunow, Andreas Härlin, Ulf Herholz, Manus Hüller, Gerd Huss, Jürgen & Thomas, Alfons Kiefer, Michael Knepper, Karl Knospe, Hans Kovacs, Kunstgalerie Stuttgart, Michael Payne, Vladimira Plecáková, Skarabela, Manfred Spachmann, Studio Chaos: Stefan Schreiber (Titel), Arthur Thill, Otto Weisser, Zik

TEXT, ÜBERSETZUNG UND DOKUMENTATION: Georg Auerbach, Walle Bengs, Bettina von Beust, Sigfrid Dinser, Karl Hoche, Ullrich Jackus, Helmar Klier, Dr. Gudrun Leisentritt, Jürgen Lewandowski, Peter Naujack, Dr. Hans F. Nöhbauer, Mark W. Rien, Gerd Röckl, Walter Schild, Ulrike von Sobbe, Adelheid Willich

PLAYBOY USA, BÜRO MÜNCHEN:
Franz Spelman
Postfach 20 17 28, 8000 München 2

PLAYBOY DEUTSCHLAND, BÜRO BONN:
Udo Philipp, *Coburger Straße 1c, 5300 Bonn,*
Telefon (02 28) 23 53 91-2

PLAYBOY DEUTSCHLAND, BÜRO NEW YORK:
Monika Kind, *155 East 55th Street, New York, N.Y. 10022,*
Telefon (212) 838-93 62, Telex (0023) 225 934

PLAYBOY DEUTSCHLAND, BÜRO SCHWEIZ:
Wolf Uecker, *Ch. d. Primerose 8, CH-1007 Lausanne*

VERANTWORTLICH FÜR REDAKTIONELLEN TEIL:
Rainer Wörtmann, *Anschrift siehe Verlag*

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN:
Wolfgang Robert, *Anzeigenleiter, Anschrift siehe Verlag*
Ursula Meyer, *Anzeigenstruktur*

HEINRICH BAUER VERLAG, MÜNCHEN: Heinz-Günther Bachem, Heinz Nellissen, Manfred Reißner, *Herstellung*

VERTRIEB: Heinrich Bauer Verlag, *Hamburg*

DRUCK: W. Girardet *(Tiefdruck/Offset), Girardetstraße 1, 4300 Essen;* F. W. Rohden *(Offset), Kantstraße, 4630 Bochum 6*

PLAYBOY DEUTSCHLAND *erscheint monatlich im Heinrich Bauer Verlag München, Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83, Telefon (089) 67860, Telex 5-28 178 und 5-24 350 (Anzeigen), Verkaufspreis DM 7,–, im Abonnement bei Lieferung frei Haus DM 7,– zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Bestellungen beim Verlag, Postfach 11 22 02, 2000 Hamburg 11, bei allen Postämtern und im Fachhandel. Telefon Abonnements-Vertrieb (040) 30 19-1. (Alle Preise verstehen sich einschließlich 6,5% Mehrwertsteuer.) Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nummer 8 gültig. Postscheckkonto: München 97600-804. Erscheinungsort München*


An die wenigen, die einen selten weichen und reichen Whiskey zu schätzen wissen. Vor 800 Jahren haben die Iren den Whiskey erfunden. Seitdem hat die Grüne Insel keinen reicheren, weicheren Whiskey hervorgebracht als Tullamore Dew. Eine echte Rarität. Flüssiges Gold für jeden, der die wenigen großen Whiskies dieser Welt kennt. Tullamore Dew Irish Whiskey
SPECIALLY · LIGHT · IRISH · WHISKEY · PRODUCT · OF · IRELAND
ESTABLISHED 1791
Tullamore Dew.
FINEST OLD IRISH WHISKEY
1791
Das Gold der Iren.
Tullamore Dew
IRISH WHISKEY
ALLEINIMPORT: LUCAS BOLS, NEUSS/RHEIN

BRIEFE AN PLAYBOY

UNSERE ANSCHRIFT: PLAYBOY DEUTSCHLAND · LESERBRIEFREDAKTION · CHARLES-DE-GAULLE-STRASSE 8 · 8000 MÜNCHEN 83

NATURPRODUKT

PLAYBOY NR. 10/1981: DAS MÄDCHEN AUF DEM TITEL

Glückwunsch zu Ihrem Magazin. Ihre Storys und Mädchen finden wir zum größten Teil sehr interessant. Bei uns ist jedoch eine lebhafte Diskussion darüber entstanden, ob das Covergirl der Oktoberausgabe durch und durch echt ist. Der Busen des Mädchens scheint uns nämlich silikongedopt. Ist das möglich?

Die Belegschaft eines
Nürnberger Möbelhauses

Im PLAYBOY *gibt's keine aufgeblasenen Sachen. Wir stehen auf Natur.*

KUNSTGRIFF

PLAYBOY NR. 10/1981: „DIE LUST AM SPITZEN-TANZ"

Ich dachte schon, Ihr hättet überhaupt keine Traute, im PLAYBOY mal einen nackten Mann abzubilden. Bringt so etwas häufiger! Erotik ist doch keine Veranstaltung, bei der nur unbekleidete Mädchen zugelassen sind.

Anneliese Schmidt-Ebersberger
Darmstadt

Und dann war da noch die Frage: Warum zogen sich die beiden ihre Schuhe wieder an, nachdem sie die lästigen Strumpfhosen endlich abgestreift hatten? War ihnen der Fußboden zu kalt?

Rolf Leyendecker
Oberhausen

ABSEITSFALLE

PLAYBOY NR. 10/1981: „KICKER, GOTT UND TEUFEL" – RAIMUND LE VISEUR ÜBER BERND SCHUSTER

Nachdem ich Ihren hochinteressanten Artikel gelesen habe, gibt's für mich nur eines: Schuster für Deutschland. Da aber vermutlich nur PLAYBOY-Leser genau informiert sind – über Schuster genauso wie über das Thema Nationalelf –, empfehle ich, Bundestrainer Jupp Derwall ein Exemplar zu senden. Verrechnungsscheck über zehn Mark liegt bei.

Rüdiger Friedrich
Kaufbeuren

Ein gutgemeinter Rat: Bernd Schuster, bleib lieber bei deinen Spaniern. Du bist für den deutschen Klopper-Fußball ganz bestimmt viel zu schade.

Werner Hüneke
Oldenburg

Polemik und Palaver, ja fast Hysterie um einen jungen, eigenwilligen Fußballer kurz vor der Weltmeisterschaft – es ist schon erstaunlich, welche Brisanz der „Fall Schuster" in den letzten Wochen erreicht hat. Dagegen war die Frage von 1978 „Spielt Beckenbauer in Argentinien?" eine unerhebliche Fachsimpelei. Leider wird die WM in Spanien wie bislang üblich auf dem grünen Rasen ausgetragen. Sonst hätte die Bundesrepublik den Titel schon sicher – im Sprücheklopfen sind unsere Fußballer nämlich nicht zu schlagen. Kommt das vielleicht vom vielen Kopfballspielen?

Erwin Appeldorn
Münster

OHRENSCHMAUS

PLAYBOY UND DIE SCHNEEHASEN

Aus purem Zufall entstanden und erst nach dem Entwickeln entdeckt: In den Alpen gibt es Schneehasen. In diesem



Fall handelt es sich um meine Freundin Geli, die ganz lange Ohren bekommen hat, als sie erfuhr, daß ich dieses Bild dem PLAYBOY verehren möchte.

Wolfgang Bosbach
Bergisch-Gladbach

ROHRKREPIERER

PLAYBOY NR. 10/1981: „DIE MINUS-MÄDCHEN"

Wenn ich Ihre Geschichte und die guten Ratschläge ein paar Monate eher gekannt hätte: Am Anfang habe ich mich nämlich zu sicher gefühlt und erst sehr spät gemerkt, daß mich ein Minus-Mädchen erwischt hatte. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich von dieser Freundin zu trennen – schweren Herzens und um eine bittere Erfahrung reicher.

Norbert Effner
Düsseldorf

RÄTSELRATEN

PLAYBOY NR. 10/1981: „GROSSER ZUSCHAUER-TEST" – HUMOR VON RALF BECK

BE IDE RTE ST AUS WE RTU NGI STM IRE INI GES UNK LAR: Warum bin ich AED SU HS (und das auch noch rückwärts gelesen)? Weil ich Glatzköpfige mit Beule nicht mag, mir beim Anblick von Schlagersängern fast die Blase platzt und irgend so ein Schweizer eigentlich ganz woanders sein sollte? Da kann ich nur sagen: IFI, RI, RI und nochmals RI.

Hans-Heinrich Rinne
Flensburg

DEUTSCHMEISTER

PLAYBOY NR. 10/1981: SPRACHSPIELEREIEN VON STEPHAN VAJDA

Playboy am Abend ist vielseitiger geworden und erfüllt alle Ansprüche, die man an ein hochkarätiges Feuilleton stellen kann. Ganz heiß wurde mir, als ich die Er-Sie-Es-Geschichte von Stephan Vajda las. Sein Gerangel im Labyrinth der deutschen Sprache erreicht ein Niveau, von dem die meisten Autoren mit Deutsch als Muttersprache nicht mal träumen können.

Theo Gabert
Regensburg

KUNDENDIENST

PLAYBOY NR. 10/1981: „DIE SHAGGS – LETZTE RETTUNG FÜR DEN ROCK"

Sie schreiben, daß die Rounder-LPs von keinem Importdienst und von keiner Schallplattenfirma in Deutschland angeboten werden. *Philosophy Of The World* ist bei uns erhältlich. Jeder Schallplattenhändler kann das Album ordern. Die Bestellnummer: RR 3032.

Rolf Bähnk
Teldec Import Service
Hamburg

REDENSART

PLAYBOY NR. 9/1981: PLAYBOY AM ABEND – „WAHRHEIT IST SILBER – AUSREDE GOLD"

Sie machen in der Tat ein erstaunliches Magazin. Wenn Sie solche Überschriften drucken, können Sie sicherlich auch einen Satz wie diesen gebrauchen: Nicht schreiben ist versilbertes Schweigen in Gold.

Lev Relmeulb
München

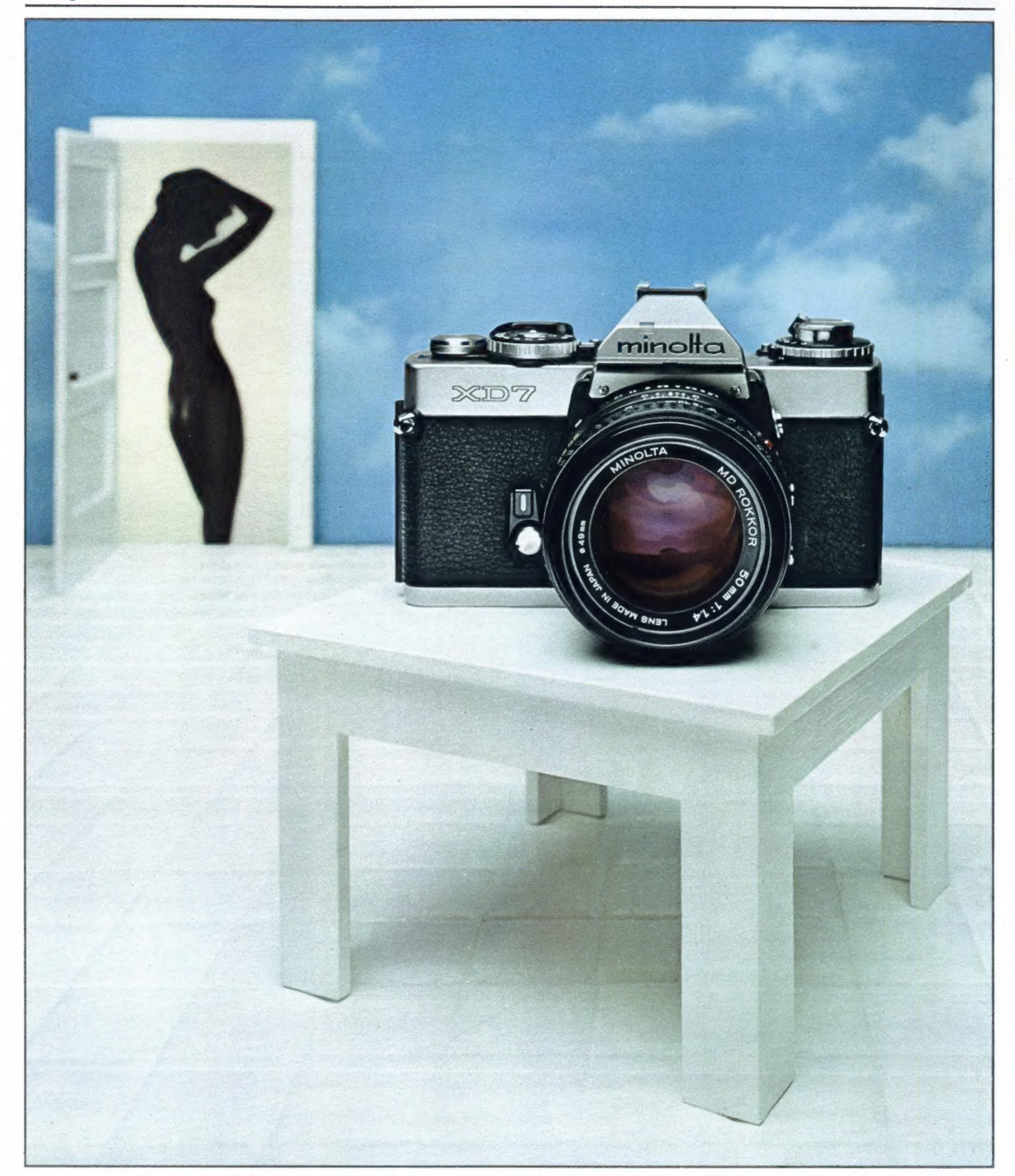
LUFTAUFKLÄRUNG

PLAYBOY UND PILOTEN

Bei einem Besuch in den USA las ich in der *New York Times,* daß amerikanische Piloten der Mittelmeer-Flotte freundliche und joviale Kontakte zu ihren sowjetischen Kollegen pflegen. So zum Beispiel zeigen GIs vom Cockpit aus russischen Fliegern gern den Playmate-Ausklapper. Zu einem Zusammenstoß ist es bisher noch nicht gekommen.

Herbert Kleinschmidt
Koblenz





JAPANS TECHNISCHE WUNDER

Sie denkt. Sie wählt die Blende, wenn man die Zeit einstellt. Oder die Zeit, wenn man die Blende einstellt. Sie ist die erste Spiegelreflex-Kompaktkamera der Welt mit Mehrfachautomatik. Multi-Programm plus „M“ wie „manuell“ – für Leute, die mal selber denken wollen. Ansonsten: LED-Anzeige, überhelles Sucherbild, verwacklungssichere Blitzautomatik, elektromagnetische Auslösung und einiges mehr. Minolta XD-7 – der Computer mit Auge.



Auf der Straße nach morgen – Technik, die Männer weiterbringt: Bis zu 190 Kilometer pro Stunde. 71 PS (52 kW) aus nur zwei Zylindern – der Durchbruch in der Ein-Liter-Klasse. Der schmalbauende V-Twin integriert sich als tragendes Moment in den Rahmen. Die Folgen: Das Kraftpaket ist 241 kg leicht (vollgetankt), garantiert spielerisches Handling und erlaubt professionelle Schräglagen. Der versetzte Zündzeitpunkt vom vorderen zum hinteren Zylinder und das ausbalancierte Triebwerk sorgen für Laufruhe. Zur Dynamik: 80,0 Nm bei 5500 U/min – das bringt Kraft von unten raus. Neu für Serienmaschinen der Big-Bike-Klasse: Die Cantileverfederung, perfektioniert bei Cross- und Straßenrennen. Die Federhärte ist einstellbar – nach den eigenen Nehmerqualitäten, oder der Stoßtoleranz der Mitfahrerin. Yamaha TR-1 – die Chance, Freiheit zu erfahren.



Für Leute, die die Welt so sehen, wie sie ist. Und die sie auf dem Bildschirm genauso wiedersehen wollen: Das Videoband E-180 von TDK mit Super-Avilyn-Schicht. Damit rot rot bleibt. Oder blond blond. In jedem Fall scharf. Absolut flimmerfreies Bild dank minimaler Band-Kopf-Reibung, und enorm lange Lebensdauer durch Eigenentmagnetisierungsschutz. Gefertigt in Mikropräzision. TDK E-180 – ein Bild, das sich sehen lassen kann.

Für Leute, die die Welt so hören, wie sie tönt. Und die sie über Lautsprecher genauso wiederhören wollen: TDK Audio-Cassetten. Damit eine Orgel wie eine Orgel klingt. Und nicht wie ein Orkan. Erhöhte Magnetflußdichte, computerberechnete Gleitfolien, mikrogenaue Verarbeitung und ein präziser Tonkopfkontakt erschließen neue HiFi-Dimensionen. Mit allen Höhen und Tiefen. TDK Audio-Cassetten – Töne, die sich hören lassen können.



FOTOS EZIO GENELETTI

Wer die Gletscher der Anden, die Steppen Asiens und die Wälder des Amazonas bereits auf Video-Band hat, dem bleibt nur noch ein Abenteuer: Ins Wasser zu gehen. 60 Meter tief. Mit der Farb-Video-Kamera GX-88E und dem passenden Unterwassergehäuse UW-G100. Beide wiegen zusammen nicht mehr als 800 Unterwassergramm. Zwei 250-Watt-Lampen (UW-L250) mit auswechselbarem Powerpack sorgen für das notwendige Licht. Ein Alu-Stabilisatorflügel garantiert ruhige Hand – damit das gewinnende Lächeln des Tigerhais nicht verwackelt. Das Recordergehäuse UW-RE22 wiegt unter Wasser mit dem VHS-Portable-Recorder HR-2200EG exakt 100 Gramm – soviel wie eine nasse Badehose. Wem das auch noch zu schwer sein sollte, der läßt den Recorder einfach an Bord und taucht am 50-Meter-Kabel. Videomarin von JVC – die Kombination für Taucher, denen Meer allein nicht genug ist.



WENN'S RUNDGEHT IN DER KNEIPE

Kürzlich war meine Lieblingskneipe hoffnungslos überfüllt. Schon beim Eintreten rammte ich deshalb die Schwingtür jemandem ins Kreuz. Sofort spürte ich einen Schulterstoß. „Mit mir machste das nicht!" hörte ich dazu. Der Mann war um ein Erkleckliches größer, breiter und schwerer als ich. Sekundenlang spürte ich den fast unwiderstehlichen Drang, mich in Luft aufzulösen. Aus den Augenwinkeln sah ich noch einen Bekannten, der gespannt feixend an der Theke lehnte und abwartete, was ich wohl tun würde. Tja, was tun?

Ob in Disco, Taverna, Pub oder Spaghetteria – jeder von uns kann in unerfreuliche Situationen kommen, wo der Rückzug verstellt ist und es nur einen Ausweg gibt: seinen Mann stehen. Wir mögen vor Friedfertigkeit nur so triefen – wenn man erst einen Rippenstoß spürt und einer sagt: „Nu mach mal 'nen Satz, gleich ist Sperrstunde für Wichser!", dann muß man handeln. Und zwar gleich.



Den gutgemeinten Ratschlag unserer Eltern, Vorgesetzten und Bewährungshelfer, daß ein Gentleman sich nicht prügelt, parieren wir mit den neuesten Erkenntnissen der Verhaltenspsychologie. Wie Alain Resnais in seinem Film *Mein Onkel aus Amerika* nachweist, bekommt man nur Magengeschwüre, wenn man sich nicht wehrt. Auch in der Kulturgeschichte wimmelt es von gestandenen Freunden des Uppercut. Das geht von Friedrich Wilhelm II. von Preußen über Errol Flynn bis zu dem zeitgenössischen Filmemacher Reinhard Hauff, der die lange vernachlässigte Kunst der Kritikerwatsch'n wiederbelebte. Das Motto muß lauten: *We don't take no shit from nobody.* Zuerst versuchen wir's natürlich verbal zu lösen, unser Problem. Es ist erstaunlich, wie viele Attacken sich durch eine herzhafte Erwiderung im Keim ersticken lassen. Also immer daran denken: Dieser zentnerschwere King-Kong, der uns seit nunmehr fünf Minuten einen Nullinger, Ludenheimer, Penner und so weiter genannt hat, ist selbst ein alter Wichser, nicht einmal wert, die Sohlen unserer Gucci-Loafers zu lecken. Ein Spastiker, genau, das ist er. Und das erzählen wir ihm jetzt auch.

Was jedoch, wenn der Kontrahent störrisch bleibt und sich mit verbaler Züchtigung nicht zufrieden gibt? Nun, dann ist es soweit. Und da wird nicht nur die Motivation wichtig (der höhnisch lächelnde Kollege, unsere Begleiterin; die erwartungsvollen Gäste, denen der Gesprächsstoff ausgegangen ist), dann kommt es vor allem auf die Form an.

Die wiederum erwirbt man nur durch Training. Und wie sieht das aus? Wir suchen uns in unserer Kneipe jemanden, der deutlich kleiner und leichter ist als wir selbst. Zum Üben reicht's schon. Wenn er in Begleitung ist, fragen wir in netter Form: „Na, du Hohlkopf, was dagegen, wenn ich deine Alte pimpere?" Und falls er ohne Begleitung ist, so nehmen wir seine Davidoff und halten sie unter den Zapfhahn. So was bringt jeden in Schwung. Trotzdem sollte man aufpassen: Solche Kleinformate sind manchmal Inhaber des schwarzen Gürtels und machen dann ganz gemein Gebrauch von ihren Nahkampfkenntnissen!

Bei aller Entschlossenheit gehen wir die Sache menschlich an. Blut fließt keines, und hinterher gibt's ein Bier und man verträgt sich wieder. Manche Knaben sehen es nämlich als Kompliment an, wenn man ihnen eine reinhaut – vorausgesetzt, sie haben die Chance, zurückzuhauen.

All diese Vorbereitungen reichen aber noch nicht für den Ernstfall, für den zentnerschweren Erwin, dem gerade seine Elvira abgehauen ist und der nun in unserer Lieblingskneipe Tabula rasa machen will. Es muß auch noch Technik her.

Da bietet uns der Anzeigenteil der Zeitungen mannigfaltige Dienstleistungen an in den sogenannten martialen Künsten asiatischer Herkunft. Das geht von Judo über Jiu-Jitsu und Kung-fu bis Karate und Taekwondo. Von Judo sei dringlichst abgeraten. Wer bringt schon in einer überfüllten Diskothek einen lupenreinen Koka-Beinwurf an? Für Jiu-Jitsu gilt das ähnlich. Mir ist es jedenfalls noch

nie passiert, daß mir jemand so ganz zenmäßig eine reingesemmelt hätte.

So bleiben Kung-fu, Karate und Taek. Besonders anzuraten wäre der unverschmockte Hieb mit der Handkante auf die Nasenwurzel. Nicht zu fest, wir wollen ja niemandem die Knochen brechen, nur den übermütigen Gegner etwas lähmen. Wie immer man auch als Nicht-Asiate zu den Kampfsportarten stehen mag: Sie haben Herz. Daran fehlt es bei uns, ist doch nicht jeder im Kohlenpott aufgewachsen, wo er mit hitzigen Polen-Nachfahren um die Malkreide raufen mußte.

Wie nun kleidet sich der Gentleman, was tut er für sein Äußeres, wenn er sich auf einen gemütlichen Abend im Asphalt-Dschungel vorbereitet und mit dem Schlimmsten rechnet? Ehernes Gesetz: kein Schlips! Wer wird schon gern an seiner neuen italienischen Reinseidenkrawatte wie ein Kalb am Lasso durch sein Stammlokal gewirbelt? Hemden sollten aus reißfestem Material sein, dazu trägt man Lederjacken, bis zum Hals geschlossen. Ringe sind nicht zu verachten, am besten an jedem Finger fünf. Es kostet oft fatale, entscheidende Sekunden, bis man in seiner Hosentasche zwischen all den Schlüsseln und Feuerzeugen endlich den Cartier-Schlagring hervorgekramt hat.

Kurze Haare sind ebenso ein absolutes Muß. Sonst wird man womöglich an seinem schulterlangen Haar wie irgendein Dingsbums hin- und hergeschleudert, während der Opponent dauernd wissen will: „Na, wie gefällt dir das, Rita Hayworth?"

Dann noch ein Tip: von Frauen lernen! Ganz recht. Eine Kneipen-Hauerei geht doch nie aus wie auf der Leinwand, wo John Wayne mal kurz einen Stuhl auf dem Kopf von Dean Martin zerdrischt. Kratzen, beißen, treten bringt da auf kurze Entfernung viel eher Erfolg.

Und wenn's nicht klappt? Wenn wir den Falschen erwischen und als Fettfleck auf der Tanzfläche zurückbleiben? Vielleicht sollten wir uns von all den aggressiven Bullys in Ruhe beleidigen lassen, ihnen mit einer trefflichen Antwort beweisen, daß sie Hohlköpfe sind und dann friedlich nach Hause gehen?

Natürlich. Aber nur, wenn man sich als Limonaden-Bazi begreift. In jedem Manne steckt eben nicht nur ein Albert Schweitzer, Bhagwan oder Pfarrer Sommerauer, sondern auch ein rabenschwarzer, wilder Heimtücker. Und der läßt sich nicht mal von Otto Rehhagel den Lachs vom Sandwich nehmen.

Oder? Wie wär's denn, wenn ich Ihnen mal die Zigarre unter den Zapfhahn halte? *Wolfgang Frank*

HOTELS

Auch heute noch ziehen Österreichs Skiorte Besucher mit einem Hang zum romantischen Wintermärchen an. Ein größerer Gegensatz zu den französischen Winterplätzen vom Reißbrett als die einstige Pferdepost-Endstation **Grüner Baum** (Telefon 00 43 64 34/2 51 60) im Kötschacher Tal ist kaum denkbar. Das Hoteldorf, vier Kilometer von den Grandhotel-Schluchten Badgasteins entfernt, wurde zwischen 1960 und 1978 zu einem beispielhaften Winter-Refugium ausgebaut. Die besten der 140 Betten stehen im Kösslerhaus, gleich neben dem modernen Thermal-Hallenbad. Hier kostet das Doppelzimmer mit Vollpension zwischen 80 und 115 Mark pro Person, ein Studio zwischen 95 und 125 Mark. Dafür wohnt man mitten im Naturschutzgebiet und findet sich unter einem Publikum wieder, das jünger und eleganter ist als in den meisten Hotelburgen des Gasteiner Tales. Außerdem sorgt Juniorchef Hannes Blumschein für reichlich Abwechslung, organisiert Skirennen oder Schlittenfahrten und bringt die Gäste zu Partys und Galadiners zusammen.

Mit dem Skitouristenrummel Tirols ist **Schloß Lebenberg** (Telefon 00 43 53 56/43 01) nur durch einen fleißig pendelnden Hotelbus verbunden. Hier wohnt man sichtlich erhaben über allem, was in Kitzbühel „in" ist. Die elitäre Lage und die gemütliche Eleganz haben *Lebenberg* zur ersten Adresse gemacht. Die Eigentümer fügten einen Neubautrakt an, der wesentlich größer ausfiel als der historische Bergfried. Viermal in der Saison bittet Hoteldirektor Otto Langer zum originellen „Ritterlichen Mahl". Dann kreuzen Schildwachen die Hellebarden, huschen Burgfräulein und Knappen um die kerzenbeleuchtete Tafel, an der man mit den Fingern ißt. Das Ganze wird von stilechten Minnesängern umrahmt. Die Zweizimmerappartements im Schloßteil kosten zwischen 95 und 160 Mark pro Person, Halbpension inklusive. Im Neubau kann man moderne, großzügige Maisonette-Suiten beziehen.

In Saalbach-Hinterglemm, in den Pinzgauer Grasbergen, liegt das **Hotel Hinterhag** (Telefon 00 43 65 41/2 91) so steil über dem Kirchturm, daß schwere Wagen den Berg im Schnee kaum packen. Sepp Fersterer und seine Frau Evi haben aus dem ehemaligen Bergbauernhof ein schniekes A-Hotel gemacht. Durch die Skibrille gesehen scheint der Standort ideal: Sonnenseite, absolute Ruhe, Panoramablick auf Schattberg und Zwölferkogel, abseits vom fast ganztägigen Gewurle der Touristen aus Holland und Skandinavien. *Hinterhag* hat sich von 100 auf 60 Betten gesundgeschrumpft, allen Massen-Reisebüros abgeschworen und sich auf Privatgäste spezialisiert. Die weiten Flure wirken wie ein Pinzgauer Heimatmuseum mit Bauernmobiliar, Kutschen, Pferdeschlitten und ländlichen Gerätschaften. Neben einfach ausgestatteten Sportlerzimmern (zu 60 Mark) bieten die Fersterers luxuriöse Romantik-Appartements (135 Mark pro Person) in erlesener Naturholz-Ausstattung.

Die Märchenburg aller ambitionierten Skihasen im heiligen Wintersportland steht in Zürs am Arlberg: Der 100 000 Quadratmeter umfassende **Zürserhof** (Telefon 00 43 55 83/1 82 bis 1 86). Man muß es sich allerdings einiges kosten lassen, um auf den 124 Meter langen Korridoren internationaler Prominenz oder deutschem Geldadel in die Arme zu laufen: Zimmer mit Vollpension mietet man für 160 bis 190 Mark, die Einbettappartements für 310 Mark.

Der Luxus-Iglu besteht aus fünf aneinandergereihten Hotels mit insgesamt 200 Betten. Hausherr Ernst Skadarasy, 70 Jahre alt, früher Skilehrer, heute Kommerzialrat und Präsident der österreichischen Hoteliervereinigung, hat im *Zürserhof* an nichts gespart: Zur Ausstattung gehören kostbare Bauernreliquien und echte Perser, römische Mosaikdoppelbäder, offene Kamine und Kachelöfen.

Im Sportzentrum hat man die Auswahl zwischen einer großen Tennishalle, Kegelbahnen, Billardräumen und einem Hallengolf mit 18 Löchern. Auf den Tag eingestimmt wird man am gewaltigen Frühstücksbüfett. Dem Prädikat „Super" werden allerdings die beiden Wahlmenüs im Restaurant nicht ganz gerecht. Und das Paradies hat noch einen kleinen Fehler: Bei schlechtem Wetter kann das Gedränge in der Hotelhalle oder der Tagesbar unangenehm werden. *Jochen Becher*



Willkommen, wo das Besondere zu Hause ist.
Der Tag geht... Johnnie Walker kommt.

TERMINE

Internationale Zweier-Bob-Rennen vom 1. bis 6. 12. in Königssee; Speckmarkt in Martigny/Schweiz und Christkindlmarkt in Regensburg (bis 31.).



3. 12. Kunst- und Antiquitätentage in Hamburg (bis 6.); Gastspiel des Breslauer Pantomimentheaters Tomaszewski, Kammerspiele Bad Godesberg.

4. 12. Wiedereröffnung der Pariser Oper nach Renovierung mit *Platée* von Jean Philippe Rameau.

5. 12. Internationale Motorshow '81, Messe in Bologna/Italien (bis 13.).

9. 12. Benny Goodman swingt in der Alten Oper Frankfurt/Main.

10. 12. 8. Internationale Zirkus-Festspiele von Monte Carlo (bis 15.).

12. 12. Internationale Rassehundeschau, Essen, Messegelände (und 13.).

14. 12. Eröffnung des neuen „Museum für Verkehr und Technik" auf dem Gelände des ehemaligen Anhalter Bahnhofs in Berlin-Kreuzberg.

18. 12. Andy-Warhol-Ausstellung in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus, München (bis 7. 2. 82).

24. 12. Christmette in Roquemaure/Frankreich mit Hirten und Trommelschlägern, Darbietung des Lammes und provenzalischen Chören (ebenso in Saint Gilles, Courbessac und Aigues-Mortes).

27. 12. Eiskunstlauf: internationales Weihnachts-Schaulaufen in Garmisch-Partenkirchen.

31. 12. Kaiserball in der Wiener Hofburg.

(Bitte bedenken Sie, daß die Veranstalter kurzfristig Termine ändern können.)

PLATTEN

Die Frage, was denn nun eine klangtechnisch hervorragende Aufnahme ist, wird von Klassik-Tonmeistern ebenso unterschiedlich beantwortet wie von Rock- und Jazz-Produzenten. Schließlich gibt es nicht nur gattungsspezifische Probleme – beim Klavier-Trio muß man nun mal die Mikrofone anders plazieren als bei Opernaufzeichnungen –, auch der Umgang mit hypersensiblen Dirigenten, Produzenten und Star-Solisten, die ihre eigenen Vorstellungen von Aufnahmetechnik haben, will gelernt sein.

PLAYBOY hat aus den Kategorien Barockmusik, Orchesterwerke, Klavierkonzert, Violinkonzert, Chormusik, Streicheraufnahmen und Oper ein Dutzend Einspielungen ausgewählt, die klangtechnisch uneingeschränkt zu empfehlen sind.

Antonio Vivaldi: **The Four Seasons,** Los Angeles Chamber Orchestra unter der Leitung von Gerard Schwarz, mit Elmar Oliveira als Solo-Violinist (Delos DMS 3007/Bellaphon Import Dienst). Johann Sebastian Bach: **Brandenburgische Konzerte Nr. 1–6,** Cembalo und Leitung: Gustav Leonhardt (RCA RL 30 400).

Das Problem, die räumliche Staffelung der Instrumente hörbar zu machen, wurde bei beiden Aufnahmen perfekt gelöst. Man vernimmt Details und Nuancen, die sonst oft verlorengehen. Technisch bessere Einspielungen der beiden Werke gibt es bislang nicht.

Peter Tschaikowsky: **Symphony No. Four,** The Cleveland Orchestra unter Lorin Maazel (Telarc 10047/Teldec Import Service). Modest Mussorgsky: **Bilder einer Ausstellung,** Chicago Symphony Orchestra unter Georg Solti (Decca 6.42645). Igor Strawinsky: **The Firebird,** Atlanta Symphony Orchestra and Chorus unter Robert Shaw (Telarc 10039/Teldec Import Service).

Blechinstrumente klingen bei diesen Digitalaufnahmen wirklich nach Blech und nicht hölzern. Die Orchester wurden dreidimensional registriert, ohne das einheitliche Klangbild zu zerreißen.

Wolfgang Amadeus Mozart: **Klavierkonzerte Nr. 19 und 24,** Philharmonia Orchestra, Pianist und Dirigent: Vladimir Ashkenazy (Decca 6.42578).

Eine der seltenen Klavierkonzert-Einspielungen, bei denen das Solo-Instrument nicht zu aufgeblasen wirkt, sondern durch richtige Mikrofonaufstellung seine natürliche Klangdimension behält.

Wolfgang Amadeus Mozart: **Violinkonzerte Nr. 3 und 4,** Academy of St. Martin-in-the-Fields, Leitung und Solo-Violine: Jona Brown (Decca 6.42407).

Auch hier wirkt das Orchester sehr plastisch. Der Standort des Solisten läßt sich einwandfrei ausmachen. Die Höhen sind besser durchgezeichnet als bei vergleichbaren Digitalaufnahmen.

Wolfgang Amadeus Mozart: **Requiem,** Gächinger Kantorei und Bach-Kollegium Stuttgart unter Helmuth Rilling (CBS 76 819).

Keine Choraufnahme im halligen „Schwimmbad-Sound", sondern eine sauber gestaffelte und gut ausbalancierte Einspielung von Chor, Orchester und Solisten.

Wolfgang Amadeus Mozart: **Divertimenti KV 136 und 137,** Mitglieder des Berliner Philharmonischen Oktetts (EMI digital 1C 065-82 885, auch als Direktschnitt EMI/Toshiba EWLF-98010 erhältlich). Béla Bartók: **Die 6 Streichquartette,** Toyko String Quartett (DG 2740 235).

Streicheraufnahmen mit einem optimalen Verhältnis zwischen direktem und reflektiertem Klang. Die einzelnen Instrumente des Quintetts und Quartetts lassen sich gut lokalisieren, ohne daß dabei durch übertriebene Multimikrofonie der Eindruck einheitlicher Raumakustik verlorengeht.

Giuseppe Verdi: **Falstaff,** Wiener Philharmoniker und Wiener Staatsopernchor unter Herbert von Karajan, Solisten: Giuseppe Taddei, Rolando Panerai, Francisco Arraiza, Janet Perry und andere (Philips 6769 060). Wolfgang Amadeus Mozart: **Die Zauberflöte,** Wiener Philharmoniker und Wiener Staatsopern-Chor unter James Levine, Solisten: Martti Talvela, Jose van Dam, Ileana Cotrabas und andere (RCA RL 03728).

Neue in digitaler Technik eingespielte Aufnahmen. Die szenische Gliederung von Orchester und Sängern ist klar erkennbar – die nahezu perfekte Illusion eines Live-Erlebnisses.

Franz Schöler

Roth-Händle bringt Würze in den Abend.



Roth-Händle Unnachahmlich im Geschmack (Ob mit oder ohne Filter)

Der Bundesgesundheitsminister. Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette enthält: Roth-Händle 1,3 mg Nikotin und 21 mg Kondensat (Teer), mit Filter 0,7 mg N und 12 mg K (Durchschnittswerte nach DIN

PLATTEN

Die eine treibt sich rum, **Nächtelang** (RCA), träumt von New York und meint *Alle Kinder wollen heim.* Die andere nahm ihre Platte gleich in den USA auf, um sich aus sicherer Entfernung mit seelischem Muttermal und Reminiszenzen an **Zuhause** (Pläne) zu beschäftigen. Die Rede ist von Ulla Meinecke, mit dem Rock des „Spliff"-Schlagzeugers Herwig Mitteregger heftig flirtende Lady aus Kreuzberg, und von Jasmine Bonnin, ins flüchtige Melodram verliebte Liedermacherin aus Moabit mit Neigungen zu Funk und Jazz. Beide repräsentieren – unterschiedlich in Stil und Stimme – eine neue Qualität im deutschen Musikgeschehen: Frauen (zumal in Berlin) schreiben die klügeren und phantasievolleren Texte als die Männer, immer dran am eigenen Erleben, aber ohne rührselige Romantik und trotziges Theater. *Sam Weller*

•

Mit der triefenden Outlaw-Romantik ihres Vaters Johnny Cash hat die US-Sängerin Carlene Carter nichts mehr im Sinn. Auf ihrem neuen Album **Blue Nun** (WEA/F-Beat) schlägt sie richtig scharfe Töne an. Carlene Carter präsentiert unverbrauchten Qualitäts-Pop *(Love Is A Four Letter Verb)* und erinnert kurzfristig an ihre Country & Western-Roots („Rockababy"). Das Gros der Kompositionen steht jedoch in der Tradition rauher, weißer Rhythm & Soul-Musik der späten sechziger Jahre. *Blue Nun* verdient das Prädikat: rundum reizvoll.

•

Neues von zwei großen Rock-Röhren: Der ehemalige Sänger der Gruppe Family, Roger Chapman, erlebt nunmehr seinen dritten Frühling. Auf **Hyenas Only Laugh For Fun** (Line LLP 5125) bleibt der Mann mit dem Reißwolf-Tremolo gewohnten Qualitäten treu: Er inszeniert eine konventionelle Rockmusik mit muskulösem Kompaktsound, aber ohne angestrengte Kraftmeierei. Auch Detroits Mitch Ryder gelang nach achtjähriger Pause das Comeback. Sein viertes Album seit 1979, **Live Talkies** (Line LDLP 8001), läßt die ganze Urwüchsigkeit dieser Stimme erkennen – und die Breite des musikalischen Spektrums. Neben Songs von Bob Dylan, Bobby Womack und Little Richard bringt er erprobte Ryder-Standards wie *Ain't Nobody White* und das deutsch betitelte *Er ist nicht mein Präsident.* Der Digital-Doppel-LP liegt als Zugabe eine direktgeschnittene Maxi-Single bei. *Bernd Matheja*

•

Zum Jahreswechsel noch mal ein Nachschlag: Auch diese Platten waren uns 1981 lieb und wert.

Session-As David Lindley fand nach



Kraft ist nicht seine einzige Stärke. Ford Escort XR 3.
Der Mann im XR 3. Er fährt, was andere nie erfahren. Er ist schon da, wenn viele noch suchen.
Der Mann im XR 3. Er nimmt vom Besten, ohne alles dafür zu geben. Und fährt ein Auto, das viel bringt und ihm viel gibt.
Der Mann im XR 3. Er weiß, was er kann. Und was in diesem aufregenden Auto steckt. An sportlicher Kraft. An beruhigender Sicherheit. Der Mann im XR 3. Lassen Sie ihn nicht aus den Augen.
Jeder Ford-Pkw – so auch der Escort – ist jetzt mit einer Auspuffanlage ausgerüstet, deren Lebensdauer wesentlich verlängert wurde. Durch die Verwendung so hochwertiger Werkstoffe wie rostfreier Stahl und aluminiumbeschichtetes Stahlblech.
● Günstig finanziert durch Ford Credit Bank. Leasing als interessante Alternative zum Kauf. Ihr Ford-Händler berät Sie. ● Neu bei Ford: Schutz auch im 2. und 3. Jahr auf die wichtigsten Aggregate. Bis 100.000 km Gesamtfahrleistung. Für wenig Geld.
FORD GARANTIE-SCHUTZBRIEF



IWT 1-949a
Ford Escort
Auto des Jahres
1981
Konsequent aerodynamisches Styling mit Front- und Heckspoiler.
Markante Vierloch-Alufelgen.
1.6-l-CVH-Maschine
(71 kW/96 PS).
ESCORT XR3
K DE 337
FORD ESCORT
Ford
Das Zeichen der Vernunft

PLATTEN

vier Jahren Vorbereitung endlich Zeit und die richtigen Musiker für sein Solo-Debüt: **El Rayo-X** (Asylum AS 52 283) ist eine Sammlung aus Blues und Soul-Songs,



Reggae-Rhythmen, Cajun Music und alten New Orleans Rhythm & Blues-Klassikern wie Huey „Piano" Smith' *Tu-Ber-Cu-Lucas And The Sinus Blues.* Mit auf dem Album: der Everly-Brothers-Hit *Bye Bye Love,* dem Lindley durch ungewöhnliche Instrumentierung – Akkordeon, Slide-Gitarre, Banduria und Violine – ganz neue Reize verpaßt.

In Sachen Rocksteady machten die Paragons, in den sechziger Jahren eine der besten Vokalgruppen Jamaikas, wieder von sich reden. Das Sängertrio begründete seinerzeit mit Songs wie „Happy Go Lucky Girl" und „The Tide Is High" den Rocksteady-Ruhm. Mit **Sly & Robbie Meet The Paragons** (Island 203 694) feiern sie ihr Platten-Comeback.

Wie fruchtbar schöpferische Pausen sein können, beweist die neue Leo-Kottke-Platte **Guitar Music** (Chrysalis 203 646), mit Abstand sein bestes Album seit 1976.

„A real New York City street record" nennt Mink DeVille seine neue Platte **Coup de Grâce** (Atlantic 50 833). Der Sänger mit der scharfen Röhre hat bis auf Keyboard- und Akkordeonspieler Kenny Margolis alle Begleitmusiker ausgewechselt und gegen Ricky Borgia, Louis Cortelezzi und Joey Vasta eingetauscht.

Zu unerwartet großer Form liefen nach dem Desaster von „Emotional Rescue" die Stones wieder auf. Für **Tattoo You** (Rolling Stones Records 1C 064-64 533) klauten sie zwar kräftig bei „Let It Bleed" und „Exile On Man St.", aber das Rhythmus-Duo Bill Wyman/Charlie Watts und der Rock'n'Roll-Sound waren unübertroffen das Beste, was man 1981 hören konnte.

Auch Muddy Waters zeigte auf seiner exzellenten **King-Bee**-LP (Blue Sky 84 918), daß Rock-Veteranen noch lange nicht zum alten Eisen gehören. Er bestätigt, was Fans schon immer wußten: *No Escape From The Blues.* *Franz Schöler*

•

Was Insider schon lange prophezeiten, wurde 1981 zur Gewißheit: Synthesizer-Musik und Disco-Jazz sind endgültig „out". Eine ganze Reihe von Fusionsmusikern kehrte zu ihren akustischen Instrumenten zurück. So etwa Chick Corea, der in alter Eleganz über die 88 schwarz-weißen Tasten streicht und seinem Flügel auf **Three Quartets** (Warner Bros.) jazzige, meist in bester Hardbop-Manier pulsierende Töne entlockt. Überhaupt liegt Bop gut im Trend.

Die drei wichtigsten Platten stammen von Saxophon-Neuentdeckung Arthur Blythe mit dem avantgardistischen **Blythe Spirit** (US-Col., Phonogram-Import), von Altmeister Max Roach mit **Chattahoochee Red** (US-Col., Phonogram-Import) und von den **Lounge Lizards** mit ihrem frechen, gleichnamigen Debütalbum (Polydor EG), auf dem wilde Gitarren-Akkorde ganz neue Varianten in den traditionellen Jazz-Sound bringen.

„Free-Funk" nennt sich eine Musik, die freien Jazz mit schrägen Funkyklängen verbindet. Da jaulen Gitarren zwischen rasanten Rhythmen, aufgetürmten Clustern und Gospelklängen. Neben Ronald Shannon Jackson profilierte sich in dieser neuen Spielweise vor allem James Blood Ulmer – ehemals Gitarrist bei Ornette Coleman –, der gleich zwei wichtige Alben ablieferte: **No Wave** (Moers-Music) und **Free Lancing** (CBS).

Vergleichsweise bieder wirken dagegen die deutschen Jazzer. Herausragend aus dem Feld der Mittelmäßigkeit: Michael Sagmeister auf **Ganshy** (Mood-Records) – wichtigste Gitarristen-Neuentdeckung dieses Jahres – und Albert Mangelsdorff mit **Live in Montreux** (MPS) – noch immer der Welt bester Posaunist.

Den Sampler des Jahres lieferte die Metronome mit der **Jazz Guitar Box,** einem sorgsam edierten Vier-Platten-Set, auf dem von Django Reinhardt über Wes Montgomery bis hin zu John McLaughlin alle Musiker zu hören sind, die die Geschichte der Jazz-Gitarre mitgeschrieben haben.

•

Es gibt nur wenige Jazzer, die kompromißlos die Wiederbelebung des Bebop betreiben und dabei geschickt den Geist von gestern mit den Ausdrucksmöglichkeiten von heute verknüpfen. Einer heißt Bennie Wallace, trotz seiner Jugend ein herausragender Könner auf dem Tenorsaxophon. Auf **Bennie Wallace Plays Monk** (Enja) zollt er dem großen Bebop-Pionier Thelonius Monk einen mitreißenden Tribut. Unterstützt von Bassist Eddie Gomez, Schlagzeuger Dannie Richmond und gelegentlich Posaunist Jimmy Knepper meistert Wallace die Vorlagen des Jazz-Klassikers mit erstaunlichem Selbstbewußtsein. Ganz gleich, ob es sich dabei um eine schnelle Nummer wie *Straight No Chaser* oder die Evergreen-Ballade *Round About Midnight* handelt. *Manfred Schmidt*

•

Die Wagnerianer sehen's gar nicht so verbissen wie viele ihrer Gegner. Bei internen Feten nehmen die Mitglieder des Bayreuther Festspielorchesters schon mal die Werke des Meisters musikalisch auf die Schippe. Diese virtuosen Späße gibt es nunmehr auf Schallplatte: als **Bayreuther Schmunzel-Wagner** (Concerto Bayreuth 13 001). Der vom Festspiel-Ernst niedergezwungene Zeitgenosse findet hier Leichtes und Seichtes zur Erholung, etwa die *Assoziation eines Geigers beim Wotan-Monolog* oder einen feschen Ring-Marsch für Blasmusik. Mitten im fröhlichen Gehopse einer Quadrille taucht plötzlich das



hehre Walhall-Thema auf, das drohende Holländer-Motiv oder ein paar freche Takte aus dem Walkürenritt. Sogar Wolfgang Wagner kann mit dieser Art von Humor leben: Er spielt die Platte gern seinen Gästen vor. *Sandro Strauß*



DAS MERKWÜRDIGE AN DEN NORMANNEN IST, DASS SIE BEIM KAFFEETRINKEN IMMER LUSTIGER WERDEN.

WER zuerst darauf gekommen ist, das weiß man ehrlich gesagt nicht mehr so genau. Aber daß Calvados und Kaffee hervorragend zusammenpassen, darüber sind sich alle Normannen einig. Und nicht nur die Normannen. In ganz Frankreich hat sich dieser Brauch mit Windeseile verbreitet. Und ein Bistro ohne Café Calva ist seit dieser Zeit schlichtweg undenkbar. Worüber die Normannen natürlich ganz besonders stolz sind.

Angefangen hat das eigentlich alles mit den unwahrscheinlich vielen Apfelbäumen, vor denen sich die Normannen kaum retten können. Jeden Herbst bietet sich das gleiche Bild. Die ganze Normandie ist auf den Beinen, und überall werden Berge von leckeren, kleinen Äpfeln aufgetürmt.

Aus diesen Äpfeln keltern die Normannen zunächst ihren nicht minder berühmten Apfelwein, den sie übrigens liebevoll Cidre nennen.

Und aus dem Cidre, das heißt aus einem Teil, den man sich eigens dafür aufhebt, wird dann der Calvados gebrannt. Doch wie man ihn am besten brennt, darüber sind sich die Normannen ausnahmsweise einmal nicht einig.

Die Leute aus dem Pays d'Auge brennen nämlich ihren Calvados ausschließlich nach dem Cognac-Verfahren, während die übrigen Normannen auf die Armagnac-Methode schwören. Damit man das auch später auf den ersten Blick erkennt, zeichnen die einen ihren Calvados mit der Appellation Pays d'Auge Contrôlée aus, die anderen mit der Appellation Réglementée.

Zuerst aber muß der Calvados in Eichenholzfässern reifen. Und darüber wird sich niemand streiten. Denn erst im Faß bekommt er Farbe und seinen typischen Geschmack. Das dauert mindestens ein Jahr, meist aber zwei bis fünf und manchmal sogar vierzig Jahre und mehr.

Je jünger ein Calvados ist, desto feuriger schmeckt er. Je älter er ist, desto weicher wird er und desto tiefer wird seine schöne braune Farbe. Wie Sie ihn am liebsten mögen, probieren Sie am besten selbst. Vielleicht einmal mit und einmal ohne Kaffee.



Calvados ist etwas Feines.
(Offizielle Meinung des Bureau National Interprofessionnel des Calvados).

FILME

Mit über 80 Filmen und nur mittelmäßigem Talent avancierte Joan Crawford (1904 bis 1977) zum Prototyp des Hollywoodstars, der Karriere und Privatleben bedingungslos der Publicity opferte. Als die Adoptivtochter Christina 1978 **Mit den Augen einer Tochter** die Biographie *Mommie Dearest* veröffentlichte, entfachte das Buch in den USA eine bestsellerträchtige Kontroverse. Denn die Leinwandheroine mit dem somnambulen Gesichtsausdruck wurde als despotische Übermutter porträ-



tiert, die ihre Kinder geschlagen, gequält und unterjocht haben soll. Genau der richtige Stoff für wüst-wonnevolles Kintopp. Die Leinwandfassung mit Faye Dunaway als minuziöser Crawford-Kopie spart denn auch nicht mit saftigen Szenen, in denen Joan Tochter Christina nach Strich und Faden mißhandelt. Mal kriegt sie's mit dem Kleiderbügel, dann wieder würgt Mama sie auf dem Wohnzimmerteppich. So hemmungslos Triviales gedeiht halt immer noch am besten in den verschwenderisch schönen Pappkulissen Hollywoods.

•

Ein Chicagoer Reporter ist bedient: Wegen seiner politisch entlarvenden Kolumnen hat man ihm kurzerhand die Wohnung um die Ohren gesprengt. Der rundliche Zeitungsmann zieht sich zu einer harmlosen Reportage über eine Ornithologin in die Rocky Mountains zurück. Doch Ruhe findet er nicht – die attraktive Vogelkundlerin, die dem Liebesleben von Adlern nachspürt, bringt ihn ganz schön auf Trab. Obwohl die beiden füreinander bestimmt scheinen **Wie Himmel und Hölle,** steuert sie Regisseur Michael Apted zielsicher in eine satte Romanze. Das Liebesmatch in dieser schwungvoll

inszenierten Komödie bestreiten die appetitliche Blair Brown und der flapsige John Belushi. *Wolf Kohl*

•

Einst war sie eine gefeierte Opernsängerin. Jetzt lebt Martha mit ihren Nichten in einem Landhaus in der Nähe von Venedig. Anna kümmert sich ums Haus und verblüfft die Männerwelt durch überraschende Entblätterungsszenen, die scheue Claudia verdingt sich als Lehrerin. Stärker als die vage angedeutete Liebesbeziehung zwischen den ungleichen Frauen ist ihre Abhängigkeit von der Ex-Operndiva. Auch für Marthas jüngeren Bruder Nicky, der zu Besuch kommt, spielt sie Muttersatz. Als Martha stirbt, läßt Regisseur Franco Brusati offen, ob Anna, Claudia und Nicky endlich der Sprung in die Selbständigkeit gelingt. Trotz aller Ernsthaftigkeit, mit der es hier um Abnabelungsprozesse geht, ist **Vergiß Venedig** kein Dialog-Drama à la Bergman und hat nichts von der langatmigen Seelentristesse deutscher Machart. Mitunter darf gelacht werden. *Dittmar Wegener*

•

Zwei New Yorker Theaterleute – gespielt von Andre Gregory und Wallace Shawn – treffen sich in einem Restaurant und reden 110 Minuten über sich, Gott und die Welt. Die große Überraschung bei dieser Verbalorgie: Mit seinem unauffälligen Kammerspiel **Mein Essen mit Andre** schlägt Regisseur Louis Malle auch Zuschauer in den Bann. Gespannt verfolgt man diesen Dialog-Marathon zweier skurriler Figuren, die auf mal groteske, mal geniale Weise laut über Leben, Lieben und Leiden nachdenken. Und da dabei so manches zur Sprache kommt, was den wachen Zeitgenossen bewegt – alternative Lebensweise, Umwelt- und Beziehungsprobleme –, verläßt man das Kino in dem Gefühl, einen aufschlußreichen Abend mit zwei guten Freunden verbracht zu haben. *Rolf Thissen*

•

Popeye – Der Seemann mit dem harten Schlag ist Mensch geworden. Robin Williams spielt den verknautscht dreinblikkenden Comic-Mann, der nur nach Einnahme von Spinat zu Hochform aufläuft. Und er braucht eine Menge Grünzeug, bis er Findelkind Swee' Pee aus den Händen räuberischer Finsterlinge befreit hat. Mit von der Partie: Popeyes Angebetete, die resolut-rappelige Olive Oyl, mit Shelley Duvall in einer Idealbesetzung. Damit auch alles seine Ordnung hat in dem bunten Musical-Klamauk, ließ Regisseur Robert Altman sogar das Comic-strip-Städtchen „Sweethaven" komplett auf der Insel Malta nachbauen. *Peter Blake*

High Fidelity f



67-cm-Farbbild, 2 x 33 Watt Stereo-/Zwei-Ton (Parallel), Infrarot-Fernbedienung für 39 Programme, Kontrast-Automatik. Maße über alles (B/H/T): 83 x 53 x 46 cm.
Der aufgeführte Preis ist Endverbraucher-Barpreis inkl. MwSt. Stand 8. 10. 81 Änderung vorbehalten.

ür 2598 Mark.



Der neue PALcolor V 8990 stereo hifi. Mit HiFi-3-Wege-Boxen und 2 x 33 Watt-HiFi-Verstärker.

Das ist das attraktive Spitzen-Modell im neuen Telefunken Programm. Mit einem Klang, wie Sie ihn bisher nur von HiFi-Anlagen kennen. Das garantieren leistungsstarke HiFi-Endstufen und eingebaute HiFi-3-Wege-Boxen. Und durch die gelungene Formgestaltung ist dieser Klangperfekte auch für das Auge ein ästhetischer Genuß.

Der Clou: Bei Zwei-Ton-Übertragung, z. B. eines ausländischen Spielfilms, kann der Originalton über Lautsprecher, die synchronisierte Fassung gleichzeitig über Kopfhörer mitgehört werden. PALcolor V 8990 stereo hifi. Daran sollten Sie andere messen!

Mehr darüber und über das gesamte neue Telefunken Programm sagt Ihnen Ihr Fachhändler, einer der Telefunken-Partner in Deutschland. Sie werden feststellen, daß Sie nirgendwo mehr Qualität für Ihr Geld bekommen.

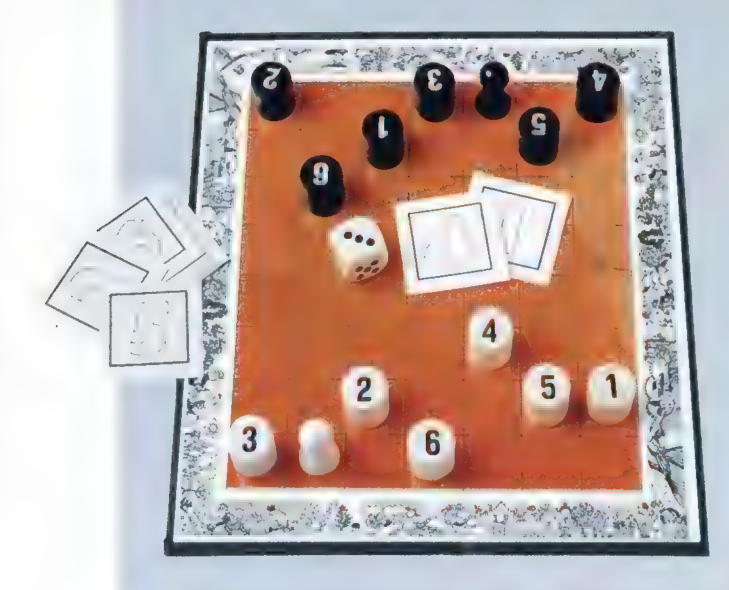
TELEFUNKEN

A.B.S.



Lila: fernöstliche Weisheiten auf kosmischem Parcours

Focus: knifflige Sprungtechnik nach simplen Regeln



Räuber und Gendarm: kaum zu kalkulieren



Mystic Wood: die märchenhaften Abenteuer des Ritters Parzival

DAS RICHTIGE BRETT FÜR JEDEN KOPF

USA 1930. Die Gangster aus Detroit und New York ziehen ihre Kreise. Wenn sie angreifen, helfen auch geschmierte Senatoren und Richter nicht mehr. Außer man ist Manns genug, um mit den eigenen Killern zurückzuschlagen. Andernfalls ist das Spiel aus, denn *Organized Crime* (35 Mark) kennt nur einen Gewinner: den gewissenlosesten Boß im Syndikat. Natürlich wird dieses Mafia-Match um Einfluß in Politik und Geschäftsleben nicht durch bloße Würfelei entschieden. Interessanteste Weiterentwicklung des Monopoly-Strickmusters: Die vier Mitspieler – also die Bosse – müssen sich über die meisten strategischen Fragen in einer fliegenden Konferenz einig werden. Wer gewinnen will, muß koalieren und intrigieren können – fast wie im richtigen Leben.

Dagegen ist *Räuber und Gendarm* (20 Mark) eine harmlose Anlehnung an die Wirklichkeit. Bei diesem Taktikspiel haben Weiß und Schwarz sowohl einen Gangster als auch sechs numerierte Ordnungshüter zur Verfügung. Vor dem Spiel wird ausgelost, welcher Polizist den Dieb des Gegners fangen muß. Und nur konzentrierte Beobachtung der verzwickten Züge ermöglicht einem Spieler, das Rätsel zu lösen.

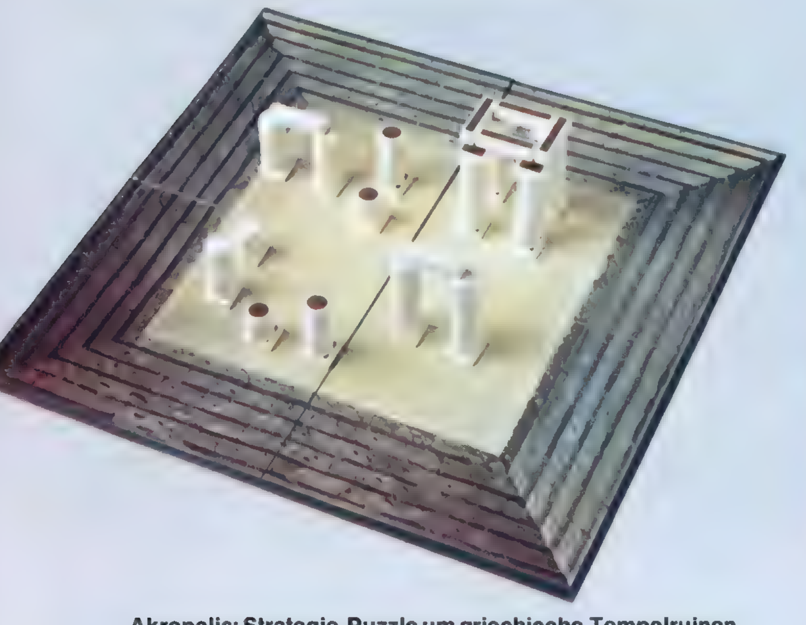
Leute, die gern um die Ecke denken, können bei *Tripple* (31 Mark, zu beziehen über „Das Spiel", Rentzelstraße, 2000 Hamburg 13) mit seinen 64 Holzplättchen und zwei transparenten Plastikscheiben die Köpfe rauchen lassen. Denn die Pfeile auf den Spielquadraten beschränken die Bewegungsmöglichkeiten erheblich. Entscheidend sind bereits die ersten Minuten,



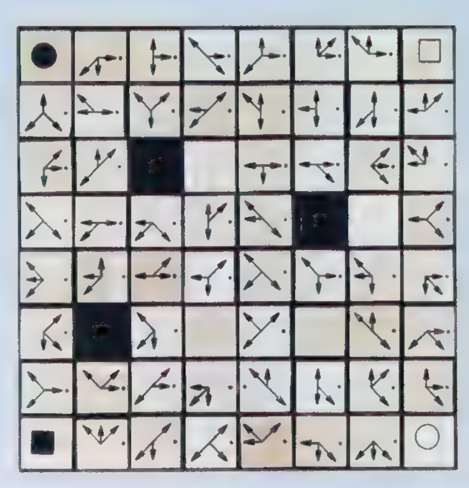
Organized Crime: Mafia für jedermann

Quintillions: Solitaire aus dem Baukasten





Akropolis: Strategie-Puzzle um griechische Tempelruinen



Tripple: Wegweiser für Tüftler

wenn die gut gemischten Plättchen abwechselnd drapiert werden.

Auf den Spielflächen von *Akropolis* (53,50 Mark) und *Focus* (35 Mark) geht's dreidimensional zu. In dem griechisch angehauchten Duell müssen Tempel aus Säulenresten, Grund- und Deckplatten aufgerichtet werden, während es bei *Focus* darum geht, die Steine des Gegners aus dem Verkehr zu ziehen. Vier höchst simple Regeln machen das Unternehmen jedoch zu einer äußerst kniffligen Angelegenheit. Das Spiel, das der New Yorker Tüftler Sid Sackson („Acquire", „Blockade", Sleuth") entwickelt hat, wurde übrigens von einer Journalisten-Jury als „Spiel des Jahres '81" ausgewählt.

Was die Preisrichter noch nicht kannten: *Quintillions* (85 Mark, ebenfalls über „Das Spiel"), das gerade erst in den USA auf den Markt kam. Einsiedler können endlich ihr „Solitaire"-Brett weglegen, denn die zwölf Winkelholzstücke lassen sich zu zehn hoch siebzehn unterschiedlichen Formationen zusammenfügen. Wer in den nächsten 15 Jahren jedoch Geschmack auf einen Partner bekommt, kann drei weitere Spielvarianten mit denselben Bausteinen probieren. Eine Anschaffung fürs Leben!

Ein paar Weisheiten gibt's gratis bei *Lila* (38 Mark) – etwa Erhellendes über den Weg von der „Genesis" bis zum „kosmischen Bewußtsein". Das jahrhundertealte Würfelspiel hat der Sphinx-Verlag in Basel ausgegraben und in ein philosophisches Bändchen eingebaut. Deshalb ist es auch nur über den Buchhandel zu bekommen.

Ohne solches Hintergrundmaterial kommt *Mystic Wood* (37 Mark) aus, das sich an keltische Märchen und Fantasy-Literatur im Stile Tolkiens anlehnt. Ritter Parzival schlägt Drachen, und wenn's hart kommt, auch noch 30 andere Fabelwesen. Trifft er auf andere Ritter, muß er sich duellieren.

Andreas Lukoschik

TREFFS

SILVESTER 1981: WAS WO LOS IST

Falls Sie Silvester noch nichts vorhaben – hier sind neun ausgefallene Vorschläge, wie Sie sich von diesem Jahr gebührend verabschieden können.

•

PONY, Kampen/Sylt (0 46 51/4 21 82): Insider behaupten, die Insel sei gerade im Winter besonders reizvoll, weil nicht so überlaufen wie im Sommer. Dazu paßt dann auch eine eher familiäre Silvester-Party, zu der nach Mitternacht normalerweise die Insulaner stoßen, die vorher ihr Pulver verschossen haben. Die permanente „In"-Situation, Treffpunkt für Schaukämpfer aus Wirtschaft, Politik, Sport und Showbiz serviert in diesem Jahr ein erstklassiges viergängiges Menü zum Preis von 130 Mark. Bevorzugtes Getränk: Schampus der Top-Qualitäten.

•

ATLANTIC, Hamburg, An der Alster 72 (0 40/24 80 01): Hanseaten gelten gemeinhin als cool und als Verfechter der Disziplin „understatement". Berühmte Ausnahme der Regel: Im *Atlantic* geht's an Silvester hoch her. Der Fächer, der in diesem Jahr als symbolhaftes erotisches Requisit für die Feier ausgewählt wurde, wird der Veranstaltung jedoch einen gediegenen Hauch Distinguiertheit zuwedeln. Denn die 700-köpfige Ballgesellschaft greift erst tief ins Portemonnaie (275 Mark pro Person) und dann beim Gala-Dinner stilvoll zu Messer und Gabel.

•

LANDHAUS SCHERRER, Hamburg, Elbchaussee 130 (0 40/8 80 13 25): Ein Fest für Gegner von Festivitäten arrangiert Hamburgs Vorkoch Armin Scherrer. Der präzise Zeitplan erlaubt es jedem der 150 Gäste, noch vor dem mitternächtlichen Raketengewitter in den eigenen vier Wänden zu sein – ein Zeremoniell, das immer mehr Zeitgenossen bevorzugen. Im eleganten Restaurant – die Einrichtung sinnesfrohen Griechengöttern nachempfunden – brennt ein Tischfeuerwerk aus acht Gängen, für das 150 Mark zu bezahlen sind. Die Speisenfolge wird übrigens von Künstlerhand auf Rosenthal-Tellern verewigt.

•

WALD- UND SCHLOSSHOTEL FRIEDRICHSRUHE, Friedrichsruhe (0 79 41/70 78): Kultiviert wie die Kreationen seiner Feinschmeckerküche ist die Feier bei Lothar Eiermann, dem deutschen Spitzenkoch (siehe 12/1980, *Playboys Top Ten*). Die achtgängige Menüfolge kann man von einem Champagnerkelch ablesen. Bei Tische spielt ein Barock-Ensemble im altertümlichen Dreß höfische Musik. Und anschließend steht den Festgästen das ganze Schloß zum feuchtfröhlichen Neujahrssegen zur Verfügung. Vor sechs Uhr wird kaum zum Finale geblasen. 195 Mark kostet der Eintritt ins Jahr 1982 ohne Logis, aber mit Champagner satt.

•

AXELMANNSTEIN, Bad Reichenhall, Salzburger Straße 2–6 (0 86 51/40 01): In der weiß-blauen Republik zählt das Hotel zu den ersten Adressen – entsprechend aufwendig wird der Jahreswechsel gefeiert. Direktor Horst Weissengruber knüpft beim Rumpunsch-Apéro in Halle und Bar höchstpersönlich die ersten lockeren Kontakte zwischen den mehr als 300 Gästen, die für den Einlaß 130 Mark bezahlen müssen. Anschließend unterstreicht die Küchenbrigade Payer mit einem opulenten Mahl ihr internationales Renommee. Gesetzte Ausfallschritte zu den Takten einer Bigband, Tombola, mitternächtliches Feuerwerk und Neujahrskrapfen – all das sind für die Ballgesellschaft im Berchtesgadener Land nur Zwischenstationen auf dem Weg zum Katerfrühstück.



•

PARK HOTEL AROSA, Arosa (00 41 81/31 01 65): Im fashionablen Graubündener Skiort bietet man über Weihnachten und Silvester nur 14-Tages-Pauschalen, die mit mindestens 2000 Fränkli zu Buche schlagen. Nutznießer ist in diesem Fall der Gast, der seine Ruhe haben will. In der Silvesternacht steht im *Arosa* ein gemütliches Menü mit acht Gängen an, bei dem weder Kaviar noch Hummer fehlen. Der Abfahrtslauf jugendlicher Fakkelträger und das heimelige Läuten der Kirchenglocken vermitteln zur Stunde Null ein seliges Gefühl: Hier ist die Welt noch in Ordnung.

•

HOTEL DE PARIS, Monte Carlo (00 33 93/50 80 80): Was vor dem Portal einer der letzten Feudal-Herbergen unserer Tage in einer guten Stunde so an-rolls-royced, repräsentiert neben 10 000 Karat Top River blue-white gut 20 Milliarden Dollar Aktienkapital. Hier feiern nämlich königliche Hoheiten, europäischer Geldadel, arabische Ölmagnaten sowie Film- und Sport-Prominenz. Dafür ist der Eintrittspreis mit knapp 500 Mark moderat. Der Freß- und Trink-Gala mit anschließendem Varieté stahlen im letzten Jahr eine Handvoll Wüstensöhne die Show. Sie baten nebenan im Casino zum New Year's Baccarat. Als im Morgengrauen Bilanz gemacht wurde, staunten selbst abgebrühte Zocker. Rund zehn Millionen Mark waren am Spieltisch von einem Emirat ins andere gewechselt.

•

HOTEL REID'S, Funchal/Madeira (2 30 01 über Auslandsvermittlung): Ein Relikt englischer Kolonialherrschaft ist dieses piekfeine Haus auf der Blumeninsel im Atlantischen Ozean. Ebenso gediegen präsentiert sich denn auch die Gästeschar – betuchte Engländer, die ihrem naßkalten Königreich entfliehen und hier bei 16 bis 22 Grad überwintern. Standesgemäß legen sich die Ladys an Silvester große Abendroben an, und ihre Begleiter befrakken sich mit Schwarz und Weiß – vorausgesetzt, sie sind nicht aus Schottland, denn dann gehört der Kilt zum guten Ton. Das mitternächtliche Feuerwerk, das von der Festung aus abgeschossen wird, begleiten die Schiffssirenen mit dumpfem Heulen. Für 5500 Mark ist man dabei – soviel kostet das obligatorische 14-Tage-Arrangement für zwei – Halbpension inklusive.

•

KARIBIK-KREUZFAHRT MIT DER VISTAFJORD (Norwegian American Cruises, Neuer Wall 54, Hamburg 36, 0 40/36 23 31): Statt in Schnee und Eis mal eine Jahresbilanz bei Planter's Punch in lauer Tropennacht? Ab 5880 Mark findet man Aufnahme in den elitären Kreis der letzten Kreuzfahrt-Snobs. Die Betreiber des Luxusliners, der am 19. Dezember in Genua ablegt und bis zum 9. Januar unterwegs ist, geizen weder mit kulinarischen Genüssen noch mit anspruchsvoller Bordunterhaltung. Nonplusultra unterm weiten Firmament: die Silvester-Gala zu wilden Calypso-Rhythmen nach der Devise Schlemmen, Tanzen, Staunen. Wer es partout besinnlich mag, geht unter Deck – zur Mitternachtsmesse. *Hans O. Janssen*

Man sieht sich beim MM.



MM, der Sekt mit dem gewissen Extra.


KADETT

genug.

Doch hat der Kadett SR erheblich mehr zu bieten als nur Sportlichkeit. Eine Ausstattung beispielsweise, der es an nichts fehlt. Angefangen bei den breiten Reifen auf attraktiven Leichtmetallfelgen über den Econometer bis hin zu den Recaro-Sitzen vorn. Dazu kommt dann noch das beispielhaft sichere Fahrwerk mit speziell abgestimmten Gasdruck-Stoßdämpfern.

Der Kadett SR – ein weiteres Beispiel für die Opel-Initiative.



SPRACHE

Letztes Jahr kam ein Götterbote in Luthers Land und wurde Mensch: Johannes Paul II., ein Papst zum Anfassen. Vor einigen Monaten bereiste ein Elvis-Presley-Verschnitt die Republik und wakkelte mit der Hüfte: Shakin' Stevens – ein Star zum Anfassen. Der Manegenzauber von Roncalli: Zirkus zum Anfassen. Das Programm von Beate Uhse: Erotik zum Anfassen. Und Thomas Gottschalk, Plaudertasche von Rundfunk und Fernsehen, würde am liebsten Radio zum Anfassen machen. Sein einziges Problem: Man läßt ihn nicht.

Währenddessen grassiert hierzulande die Ansicht, daß nur das etwas taugt, wonach man mit den Händen greifen kann. **Die neue Redlichkeit** – eine Trendwende in der deutschen Umgangssprache? Kommt nach theorieschweren Ausflügen in die Niederungen der Soziologie mit den Erfahrungen von Entfremdung, Isolation und Massenkommunikation nun das taktile Zeitalter?

Wenn man den Blätterwald durchforstet, stellt sich heraus: Es dominieren alte Tätigkeitswörter in neuen Zusammenhängen. So werden beispielsweise in Bonn bei der männermordenden Regierungsarbeit schon seit einiger Zeit Argumente zugeschnitten, Erwartungen heruntergeschraubt, Vorgaben festgeklopft und Gesetze zu ganzen Paketen gebündelt. Und das, obwohl die Lobby der Handwerker noch immer viel zu schwach ist. Denn die



Sozis halten es mit den Gewerkschaftern (die arbeiten mit dem Kopf) und die Liberalen mit den Managern (die arbeiten mit dem Geld).

Freilich: Der Umschwung wurde in einer Konzernzentrale eingeläutet. Der Schock der ersten Ölkrise von 1973 saß schließlich nicht nur den Autofahrern in den Knochen. Damals zitterten ganze Braintrusts. Geboren wurde aus der Not ein programmatischer Slogan: „Es gibt viel zu tun. Packen wir's an."

Nicht, daß die Esso-Strategen das Volk ans Händchen hätten nehmen wollen. Nein, sie wollten uns mit dem Hinweis auf ihre markigen Such- und Bohrtrupps möglichst unauffällig klarmachen, daß körperliche Arbeit not täte, um der schwierigen Zukunft gelassener entgegen zu sehen. Die Zukunft ist inzwischen da. Und jeder normale Mensch hat begriffen, daß körperliche Arbeit mit den Händen geleistet wird. Und nicht zu vergessen jene ermüdeten Intellektuellen, die sich nach Abitur, Studium und Aufstieg in oberste Verwaltungsetagen danach sehnen, eine Lehre als Tischler, Gärtner oder wenigstens Kraftfahrzeugmechaniker zu machen.

Kein Wunder, daß auch der PLAYBOY bereits 1980 griffige Mädchen propagierte und *Konkret*-Herausgeber Hermann L. Gremliza in einem Buch verriet, was die Persil-Frau Gabriele Henkel alles mit der Hand macht. Und mancher erinnert sich an einen alten Grundsatz, der im Zeitalter der Mikroprozessoren und integrierten Schaltkreise schon fast vergessen schien: Nur wenn du irgendwo deine Finger drin hast, kannst du wirklich sicher gehen.

Noch sind die heimlichen Verführer nicht in der Lage, unseren Tastsinn wirkungsvoll zu täuschen. Mit unseren Händen können wir nach wie vor am gründlichsten prüfen, ob die Kiwis beim Türken um die Ecke frisch, Colanis Möbel gut verarbeitet sind und ob die Frau neben uns im Bett wirklich eine ist.

Falls sich aber der sprachliche Kunstgriff mit dem penetranten Gegrapsche durchsetzt, wird der letzte Rest an unbefleckter Sinnlichkeit zu Markte getragen und zur trügerischen Illusion – im Handumdrehen.

Jürgen Kalwa

SHOPPING

General „Ike" Eisenhower kaufte hier die berühmte „Nothing Box" und schmückte damit einen Sims im Oval Office des Weißen Hauses. Die graue Metallbüchse erlangte Prominenz, weil sie – zum Preis von 29 Dollar – absolut keine Funktion besaß. Sie ließ sich nicht mal öffnen. Dem Scheich von Kuwait stand der Sinn eher nach Nützlichem: Er erwarb eine Hotdog-Bude, die, da wasserdicht, im Swimmingpool verankert werden konnte. Und Grimassen-Clown Jerry Lewis nahm von **Hammacher Schlemmer** (147 East 57th Street, New York, N.Y., 10 022) den ersten Lachsack überhaupt mit.

Seit 132 Jahren hat sich das größte Nonsens-Kaufhaus der Welt auf „functional exotica" spezialisiert. Rund 3000 Erfinder pilgern jährlich zu Manager Dominic Tampone, um ihm ihre oft reichlich verqueren Ideen zu offerieren. Denn was der 60jährige Italo-Amerikaner akzeptiert, macht seinen Weg. Und vieles, was einst als „crazy innovation" belacht wurde, gehört heute in Amerika zur normalen Alltags-Ausrüstung: der Anrufbeantworter etwa, das tragbare Radio und das drahtlose Telefon. In diesem Jahr setzte Tampone auf den Juwelen-Reiniger, der mit Ultrastrahlen arbeitet, den Bucheinband mit eingebauter Leselampe, den Plattenspieler im Aktenkoffer, den hydraulischen Holzzerkleinerer, die beheizte Schuhstellage und die auf Glas gemalten Einladungs-„Karten".

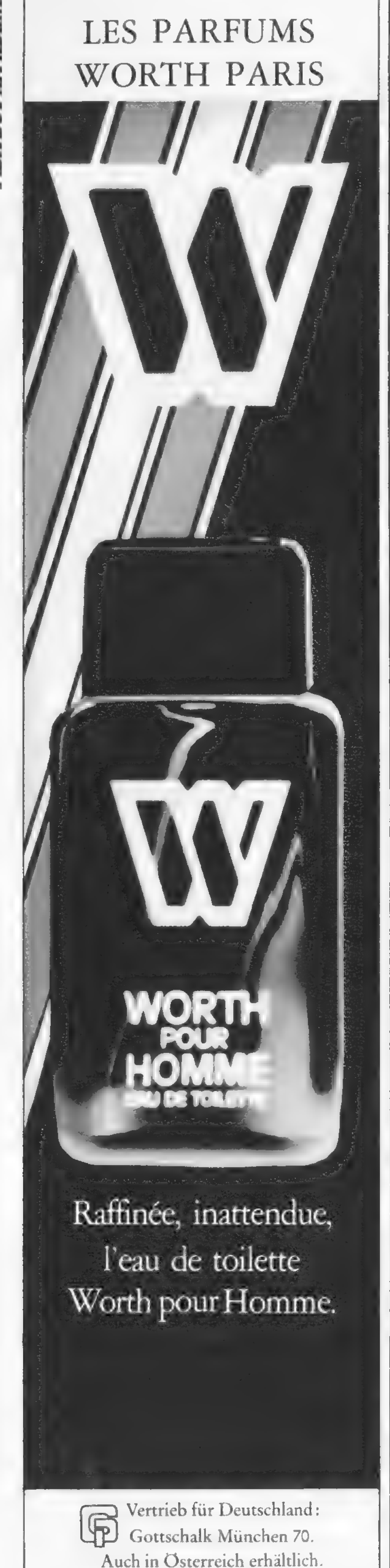
„Never say no", schrieb sich Hammacher Schlemmer aufs Firmen-Panier. Neben dem Verkauf von Nonsens und Nützlichem richteten deswegen die Gag-Giganten in der siebten Etage ihres altehrwürdigen Hauses noch einen Spezialservice ein: den Auftragsdienst für besonders ausgefallene Wünsche. So trieben die Schlemmer-Scouts für den Herzog von Windsor einen chinesischen Gartenpavillon mit Jagdmotiven auf, und ein Petro-Papst aus Dallas bekam postwendend seinen Fächer aus vergoldeten Straußenfedern. Nur in einem Punkt bleibt der Erfinder der elektrischen Klosettspülung eisern: „Bitte nichts Pornographisches."

Wer seine Extrawünsche telefonisch ordern möchte, wird unter der Nummer 00 12 01/2 28 56 56 rund um die Uhr bedient.

Uwe-Jens Schumann



6 Original-Gläser für DM 26,30 bei Einsendung eines Verrechnungsschecks. Danisco · DDSF Berlin GmbH, Isenburger Str. 15, 1000 Berlin 10.



BÜCHER

Von Philosophieprofessoren ist man eigentlich nur gedankliche Steilflüge gewohnt. Um so überraschender, wenn sich einer wie Friedrich Wilhelm Korff tatsächlich in die Lüfte schwingt: zum Beispiel mit einem motorisierten Drachen, den der Hochschullehrer aus Hannover im Auftrag des Bonner Verkehrsministeriums für den Breitensport testet. Daß Korff was vom Fliegen versteht, weiß man spätestens seit seiner 1977 erschienenen Studie über den „Roten Baron", dem verwegenen Freiherrn von Richthofen aus dem Ersten Weltkrieg. In seinem neuesten Band **Drachentanz** (Hanser, 24 Mark) erzählt der Autor von authentischen und fiktiven Luftabenteuern. Am überzeugendsten jedoch geraten seine eigenen Flugerlebnisse: Wenn er selber Loopings dreht und Militärmaschinen beschreibt, in denen man wie in alten englischen Sportwagen sitzt – mit der Sicht eines Kranführers. *Hans Christian Kosler*

•

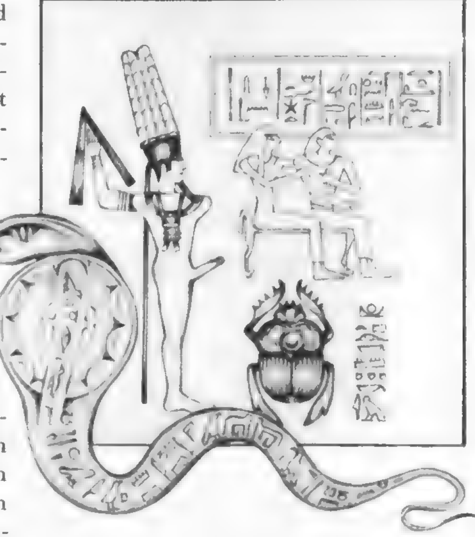
Erst wird den Schweizern die Lizenz für Coca-Cola entzogen, dann setzt die US-Regierung auch noch zwei Divisionen Ledernacken in Marsch. Und das alles, weil ein amerikanisches Individuum namens Galthwright seine Villa 60 Zentimeter höher baute, als erlaubt, und ein kleiner Beamter mit Vehemenz dagegen angeht. Mit solch skurrilen Denkspielen lüftet der Schweizer Autor Walther Kauer die Ärmelschoner seiner bürokratischen Landsleute, um den Muff herauszulassen. **Weckergerassel** (Benziger, 18,80 Mark) überschrieb er die Sammlung von zehn Erzählungen, die alle im Stil einer altertümelnd pfiffigen Provinzzeitung geschrieben sind. So persifliert Kauer schon in der Sprache das ewig gestrige Denken seiner Anti-Helden, deren heilige Einfalt durchaus nicht nur auf die Schweiz beschränkt ist. *Detlef Bluemler*

•

Auf die Buckelpiste wird es wohl niemand mitnehmen, aber im Bücherschrank macht's sich wirklich prächtig: **Das große Buch vom Ski** (Hoffmann & Campe, 148 Mark). Der phantastisch bebilderte Überblick, den ZDF-Reporter Bruno Moravetz herausgegeben hat, reicht von Großvaters wunderlichen Pioniertaten bis zu den Professionals von heute. Was sich alljährlich zwischen Idiotenhügel und Après-Ski tut, was in der Loipe läuft oder am Lift hochgeschleppt wird – das haben Kenner der Ski-Szenerie hier anschaulich und bisweilen amüsant beschrieben. Otto Jägersberg zum Beispiel beäugt eifersüchtig das Treiben von „Wachs-Casanovas" im Schwarzwald und ist beim winterlichen Tourenwandern dem „Geheimnis der Lust auf der Spur". Horst Vetten hingegen notierte erste Anzeichen einer Sexualisierung im Sport: „Heute zeigt sich ein Fräulein Wenzel im Skidreß erheblich schnuckeliger als eine Teilnehmerin am deutschen Turnfest von 1908 im Freiluftanzug." *Werner Hornung*

•

Wie man am Nil Geister beschwor und wieder loswurde, wie man mit Wachspuppen und dem Zauberspruch „Komm hierher, jetzt, jetzt, schnell, schnell!" eine spröde Schöne zur Liebe zwang – das alles hat Robert Brier in einem Buch mit Best-



seller-Chancen zusammengetragen: **Zauber und Magie im alten Ägypten** (Scherz, 32 Mark). Der amerikanische Altertums- und Okkultforscher verzichtete auf Spekulationen, er besann sich auf sein wissenschaftliches Handwerk. Und er ermittelte, daß das Zauberwesen im Land der Pharaonen in hohem Kurs stand. Spezialisierte Magier wohnten zum Beispiel im „Haus des Lebens" und mußten Beschwörungsformeln murmeln, Träume deuten, Tränke mischen und Amulette fabrizieren. Oberster Magier war natürlich der König: Er konnte das Nilwasser steigen und fallen lassen und für Fruchtbarkeit sorgen, was beim „Fest des Schwanzes" ausgiebig gefeiert wurde. *Anton Kenntemich*

•

Harry und Tyrone wollen endlich an die große Kohle kommen. Dazu ist ihnen fast jedes Mittel recht – auch der Handel mit Heroin. Als ihre Jagd nach einer Unze des gefährlichen Pulvers Erfolg zeitigt, testen sie eben nur mal die Reinheit – und es bleibt nicht beim einmaligen Einstich. Als sich die ersten Entzugserscheinungen einstellen, werden sie mit dem nächsten Schuß verdrängt: „Wenn wir wollen, können wir aufhören!" Sie können nicht. Ihre Totenmesse zelebriert Hubert Selby in

BÜCHER

seinem neuen Roman **Requiem für einen Traum** (Rowohlt, 36 Mark).

Selby, seit *Letzte Ausfahrt Brooklyn* als schonungsloser Realist bekannt, beschreibt auch hier mit großer Akribie die tödliche Odyssee zweier Freunde in den Straßen des New Yorker Stadtteils Bronx. Bis zum bitteren Ende in einem Südstaaten-Arbeitslager opfern Harry und Tyrone ihre Träume, ihre Hoffnungen, ihre Körper und letztlich auch ihre Seelen dem weißen Tod. Selten wurde mit größerer Milieukenntnis und nie mit solch literarischer Wucht über dieses Thema geschrieben. *Axel A. Kuner*

•

Entwarnt darf werden: Atombomben fallen erst in sechs Jahren. Dick kommt es trotzdem: Bereits in zwölf Monaten wird die Erde aus der Bahn geworfen, dann, wenn die Sonne und alle Planeten in einer Reihe stehen. Machen wir uns also auf Erdbeben und Überschwemmungen gefaßt. 1987 stehen die Araber dann am Rhein. New York fällt. Der Höhepunkt der Apokalypse findet 1988 statt: Die Erde durchquert eine kosmische Wolke. 36 Stunden Finsternis und Millionen Giftopfer sind die Folge.

Die düsteren Aussichten sind allerdings Ansichtssache. Sie beruhen auf den Orakeln des Nostradamus und anderer Propheten. **Morgen soll es Wahrheit werden** (Heyne, 7,80 Mark) bringt die Voraussagen sehr übersichtlich auf den neuesten Stand. Autor Kurt Allgeier liegt damit voll im lukrativen Nostradamus-Trend. Ob auch Charles Berlitz *(Bermuda-Dreieck)* den Anschluß findet, darf bezweifelt werden. Er sieht den **Weltuntergang 1999** (Zsolnay, 29,80 Mark), trottet also seinen schwarzsehenden Kollegen zehn Jahre hinterher. *Utz Weber*

•

Im Jahr 1940 wird der junge französische Widerstandskämpfer Bernard von der Gestapo verhaftet. Auf dem Weg ins KZ Buchenwald sieht er Hausfrauen, die Brot kaufen. Und plötzlich kommt ihm das Leben grotesk und unwirklich vor. Bernard überlebt den Naziterror und beginnt eine abenteuerliche philosophische Reise zu den Geheimnissen der menschlichen Existenz. Als er schließlich in Indien den Guru Sri Aurobindo und dessen Lebensgefährtin – genannt die „Mutter" – trifft, ist er am Ziel. Heute nennt Bernard sich Satprem – „Einer, der richtig liebt" – und führt ein asketisches Leben auf einer alten Teeplantage, wo ihn Georg Stefan Troller aufspürte. Der Fernsehjournalist schrieb denn auch das Vorwort zum Buch des Franzosen: **Der Mensch nach dem Menschen** (Scherz, 29,80 Mark). Es sind die Erfahrungen und Visionen der „Mutter" und zugleich eine Art Vermächtnis von Sri Aurobindo, der bereits 1950 gestorben ist. Das Thema: die geistige und biologische Fortentwicklung der Menschen. Nach Ansicht von Satprem wird ein Evolutionssprung in den Zellen unserer Kör-

DIE PLAYBOY-AUTOREN-BIBLIOTHEK



Aus dem Angebot dieses Jahres 28 Bücher, die etwas Markantes gemeinsam haben: Sie wurden von PLAYBOY-Autoren geschrieben.

Woody Allen: **NEBENWIRKUNGEN,** hintersinnige Storys vom Stadtneurotiker, Rogner & Bernhard; 22 Mark.

Rudolf Braunburg: **MASURENGOLD,** unermeßliche Schätze sollen aus Polen geschmuggelt werden, Schneekluth; 28 Mark.

Lothar-Günther Buchheim: **U 96 – SZENEN AUS DEM SEEKRIEG,** das alternative Drehbuch zum „Boot", Knaus; 29,80 Mark. – **DER FILM „DAS BOOT"** – *ein Journal* zu den Dreharbeiten, Goldmann; 24,80 Mark.

Charles Bukowski: **DAS LIEBESLEBEN DER HYÄNE,** vom Sex, vom Saufen und vom Scheitern der Liebe, Zweitausendeins; 17,90 Mark.

Truman Capote: **MUSIK FÜR CHAMÄLEONS,** Amerikas Enfant terrible greift weiter in die vollen, Droemer; 34 Mark.

Roald Dahl: **ONKEL OSWALD UND DER SUDAN-KÄFER,** haarsträubende Story eines Sexprotzes, Rowohlt; 29,80 Mark.

Burkhard Driest: **MANN OHNE SCHATTEN,** eine Entführung wird geplant, Rowohlt; 25 Mark.

Nadine Gordimer: **BURGERS TOCHTER** im Schatten der südafrikanischen Apartheid, S. Fischer; 34 Mark.

Peter Härtling: **MEINE LEKTÜRE – LITERATUR IM WIDERSTAND,** biographische Aufsätze, Luchterhand; 14,80 Mark.

André Heller: **DIE SPRACHE DER SALAMANDER** – *Lieder 1972–1981,* Hoffmann & Campe; 19,80 Mark.

Hans Herbst: **DER CADILLAC IST IMMER NOCH ENDLOS LANG UND OLIVGRÜN,** Kurzgeschichten um einen, der es gerade noch immer irgendwie schafft, Ohnemus; 19 Mark.

Evan Hunter: **HARLEM FIEBER,** brutaler Bandenkrieg in New York, Lichtenberg; 34 Mark.

Erica Jong: **BLUT UND HONIG,** melancholische Verse der couragierten Fliegerin, S. Fischer; 26 Mark.

Stanislaw Lem: **DIE STIMME DES HERRN,** Roman von der Verantwortung des Wissenschaftlers in einer politisch zerrissenen Welt, Insel; 32 Mark.

Georg Lentz: **WEISSE MIT SCHUSS,** das Wirtschaftswunder aus dem Blickwinkel Berliner Laubenpieper, Langen-Müller/Herbig; 32 Mark.

Gabriel García Márquez: **CHRONIK EINES ANGEKÜNDIGTEN TODES,** weil die Braut nicht mehr unberührt war, mußte der Täter sterben, Kiepenheuer & Witsch; 20 Mark.

Hans F. Nöhbauer (Hrsg.): **DAS UNBEKANNTE BAYERN IM BILD,** die Schokoladenseiten von Franz-Josef-Land, Süddeutscher Verlag; 48 Mark.

Gregor von Rezzori: **DER ARBEITSLOSE KÖNIG,** *Maghrebinische Märchen* aus dem wunderlichen Land der Beutelschneider und Tagediebe, Bertelsmann; 32 Mark.

Peter Rosei: **DIE MILCHSTRASSE,** Mosaik einer Abrechnung mit dem Leben, Residenz; 34 Mark.

Horst Schlötelburg (Hrsg.): **SCHWIERIGKEITEN BEIM KLA4VERKAUF,** Sammlung absurder Kurzgeschichten und Gedichte, Noack-Hübner; 22,80 Mark.

Rolf Schneider: **DIE TAGE IN W.,** Roman aus den dreißiger Jahren über einen Redakteur, der in der Provinz einen Mord recherchiert, Heyne; 7,80 Mark.

Joachim Seyppel: **DIE MAUER ODER DAS CAFÉ AM HACKESCHEN MARKT,** eine Kindheit in Berlin, Limes; 29,80 Mark.

Georges Simenon: **MAIGRET REGT SICH AUF,** aber die Pfeife glimmt weiter, Diogenes; 6,80 Mark.

John Updike: **DER COUP,** eine satirische Geschichte über die amerikanisch-afrikanische Freundschaft, Rowohlt; 38 Mark.

Raimund le Viseur: **VERFÜHRT IN ALLE EWIGKEIT,** Nonfiction-Fiction über eine heroinsüchtige Tochter aus liberalem Haus, Bastei-Lübbe; 5,80 Mark.

Joseph Wechsberg: **KULINARISCHE STÄDTEBILDER,** die wichtigsten Freßtempel zwischen Hamburg und New York, Hugendubel; 24 Mark.

Fee Zschocke: **DOMENICA UND DIE HERBERTSTRASSE,** Reportage über die mütterlichste Nutte, Eichborn; 28 Mark.


...löscht Kenner-Durst.
N4460R
BECK'S
BECK'S
PRODUCT OF GERMANY
BRAUEREI BECK & CO
TRADE MARK
REGISTERED
BECK'S
BECK's BIER
BREMEN·GERMANY
ORIGINAL-BRAUEREIABZUG
In allen 5 Kontinenten

„Preysing-Keller“
Innere Wiener Straße 6 · 8000 München 80
Telefon 0 89/48 10 15



Öffnungszeiten:
18.00–24.00 Uhr
Sonn- und feiertags geschlossen

Das Restaurant des Monats



Eine Feinschmeckeradresse, die unentdeckt bleibt, gibt es gar nicht. Der leidenschaftliche Genießer, ständig auf der Suche nach dem noch nicht erlebten Gaumenkitzel, wird zielstrebig diese neue Lokalität aufstöbern, testen, bewerten und, wenn sie es verdient, populär machen.

So erging es auch dem „Preysing-Keller“ in München. Obwohl tief unter der Erde gut versteckt, wurden die kulinarischen Leistungen schnell ans Licht der Öffentlichkeit gefördert. Zu Recht, denn der „Preysing-Keller“ zählt zum Besten, was Münchens illustre Küchenszene bietet.

PATRON UND KÜCHENCHEF

Inhaber Hans Würbser, ein sympathischer Genußmensch par excellence, baute die alten Gewölbe unter seinem Hotel „Preysing“, in dem es sich so angenehm wohnen läßt, zu einem stimmungsvollen Restaurant aus. Die anspruchsvolle Küche, die ihm für diesen Rahmen vorschwebte, hielt 1980 mit Gottfried Lenz ihren Einzug. Lenz, sensibel und hochtalentiert, nutzte den Freiraum, der ihm von Hans Würbser eingeräumt wurde und entwickelte einen großartigen Speiseplan.



Beim Einkauf auf dem Markt: Hans Würbser und Gottfried Lenz

Gottfried Lenz ist eine Entdeckung von „Tantris“-Küchenchef Heinz Winkler. Der hatte ihn 1974 in der Schweiz kennengelernt und später als Chef Saucier nach München geholt. Für Gottfried Lenz war dieser Posten Sprungbrett zum Chef de Cuisine des „Preysing-Kellers“.

DAS ESSEN

Gottfried Lenz orientiert die Küche des „Preysing-Kellers“ an den Kochkünsten seiner Vorbilder Witzigmann und Winkler. Zwei Speisekarten empfehlen modern zubereitete und oft reizvoll kombinierte Gerichte, die keinen Gast verschrecken. Die erste Karte bietet Rustikales an, auf eine Art, die selbst verwöhntesten Gourmets den Ausflug in die bürgerlichen Küchengefilde nicht bereuen lassen. Die zweite, täglich wechselnde Karte erinnert an die elitären Ausbildungsstationen des Küchenchefs und präsentiert feinsinnige Köstlichkeiten, wie sie in den Hochburgen der Gourmandise zu Hause sind.

DAS TRINKEN

Der Gast im „Preysing-Keller“ spürt, mit wieviel Liebe zum Detail das Restaurant eingerichtet ist. So ist es fast als Selbstverständlichkeit anzusehen, daß auch der Weinkeller großzügig und perfekt gestaltet wurde. Rund 25 000 Flaschen ruhen in ihm, von einer ausgeklügelten Technik optimal gepflegt.

Die Weine stammen aus sämtlichen bedeutenden Anbaugebieten Europas und werden teilweise zu erfreulich günstigen Preisen angeboten.

Erreicht man beim Blättern der Karte den Bereich der Exklusiv-Spirituosen, erspäht man sogleich die Getränke, die an bevorzugter Position stehen. Es handelt sich um die Tropfen, die von Kennern und Genießern am höchsten eingestuft werden: *Rémy Martin* und *Beefeater London Distilled Dry Gin, Dimple Scotch 12 Years* und *Sherries Harveys of Bristol, Cointreau* und *Champagner Veuve Clicquot-Ponsardin.*



HOTEL PREYSING

Von Gottfried Lenz — *kreiert und für Sie gekocht*

Das Menu des Monats


„Preysing-Keller": Tief unten, aber kulinarisch ganz oben

Menu des Monats" – kulinarisches Spiegelbild eines Restaurants. Dieses Diner vermittelt am besten, was Küche und Keller zu bieten haben. Daß dies im „Preysing-Keller" eine ganze Menge ist, merkt der Gast schon bei den Apéritifs: eine Auswahl mit Gütesiegel, die sich verführerisch empfiehlt.

Wer die erfrischend-stimulierenden Cocktails liebt, wird sich freuen, den unvergleichlichen *Beefeater Extra Dry Martini* im Angebot zu finden. Seit er vor vielen, vielen Jahren von einem Barmann in San Francisco kreiert wurde, trinken ihn Kenner auf der ganzen Welt in seiner unveränderten, perfekten 4:1-Mischung aus *Beefeater Extra Dry Gin* und trockenem Vermouth. Und stets eiskalt.

Cointreau, ein weiterer reizvoller Apéritif, bietet zwei unterschiedliche Genußvergnügen. Je nachdem, wonach einem der Geschmackssinn steht, trinkt man *Cointreau pur* oder *auf Eis. Pur,* das bedeutet köstliche Süße, *auf Eis* genießt man ein herbes Aroma.

Harveys Bristol Fino ist der Dritte im Bunde der Apéritifs. Eine Auswahl ohne diesen klassischen trockenen Sherry ist in der ambitionierten Gastronomie nicht denkbar. Aber auch zu Hause hat sich *Harveys Bristol Fino* seinen festen Platz erobert.

Das Glas *Veuve Clicquot Brut,* das zum Nachtisch gereicht wird, beweist wieder einmal, wie vielseitig dieser herrliche Champagner ist. Er steigert den Genuß des köstlichen Desserts, doch genauso könnte *Veuve Clicquot Brut* das gesamte Menu begleiten, als Apéritif serviert werden, oder bevorzugtes Getränk einer Feier- oder Mußestunde sein. *Veuve Clicquot Brut* paßt zu zahllosen fröhlichen Gelegenheiten.

Am Ende eines Diners, hat *Rémy Martin Extra* seinen großen Auftritt. Dieser edle Grande Fine Champagne Cognac sorgt, als Digestif kredenzt, für einen würdigen Abschluß erlesener Tafelfreuden. Als vollmundiger Tropfen zum Ausklang eines langen Tages genossen, schafft *Rémy Martin Extra* wohlige Entspannung.

Ein bemerkenswertes Drink-Erlebnis beschließt, wie immer, das „Menu des Monats": *Dimple Scotch.* Man schmeckt ihm seine Tradition – die Haigs brennen Whisky seit Jahrhunderten –, seine Herkunft – Schottland, wo Scotch Whisky das Nationalgetränk ist – und seinen 12jährigen Reifeprozeß im Faß an. Zunge und Gaumen registrieren einen einmalig ausgewogenen Geschmack, der sich am nachhaltigsten offenbart, wenn man *Dimple Scotch 12 Years* pur oder mit etwas frischem Wasser trinkt.

MENU

Apéritif: Beefeater Extra Dry Martini-Cocktail
Cointreau pur oder auf Eis
Harveys Bristol Fino

Schnepfenparfait mit frischem Trüffel und Mesclum Salat

Krebssuppe mit Gemüsestreifen und Dill

Seezungenröllchen mit Hummermus gefüllt auf Basilikumsauce

Sorbet von Gewürztraminer

Rehmedaillons in Wirsingblatt und Blätterteig eingeschlagen

Vacherin Mont d'Or

Baumkuchen-Halbgefrorenes mit Mandarinen und Cointreau-Sauce
Veuve Clicquot Brut

Rémy Martin Extra

Dimple 12 Years

Die Weine, die gereicht werden:

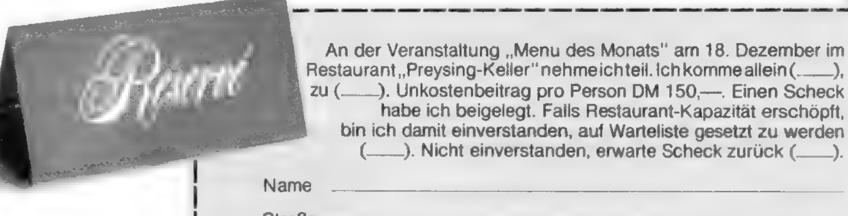
1979 Sancerre Comte Lafond
Loire Abzug de Ladoucette,
Pouilly-sur-Loire

1976 Riesling »Hugel« Réserve Personnelle
Elsässer Abzug
Hugel et Fils, Reichenweier

1976 Château La Cardonne
Cru Bourgeois, Médoc, Schloßabzug
Propriétaire Groupe Rothschild

Festliches „Menu des Monats" im „Preysing-Keller". Am 18. Dezember um 20 Uhr.

Gönnen Sie sich ein vorweihnachtliches Geschenk und seien Sie Gast beim „Menu des Monats".



An der Veranstaltung „Menu des Monats" am 18. Dezember im Restaurant „Preysing-Keller" nehme ich teil. Ich komme allein (___), zu (___). Unkostenbeitrag pro Person DM 150,—. Einen Scheck habe ich beigelegt. Falls Restaurant-Kapazität erschöpft, bin ich damit einverstanden, auf Warteliste gesetzt zu werden (___). Nicht einverstanden, erwarte Scheck zurück (___).

Name ________________

Straße ________________

Wohnort ________ Telefon ________

Ausfüllen und absenden an: „Menu des Monats", Postfach 20 17 28, 8000 München 2.

BÜCHER

per Krankheit und Tod gegenstandslos machen. Für denjenigen, der solch eine Prognose als Spinnerei abtut, hat der Autor einen verblüffenden Vergleich parat: Auch eine Maus bestaunt den Menschen als Wunder. Dabei ist er ihr nur eine Entwicklungsstufe voraus. *Dorothee Gedrath*

•

Da kommt eine junge Autorin aus New York und sprengt ganz unbekümmert das sattsam bekannte Genre amerikanischer Familienromane: Alice Hoffman, Jahrgang 1955, gerät einfach alles zum Märchen in **Ertrinkenstage** (Klett-Cotta, 28 Mark), auch wenn's häufig ein Gruselmärchen wird. Alices Wunderland ist von einer seltsamen Sippe bevölkert: Max der Zwerg, Solo der Tätowierte, zwei Damen mit dem Namen Esther, die eine weiß, die andere schwarz, und Philipp, der Mann, der jedes Jahr im Sommer versucht, sich im Meer zu ertränken. Schließlich schafft er es auch. In der Erinnerung Esthers der Weißen wirkt das Dasein wie ein Zirkus, in dem jeder für ein Weilchen Clown, Dompteur oder Trapezkünstler sein darf. So pflanzt Alice Hoffman eine seltsam schöne Blüte ins Gestrüpp der Familiensagen, tanzt einen skurrilen Reigen um die alten, die einzigen Themen: Liebe und Tod, Sehnsucht, Enttäuschung, Zeit und Einsamkeit. *Hartmut Zahn*

•

Tayo, ein Halbblut aus New Mexico, kommt mit einem Schock vom Zweiten Weltkrieg zurück. Wie seine ehemaligen Mitkämpfer läuft er der Gegenwart mit der Whiskey-Flasche davon. Sie alle ertränken „ihren Gram über den Mut, mit dem sie ein Land verteidigten, das sie längst verloren haben". Vom Kriegshelden zurück zum dreckigen Indianer war nur ein kleiner Schritt.

Um solcher Resignation zu begegnen, besinnt sich Leslie Marmon Silko auf den Zauber indianischer Legenden und prophezeit in ihrem Roman: **Gestohlenes Land wird ihre Herzen fressen** (Rogner und Bernhard, 29,80 Mark). Die Autorin erinnert an die Zeiten, als indianische Krieger noch gefeiert wurden, wenn sie nach Hause kamen. Diese Tage beschwört auch der Bericht von Beverly Hungry Wolf **Das Tipi am Rand der großen Wälder** (Scherz, 29,80 Mark.) Dort waren noch die Großmütter, kanadische Blackfoot-Squaws, keineswegs die Sklavinnen der Männer, wie Literatur und Film immer wieder behaupten. Die alten Frauen standen im Mittelpunkt des Stammeslebens, wurden Hüterinnen von Tradition, Medizinbeutel und Legenden.

Beide Bücher weisen ein neues Selbstverständnis der Indianer aus: Die Rückkehr zur Naturverbundenheit ihrer Vorfahren kann nur Rettung bringen, wenn die verhaßte Zivilisation der Weißen mit verändert wird. Wenn nicht, gilt das Todesurteil für alle. *Donna Schorn*

SCIENCE-FICTION: ZURÜCK ZUR ERDE

Auch wenn die Zukunft keine Zukunft haben sollte – Science-fiction jedenfalls hat Konjunktur. PLAYBOY *stellt die besten Bände des Jahrgangs 1981 vor.*

Statt in die Ferne des Weltalls blicken deutsche Autoren wie Thomas Mielke – hauptberuflich Kreativdirektor in einer Werbeagentur – neuerdings vor allem auf irdisches Territorium. Ein Hochspannungsmast direkt an der Isar, der zur Starkstrom-Überlandleitung von Nordeuropa bis zu den Metropolen des arabischen Großreiches gehört, spielt denn auch in *Grand Orientale 3301* (Heyne) eine erhebliche Rolle. Vor allem aber ist in der Parallelwelt, durch die der Elektrikmann Aristide vom Eibenberg marschiert, Abenteuer angesagt.

Einen Thriller mit parapsychologischem Hintergrund hat der Bremer Fernsehjournalist Reinmar Cunis in der stillen Natur zwischen dänischen Mooren und dem Kattegat angesiedelt. Der *Mols-Zwischenfall* (Heyne) wirft auf dramatische Art die Frage auf: Gibt es ein Leben nach dem Tod?

Kein Problem für den Belgier Paul van Herck, der mit einer Zeitmaschine und der geistigen Gesundheit seiner Leser experimentiert. Denn die turbulente Satire *Framstag Sam* (Heyne) verknittelt nicht nur die Wochentage.

Strenger, wissenschaftlicher und auch literarischer gehen osteuropäische, vor allem sowjetische Autoren an die SF heran. Wladimir Sawtschenko spielt in *Das dreifache Ich* (Goldmann) das alte Doppelgänger-Motiv unter den Aspekten von Biogenetik und Moral durch.



Norman Spinrad erfand eine kuriose Variante der Geschichtsklitterung: Adolf Hitler als SF-Autor. Der Amerikaner läßt den Gröfaz 1919 nach New York auswandern und ein fiktives Romanmanuskript texten, das den Aufstieg eines Mannes namens Feric Jaggar zur Führerfigur, Rassenwahn und Krieg schildert. *Der stählerne Traum* (Heyne) liest sich wie eine nachträgliche Literarisierung von „Mein Kampf".

Weit schwerer als historische Ereignisse im nachhinein zu vermarkten, ist es, die Zeichen der Zukunft richtig zu lesen. Science-fiction kann auch das, wie der erstmals auf Deutsch erschienene Roman des Amerikaners Lester del Rey aus dem Jahre 1942 beweist. *Nervensache* (Bastei) handelt von einem Atomkraftwerk, in dem der größte anzunehmende Unfall zur gefährlichen Realität wird – die Brennstäbe schmelzen.

SF aus der guten alten Zeit kann aber auch etwas Beruhigendes haben. Die beiden Sammelbände, die Isaac Asimov bei Moewig herausgegeben hat und die in der PLAYBOY-Taschenbuchreihe erscheinen, sind *Die besten Stories von 1941* beziehungsweise *1942*. Sie bieten saftige Action aus der Zukunft von gestern. *Uwe Nielson*



Bit.
Das feinherbe Pils aus der Bitburger Privatbrauerei Th. Simon



Der brave Soldat Schwejk, frontal



Selbstbildnis



Giacomo Casanova in Dux

PRECHTLS PANOPTIKUM

WENN Michael Matthias Prechtl mit Pinsel oder Feder arbeitet, wenn er vor seiner Staffelei oder Steinpresse steht, dann kommen stets Werke mit eigener Handschrift zustande: Der 55jährige Künstler färbt beim Porträtieren seine Finger ein, und drückt diesen ganz persönlichen Stempel auf die skizzierten Personen. So entstand eine recht eigenwillige Bilderchronik aus 250 Werken, die auszugsweise vom 27. 11. 1981 bis 21. 2. 1982 in der Nürnberger Kunsthalle zu sehen ist. Altfränkisches wird der Besucher allerdings nicht finden, eher Amüsantes, Amouröses und Attackierendes. Seine Anmerkungen zu Leuten wie Casanova, Beethoven oder den Marx Brothers kommen mal frech, mal liebenswürdig daher. Ein hellwacher Zeitgenosse, der sich herausgefordert fühlt. *Werner Hornung*



Beethovens Erotica



Die Marx Brothers in Moskau



Freuds da Vinci

KUNST

Von Schönmalerei hielt er nichts. Stets wollte er „die Sache ganz nah sehen, beinahe ohne Kunst". Diese Gier nach Wirklichkeit hätte **Otto Dix** fast das Leben gekostet. Vier Jahre Grabenkrieg in Flandern, Frankreich, Polen und Rußland trugen dem 1891 bei Gera geborenen Sohn eines Metallarbeiters mehrere schwere Verwundungen ein.

Diese Erfahrungen schärften freilich seinen Blick für Lüge und Wahrheit. Aus dem Ersten Weltkrieg nach Dresden zurückgekehrt, erlebte er auch den großstädtischen Rummel als Schützengraben, als „Nahkampf der Geschlechter", so die *FAZ*, „als Verklammerung von Wollust, Neid, Haß, Trieb, Aggression, Stumpfheit, Erniedrigung und Vergewaltigung, als changierendes Tingeltangel aus Jahrmarktsbude und Schreckenskammer".

Der knapp Dreißigjährige, gerade aus der Akademie entlassen, wurde zu einem der schonungslosesten Kritiker von Spießertum, Krieg, Korruption und Laster. Zornig protokollierte er in seinen Bildern und Grafiken das hektische Treiben der fetten Schieber und ihrer Salondämchen, das hoffnungslose Elend der Kriegskrüppel und Dirnen. Dix entlarvte die angeblich goldenen zwanziger Jahre als Talmi-Jahrzehnt.

Seine Zeitgenossen nahmen ihm das übel. Als der Maler 1922 sein großes „Schützengraben"-Bild vorstellte, auf dem



er den Krieg als sinnlose Selbstzerstörung darstellte, da fanden Kritiker es „zum Kotzen" und taten es als infam gemaltes, öffentliches Ärgernis ab. Renommierte Künstlerkollegen wie Max Liebermann und Lovis Corinth mußten Dix beistehen. Aber auch sie konnten nicht verhindern, daß der Direktor des Kölner Wallraf-Richartz-Museums wegen massiver Proteste vom Kauf des Gemäldes zurücktrat. 1928 erwarb dann eine Dresdener Galerie das Bild – um es im Depot zu verstecken.

Die Nazis verbrannten schließlich 1939 im Hof der Berliner Hauptfeuerwache die umstrittene Arbeit, nachdem sie Dix als „entartet" und seine „Sudeleien" als „Schandfleck der deutschen Kulturgeschichte" eingestuft hatten.

Menschenbilder von Otto Dix, der 1969 in Singen starb, zeigt jetzt die Galerie der Stadt Stuttgart. Die Ausstellung, die bis zum 31. Januar läuft, wird sicherlich keine Kontroversen mehr auslösen. Wohl aber Betroffenheit.

•

Seinen frühen Bildern drohte er an, „sie alle abzumurksen". Und so betrieb der Maler **Chaim Soutine** mit seinen Kunsthändlern zuweilen überraschende Tauschgeschäfte: Er überließ ihnen ein neues Bild gegen die Herausgabe eines alten, das er dann zu Hause zerstörte.

Auch auf der Leinwand neigte der 1893 im russischen Smilowitsch nahe Minsk geborene Künstler zur Gewalttätigkeit. Mit dem Pinsel zerfetzte er die Blumen, die er liebte, ließ Häuser und Erdschollen erbeben und machte aus seinen Freunden Karikaturen.

Mit Zwanzig war der Sohn eines jüdisch-russischen Schneiders nach Paris gereist, wo er wie sein Landsmann Marc Chagall im Atelierhaus „La Ruche" unterkam. Tagsüber fristete er ein elendes Leben, klaubte aus Mülltonnen Altwaren, um sie gegen Speisereste einzutauschen, und schlief nachts im Zimmer eines Freundes.

Die Not endete erst, als der amerikanische Sammler Albert C. Barnes 1922 eine Reihe seiner Bilder kaufte. Soutine konnte sich endlich eine Wohnung und ein Atelier leisten.

Rund 90 der besten Gemälde des Egozentrikers sind vom 13. Dezember bis zum 28. Februar im Westfälischen Landesmuseum in Münster zu sehen. Anschließend wandert die Retrospektive nach Tübingen, London und Luzern. Vor tätlichen Angriffen ihres Schöpfers sind die Kunstwerke inzwischen sicher. Soutine starb 1943 in Paris. Hinter dem Sarg des Malers gingen nur wenige Freunde – darunter der Spanier Pablo Picasso. *Wenzel Rokstedt*

TRIPS

Nichts gegen Zermatt, St. Moritz, Saas Fee, Grindelwald, Kitzbühel, Val d'Isère und Cortina. Aber wer was auf sich hält, kurvt heute im **Wild-West-Pulverschnee** der Rocky Mountains mit seinen 95 Skigebieten und über 600 Aufzügen. Ausgangslagen von 2000 Metern und mehr garantieren absolute Schneesicherheit und eine Qualität, von der Alpenländler nur träumen können. Eine perfekte Organisation sorgt obendrein für reibungslosen Ablauf: kein Geschiebe und Gedränge an den Liften, minimale Wartezeiten, hilfreiches und freundliches Personal und dazu ein makellos hingewellter Schneeteppich.



Nummer eins für Skipilger in die Staaten ist Aspen in Colorado: über 200 Pisten mit insgesamt 600 Kilometern Abfahrt, vier Berge mit 200 und 300 Meter breiten Pisten, Lifte, die auf 3500 Meter klettern. Könner versuchen sich an Supersteilhängen mit 1000 Meter Höhendifferenz, Kanonenrohren, Buckelpisten und dem „Big Burn" mit einer Hangbreite von einem und einer Länge von drei Kilometern. 150 Hotels und Hütten sowie 70 Restaurants zählen zu den besten westlich von Chicago. Zum Après-Ski gibt man sich lässig, ein Schuß Glamour darf sein.

Ebenfalls in Colorado, 160 Kilometer westlich von Denver, liegt Vail. Eine ganze Batterie von Aufzügen überspannt das zehn Quadratmeilen große Ski-Areal, das bis auf 3375 Meter hinaufreicht. Besondere Attraktion: die Sun-up- und Sundown-Bowls, Schneemulden mit Abfahrten von zehn Kilometer Länge. Im Ort ist importierte Alpenlandromantik Trumpf. Nach dem Pistenvergnügen trifft man sich im Lord-Gore-Club oder in Pepi

Was die American Express Karte wirklich wert ist, bestimmen Sie selbst

Fest steht, daß diese Karte Ihnen eine Reihe von handfesten Vorteilen bietet. Hier kurz die wichtigsten:

1. Statt mit Bargeld oder Schecks zu zahlen, legen Sie einfach Ihre American Express Karte vor. Zur Kontrolle erhalten Sie einen Beleg. Den Rest erledigt American Express für Sie.

2. Die American Express Karte kennt keine Schalterstunden. Mit ihr sind Sie jederzeit flüssig. Rund um die Uhr und rund um die Welt. In über 150 Ländern.

3. Überall dort, wo Sie das blaue American Express Zeichen sehen, sind Sie ein gerngesehener und stets willkommener Gast.

4. Wenn Sie diese Karte vorlegen, brauchen Sie sich also nicht zu wundern, wenn man Sie besonders zuvorkommend behandelt. Denn schließlich sagt die Karte mehr über Sie aus, als Bargeld es jemals kann.

5. Mit der American Express Karte geht vieles einfacher. Sie können sich zum Beispiel spontan einen Wunsch erfüllen. Und auch wenn Sie einmal ein Auto mieten wollen, sind Sie mit der Karte schneller startklar. Überdies sparen Sie sich die Kaution.

6. Selbst bei Verlust hat die American Express Karte ihre Vorteile. Wenn Sie Bargeld verlieren, ist es weg. Verlorene Schecks können unter Umständen teuer werden. Der Verlust der Karte hingegen kostet Sie maximal 100 DM, und eine neue ist schnell beschafft.

Sie sehen also: Es spricht einiges für die American Express Karte. Den eigentlichen Nutzen allerdings, und damit den Wert der Karte für Sie, bestimmen Sie selbst – durch Ihren persönlichen Lebensstil:

Wenn Sie vielseitig aktiv, beruflich erfolgreich und häufig unterwegs sind, dann sollten Sie die American Express Karte jetzt gleich beantragen.

Kartenantrag

Die American Express Karte. Weltweit auf Ihrer Seite.

Bitte freimachen, falls Briefmarke zur Hand.

ANTWORT

AMERICAN EXPRESS
INTERNATIONAL, INC.
Niederlassung Deutschland
Karten-Organisation
Postfach 110101

6000 Frankfurt 11

TRIPS

Gramshammers Gasthof, im Arlberg-Room, der St. Moritz-Tavern oder der Western-Fondue-Stube.

Nächster Stopp im Skizirkus: Taos in Neumexiko. Von Santa Fé kommend, passiert man zunächst Taos-Pueblo, eine 800 Jahre alte Indianersiedlung, und steht dann vor einer senkrechten weißen Wand: „Al's Run“, ein Kurs, der pfeilgrad entlang der Lifttrasse in die Tiefe sticht – Höhendifferenz 600 Meter, Neigungswinkel 45 Grad. Wer hier ohne Seitensprünge hinunterturnt, der kann skifahren.

Für alle, die angesichts solcher Höhen – das Prunkstück von Taos, der „Kachina Peak“, mißt 3600 Meter und gehört zu den höchsten lifterschlossenen Skibergen Nordamerikas – die Bretter am liebsten gleich wieder abschnallen möchten, steht am Liftzugang eine Tafel mit dem beruhigenden Hinweis: DON'T PANIC, YOU ARE LOOKING AT ONLY 1/30 OF TAOS' SKI AREA. Mit anderen Worten: In Taos gibt es auch Abfahrten, die man gemütlich hinunterschwingen kann.

Der Skiort präsentiert sich im Alpen-Look, ohne große Hektik und Rush-hour. Dafür sorgen schon die zahlreichen Bayern, die neben Amerikanern und Franzosen in der Skischule den Ton angeben.

Amerikas Antwort auf Frankreichs moderne Ski-Zentren heißt Snowbird. Innerhalb von drei Jahren entstand im Little Cottonwood Canyon in Utah, 45 Minuten von Salt Lake City entfernt, ein Hotel- und Apartmentkomplex à la Chamonix und Lac de Tignes. Acht Aufzüge führen zu einem Pistennetz in Höhen von 2550 und 3250 Metern. Was es in Frankreich nicht gibt: sogenannte Snow-Hosts und -Hostessen, die Ortsunkundige auf Wunsch durchs Pisten-Labyrinth leiten – kostenlos.

Snowbirds Attraktion ist der Pulverschnee. Wer einmal auf diesem flaumleichten „Utah-Powder“ – Temperaturen von minus fünf bis minus zehn Grad und die durch Wüstennähe äußerst niedrige Luftfeuchtigkeit sorgen für lockere Konsistenz – Richtung Tal gleitet, der fährt nicht einfach nur Ski: In Snowbird segelt man, ja schwebt fast über die weißen Hügel. Abseits der Pisten dominiert Eleganz. Die Parade der skifahrenden Welt beim morgendlichen Auszug und beim Einzug zur „Happy-hour“ gleicht einer Modenschau auf der New Yorker Fifth Avenue.

Der Skispaß in den Staaten kostet für sieben Tage Halbpension mit Liftpaß zwischen 580 und 1100 Mark. (Reisebüro EEST, Grottenau 6, 8900 Augsburg, 08 21/ 31 13 36.) *Rainer Deglmann-Schwarz*

ESSEN & TRINKEN

Einer der besten norddeutschen Kochkünstler heißt Fritz Schilling und stammt aus dem schwäbischen Nürtingen. Weshalb der Nord-Süd-Dialog im friesischen Bargum so trefflich funktioniert, hat einen simplen Grund: Das Elternhaus von Herrn Schillings Ehefrau Elke ist der historische Dorfkrug **Andresen's Gasthof** (2255 Bargum-West, Telefon 0 46 72/ 2 21, direkt an der B 5).

Seit der Schwabe hier wirkt, treffen sich die Feinschmecker aus dem norddeutschen Raum bei *Andresen's*, vor allem Sylt-Reisende machen hier gern Station.

Wie dieser begabte junge Mann mit Fisch und Fleisch umgehen kann, locker-flokkige Saucen kreiert und sensationell-einfache Desserts komponiert – das verdient wahrhaftig Beachtung. Dabei verarbeitet er nicht nur Produkte *à la française:* Seine kulinarischen Spitzenleistungen umfassen häufig regionale Spezialitäten. Wild, Fisch, Geflügel und Lamm kommen aus der fruchtbaren Marschlandschaft, Kräuter und Gemüse zieht der Chef im eigenen Garten. Besonders zu empfehlen: Nordsee-Steinbutt, Lammrücken vom einheimischen Salzwiesenlamm und Wildgerichte der Saison. Dazu serviert Schilling edle Tropfen aus dem gutsortierten, aber preiswerten Keller.

Müde Gäste können in *Andresen's Gasthof* übernachten. Die Zimmer sind allerdings noch etwas karg, doch der sensationelle Preis von 25 Mark, ein reichhaltiges bäuerliches Frühstück inklusive, versöhnt ohne weiteres mit dem fehlenden Schlafkomfort. *Hanns O. Janssen*

•

Die niedrigen Räume mit der stilvollen Holztäfelung und den bleigefaßten Fensterscheiben versetzen den Gast in die Atmosphäre eines Wirtshauses von ehedem. Doch die täglich wechselnden Menüs mit sechs oder sieben Gängen, die Küchenchef Hermann Kerscher serviert, haben durchaus heutiges Spitzenformat: Das **Weinhaus Anker** in dem idyllischen Kleinstädtchen Marktheidenfeld bei Würzburg (Obertorstraße 13, Telefon 0 93 91/ 17 36) gehört zu den besten Restaurants Frankens.

Auf der Tageskarte dominieren Fisch und Wild: Da gibt es hausgebeizten Zander, Potaufeu von der Wachtel, Brunnenkressesuppe mit Brieseinlage oder Hechtklößchen in Dillsauce mit Krebsschwänzen verziert. Unter den Geflügelgerichten gehört die Poularde, maisgemästet, in Frankenriesling mit frischen Morcheln und Spinatnudeln zum Besten. Die Menüs, meist mit Damwild oder Lamm als Hauptgang, kosten 80 Mark, die Frankenweine zwischen 25 und 250 Mark. Krönung des Angebotes aus dem Keller ist ein 1975er Würzburger Stein, Trockenbeerenauslese. Das *Weinhaus Anker* ist von 11.30 bis 14 Uhr und von 18 bis 22 Uhr geöffnet (es empfiehlt sich, vorher zu reservieren), montags und vom 10. bis 24. Dezember geschlossen. *Axel Moreira*

•

Von außen läßt das Haus am Kölner Ebertplatz eine müde Pizzeria vermuten. Hinter der langweiligen Fassade wird jedoch aufregende italienische Küche geboten. Die durchtrainierten Herren vom Personenschutz, die sich vor dem Eingang die Beine in den Bauch stehen, machen klar, daß **Rino** (Ebertplatz 3–5, Telefon 02 21/ 72 11 08) auch zur vielbesuchten Energietankstelle von Politik und Wirtschaftsprominenz avancierte. Der quirlige Küchenchef Rino Casati wurde von der vermögenden Klientel glücklicherweise nicht zu Extravaganzen verführt. Er blieb seinen klassischen italienischen Gerichten treu.

Das Amuse-Gueule, Räucherlachspüree mit einer süß-sauren Meerrettich-Himbeer-Creme, zerging auf der Zunge. Die Paglia e Fieno, hausgemachte Tagliatelle, hatten den nötigen Biß, die Steinpilzscheiben gaben der Sahnesauce mit Basilikum den letzten Kick. Ein Traum der folgende Fischgang: zart rosafarbenes Salmfilet in einer schaumig-weichen Orangenzabaione. Will man vor dem Hauptgericht die Geschmacksnerven noch mal neutralisieren – das mild-süße Ananassorbet, mit herbem Champagner übergossen, eignet sich dazu hervorragend. Dann der Höhepunkt: tranchierte Wachteln in edlem Piemonter Barolo. Das Vier-Gänge-Menü (einen Friauler Pinot Grigio eingeschlossen) kostet 140 Mark.

Zum Abschluß bedient man sich am



CHIVAS REGAL, DER ZWÖLF JAHRE ALTE WHISKY AUS DER ÄLTESTEN WHISKY DISTILLERY SCHOTTLANDS

Ein Geschenk des Himmels.

reichhaltigen Dessert- und Käsewagen. Im Weinkeller liegen neben den großen Bordeauxweinen 300 italienische Weine, darunter die raren Gewächse aus dem Aosta-Tal. Wer Rinos Küche probieren will, sollte es früh genug wissen und rechtzeitig anrufen. *Andreas Lukoschik*

•

In Orvieto tut man viel für den besonderen Geschmack. Um das Gewand eines böhmischen Heiligen mottensicher aufzubewahren, entstand eine prachtvolle Kathedrale. Um die geheiligte Gastronomie in den Himmel zu heben, wurde das **Ristorante San Giovenale** (Piazza San Giovenale 6/7, Telefon 0 03 97 63/3 22 41) in einer Kirche errichtet. Eine leichtfüßige Stahlkonstruktion, in das sakrale Gemäuer aus dem 13. Jahrhundert geschraubt, verbindet die zwei Ebenen des Restaurants. Aus den schmalen gotischen Fenstern hat man einen herrlichen Blick über die hügelige umbrische Landschaft.

Das *San Giovenale* ist auf typisch etruskische Küche eingestellt: rustikal, aber kalorienarm. Als Kostprobe für das, was die Region auf den Tisch bringt, empfiehlt sich der Vorspeisenteller: hauchdünn geschnittener Speck, luftgetrockneter Schinken, Salami und Crostini, geröstete Weißbrotscheiben, mit einem Aufstrich aus Schmalz, Hühnerleber und pürierten Kapern. An Nudeln führt natürlich kein Weg vorbei. Crespelle al forno oder Ombrichelli all'orvietana, Ravioli und hauchdünne Spaghetti, pikant gewürzt in leichter Sahnesauce, zergehen auf der Zunge.

Die Attraktion des Hauses ist Bistecca all'etrusca, herzhafte Lende in Knoblauchsud. Warum man trotzdem nicht mit einer unangenehmen Fahne davonzieht, bleibt das Geheimnis der Einheimischen.

Den örtlichen Käse nicht zu probieren, wäre eine Sünde. Der Caciotta zum Beispiel, ein frischer Schafsquark, leicht wie Eierschaum, gewinnt erst nach Lagerung in den toskanischen Naturhöhlen an Substanz und heißt fortan Pecorino nostrano. Zum krönenden Abschluß kann man sich Gelato al forno (Eis mit Vanille-Soufflé) servieren lassen.

Die Weine halten durchweg das hohe Niveau. Besonders zu empfehlen: der Tafelwein Bianco d'Orvieto, der rote Nobile di Montepulciano, der edle Rosé Bulgheri oder aber auch der kräftige Weißwein Est! Est! Est!.

Summa summarum: Für 150 Mark ist man zu zweit bestens bedient. Und wer sich nicht mehr vom Ort rühren will, braucht nur die Straße zu überqueren: Im „Hotel Duomo" stehen Himmelbetten bereit. *Thomas Veszelits*

FRESSKRITIK: WENN KÖCHE SCHÄUMEN

Kommunist!" schimpfte einer. „Schmierfink!" ein anderer. „Lausbua! Watsch'n gehören ihm!" fiel einem dritten ein. Die Herren, die sich solcherart erregten, waren allesamt ehrsame österreichische Gastronomen. Ihr Zorn galt dem 42jährigen Michael Reinartz. Der gebürtige Wiener hatte es gewagt, an der Hotelierstagung am Arlberg teilzunehmen, zu einer Zeit, als er schon „Österreichs bestgehaßter Küchenkritiker" war – so das Nachrichtenmagazin „Profil".

Solange Reinartz, Inhaber der auf Fremdenverkehr spezialisierten Salzburger Werbeagentur IPS, den Wirten der Alpenrepublik nach dem Mund redete, setzte er im Jahr bis zu fünf Millionen Mark um. Doch dann legte er sich ein brisantes Hobby zu: Der Absolvent einer Hotelfachschule scharte Freunde um sich, die wie er Feinschmecker aus Leidenschaft waren. Systematisch ließ er die heimische Gastronomie aus der Sicht des Verbrauchers testen. Das niederschmetternde Ergebnis veröffentlichte er in Zusammenarbeit mit den Pariser Gastro-Kritikern Henri Gault und Christian Millau im ersten qualifizierenden Restaurantführer Österreichs: den *Österreich Guide für Gourmets* (Edition Reinartz, A-5222 Kirchberg, 29,80 Mark).

Von 630 bisher als gut oder sehr gut geltenden Restaurants schaffte nur das „Eschlböck" in Plomberg am Mondsee 16,5 von 20 möglichen Punkten. Gerade 20 Häuser servierten immerhin „gute Küche, die mehr als das Alltägliche bietet" (13 bis 14,5 Punkte).

Während die Guides Michelin und Kléber oder der Varta-Führer bei Qualitätsabfall wohlwollend schweigen oder höchstens ein Sternchen wieder wegnehmen, begründete Reinartz detailliert, warum Frische und Qualität der verwendeten Produkte zu wünschen übriglassen. Er schlägt Alarm, wenn der Eigengeschmack einer Speise verfälscht wird, wenn Gerichte einfallslos zubereitet, wenn Suppen zu dünn oder Saucen zu dick angerührt werden.



Die Feinschmeckerfibel geriet zur *chronique scandaleuse.* An Hunderten von exemplarischen Fällen dokumentierte Reinartz den Niedergang der abwechslungsreichen Küche Österreichs, die Wendung zum nichtssagenden Allerlei der grillierenden, pommesfritierenden Einheitskost.

Österreichs Fernsehen widmete dem *Guide* aus Salzburg vier Stunden Sendezeit. Tageszeitungen machten aus dem Freß-Führer ganze Serien. Doch das Fachblatt „ÖGZ", Österreichs Gastronomie-Zeitung, giftete: Neuerdings beeindrucke man die Begleiterin im feinen Restaurant, indem man sich „beim Ober im *Guide*-Stil über schlaffe Langustinos oder zu feste Hechtmousseline beschwert". Solchen Mäklern empfahl das Zentralorgan der Wirte, sich mit Heringsschmaus zu begnügen und an die hungernden Kinder in der dritten Welt zu denken.

Bei der Arlberger Tagung schließlich zog die Chefin der Luxusherberge „Schneider Almhof" über Reinartz her. Zur Gaudi der versammelten Wirte fragte sie den Küchenkritiker übers Mikrofon: „Können Sie, Herr Reinartz, denn überhaupt beurteilen, wer zu den oberen Zehntausend gehört? Wenn ich Sie so anschaue, traue ich Ihnen das gar nicht zu."

Die vereinigte Gastronomen-Wut trug reichlich Früchte. Michael Reinartz mußte inzwischen die Liquidation seiner Werbeagentur einleiten. Zu viele Hoteliers zogen ihre Aufträge zurück, und zahlungskräftige Stammkunden, darunter der Gebietsverband des Gasteiner Tals, hatten plötzlich andere Partner für ihre Werbung im Sinn. Doch der *Österreich Guide für Gourmets* hat bereits die zweite Auflage verkauft.

1982 steigt Reinartz als Herausgeber der Schweizer Ausgabe mit ein. Und 1983 will er nach Deutschland. *Bernd Balm*



Geschmack mit Profil. John Player Special.

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,7 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

ANTIQUITÄTEN

Kaum war das arg gethatcherte englische Pfund auf 4,20 Mark abgerutscht, da rieben sich Kenner die Hände: **London,** das Dealer-Dorado für Antiquitäten-Jäger, wurde wieder erschwinglich. Wer jedoch mit den billigen Pfunden wuchern will, sollte wissen, wo und wie er am besten zum Zuge kommt.

Der vornehmste – und auch wohl ergiebigste Platz für „antic hunting" ist *Grays* (58 Davies Street). Die eleganten Stände, „stalls" genannt, offerieren nur vom Besten. Das hat zwar seinen Preis, bietet aber dem Unerfahrenen eine beträchtliche Sicherheit, was die Qualität angeht.

Beim *Jubilee Market* (montags im Covent Garden) braucht man dagegen schon ein gutes Auge, um Auserlesenes zu entdecken. Londons Händler jedenfalls haben es und betonen gerne, daß sie hier schon häufiger über den verkannten Wert einzelner Stücke gejubelt haben – nach dem Kauf, selbstredend.

Ähnliches gilt für den, der mit etwas Kenntnis und Geduld den 250 Händlern in der *Camden Passage* mittwochs oder samstags einen Besuch abstattet. Dort kommt man mit einer Faustregel zurecht: Was überdacht angeboten wird, ist besser.

Obwohl der *Bermondsey Market* (freitags an der Tower Bridge Road) kein Geheimtip mehr ist, gilt er nach wie vor als Platz erster Ordnung. Hier tauchen zum Beispiel – mit einer Taschenlampe bewehrt – schon ab fünf Uhr früh jene Männer auf, die dann am Samstag ihre Fundsachen mit bis zu 40 Prozent Aufschlag in der Portobello Road feilbieten.

Wer alten Schmuck auftun will, muß ebenfalls Frühaufsteher sein – am Sonntagmorgen herrscht in der *Cutler Street* reger Betrieb. Anschließend lohnt sich noch ein Abstecher zu *Camden Lock,* wo vor allem Kuriositäten wie die Milchkanne in Kuhform oder der Zahnstocher im Samtetui ausgestellt werden. Doch wo auch immer man sucht – es gilt drei Grundregeln zu beachten:

1. Bargeld ist das beste Zahlungsmittel, denn viele Stücke lavieren die Händler am Finanzamt Ihrer Majestät vorbei.

2. Aggressives Handeln oder gar Feilschen verstößt gegen die feine englische Art. Am besten, man fragt nach der Taxe für Trade, den Handel. Wer dann nicht gerade mit dem Stadtplan wedelt oder die Kamera vor dem Bauch baumeln läßt, erfährt allemal den günstigsten Preis.

3. Die Frage an den Händler, ob er außerhalb seines „stalls" noch Interessantes anzubieten hat, kostet nichts, bringt aber vielleicht einen Blick in die Ledertaschen unter dem Tisch. Die reserviert er nämlich für seine besten Kunden. *Hans Z. Urban*

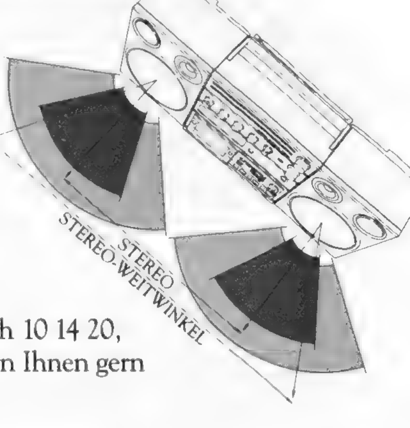
Die Philips Sound-Maschine mit Stereo-Weitwinkel



„DA GEHEN EUCH DIE OHREN AUF"

Leistungsstark, zuverlässig und top-aktuell: Der Philips Stereo-Radio-Recorder D 8614. Präzise Steuerung des Laufwerks durch Microprocessor-Technik. 3 Motoren gewährleisten beste Gleichlaufeigenschaften und ein Maximum an Zuverlässigkeit. Durch 20 Watt Ausgangsleistung, 2 große Baß- und 2 getrennte Hochton-Lautsprecher erreicht diese Sound-Maschine die große Klangdynamik. Das Geheimnis der Stereo-Akustik ist der stufenlos regelbare Stereo-Weitwinkel. Damit läßt sich elektronisch die Stereo-Basis verbreitern. So hört man Stereo, wie es sonst nur mit Zusatzlautsprechern möglich wäre.

Wenn Sie mehr über die Philips Sound-Maschine wissen möchten, fragen Sie bitte Ihren Fachhändler oder schreiben Sie direkt an Philips GmbH, Unternehmensbereich Unterhaltungselektronik – Marktbereich RCP, Postfach 10 14 20, 2000 Hamburg 1, wir senden Ihnen gern unseren neuen Prospekt zu.





PHILIPS






Nun haben Sie den vielleicht
besten Champagner der Welt
wenigstens gesehen!
KRUG
KRUG
Champagne







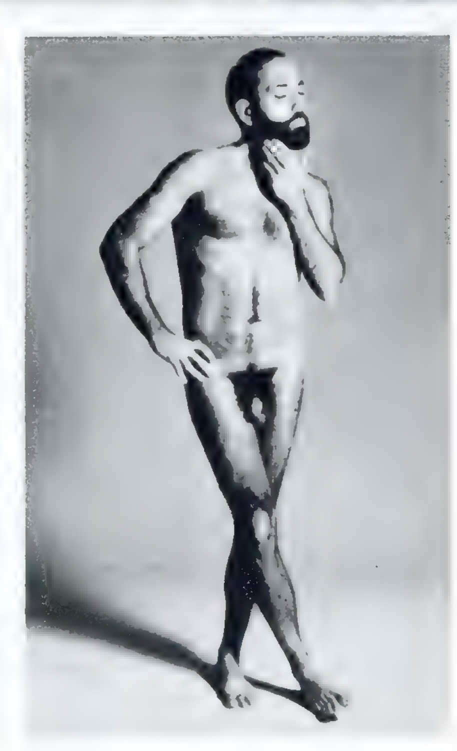






DIE NACKTEN VON NEW YORK

VERRÜCKT GENUG sind sie ja, die Leute am Hudson. Und schamlos offenherzig obendrein. Der amerikanische Fotograf Charles R. Collum hatte deshalb keine Schwierigkeiten, eine hübsche Kollektion bizarrer Eitelkeit zusammenzubringen. Sein Fotoband *New York Nude* liest sich fast wie ein Telefonbuch. Denn sowohl der Paparazzo, der seine Kamera mit aufs Bild brachte (oben links), als auch die bodygestählte ehemalige Miß World (oben rechts), die Großmutter aus der „Rollerena“ (Mitte links), die beiden Zwillingspaare (Mitte rechts und unten links) und der Investment-Manager (unten rechts) ließen sich gleich mit Namen und Profession in dem Buch verewigen (zu beziehen über Verlagsbuchhandlung H. Vogel, Königsallee 13, 4000 Düsseldorf, etwa 75 Mark).



Damenuhr, wie rechts unten abgebildet: Modell ULY 02.
Edelstahl-/22-Karat-Goldauflage-Kombination.
Batterielebensdauer ca. 2 Jahre.
Saphirglas.
Unverbindliche Preisempfehlung DM 1.195,–.

Herrenuhr, wie oben und links unten abgebildet:
Modell HJY 12.
Edelstahl-/22-Karat-Goldauflage-Kombination.
Batterielebensdauer ca. 2 Jahre.
Saphirglas.
Unverbindliche Preisempfehlung DM 1.295,–.

Die neue Seiko Lassale Kollektion finden Sie ausschließlich in folgenden führenden Fachgeschäften:

5100 AACHEN,
Studio Küpper, Holzgraben 10
Lücker oHG, Am Elisenbrunnen
7080 AALEN,
Goldschmiede, Radgasse 4
2070 AHRENSBURG,
Juw. Stojan, Manhagener Allee 6
8750 ASCHAFFENBURG,
Karl Bauer, Herstallstr. 47
Vogl, Herstallstr. 18
5952 ATTENDORN,
Juwelier Hoberg, Niederstr. 14
8900 AUGSBURG,
Heinrich, Hofackerstr. 9
Herbert Mayer, Annastr. 35 (Zentrum)
3388 BAD HARZBURG,
W. Austermann GmbH,
Herzog-Wilhelm-Str. 75
4970 BAD OEYNHAUSEN,
Juw. Fuchs, Königshof/Kolonnaden
3280 BAD PYRMONT,
Juwelier Fuchs, Brunnenstr. 42
4902 BAD SALZUFLEN,
Brockschmidt, Begastr. 23
6368 BAD VILBEL,
Eickhoff, Frankfurter Str. 147
7570 BADEN-BADEN,
Hans Steiert, Lange Str. 30
8600 BAMBERG,
Stefan Wietzig, Kesslerstr. 30
8580 BAYREUTH,
K. Engelmann, Kanzleistr. 1
1000 BERLIN,
Behlert-Lindemann, Wilmersd. Str. 22
Uhren-Escort, Senftenberger Ring 5
Goldschatulle, Karl-Marx-Str. 112 und Schloßstr. 116
Kappauf & Gross, Reichsstr. 82
Juwelier Lorenz, Rheinstr. 58-59
H. Scheibel KG, Tauentzienstr. 4
Juw. Schulz, Wilmersdorfer Str. 117
SEIKO Quartz Studio, Kurfürstend. 29
4630 BOCHUM,
SEIKO Quartz Studio, Am Stadtbad
5300 BONN-BAD GODESBERG,
Juwelier Blatzheim, Theaterplatz 8
5300 BONN,
Juwelier Hild, Dreieck 6
Toussaint, Sternstr. 68
3300 BRAUNSCHWEIG,
Juwelier Bungenstock, Schuhstr. 21
2800 BREMEN,
Juwelier Bosse, Sögestr. 27
H. Haase KG, Hutfilterstr. 15
Juwelier Meyer, Sögestr. 62-64
Wempe, Sögestr. 47-51
2850 BREMERHAVEN,
Juw. Monrath, Bürgerm.-Schmidt-Str.
4980 BÜNDE,
S. Meyer, Bahnhofstr. 27
7260 CALW,
Uta Dantes, Badstr. 14
5590 COCHEM,
Juwelier Müller, Bernstr. 5
6100 DARMSTADT,
Uhren-Techel, Ernst-Ludwig-Str. 16
4220 DINSLAKEN,
Juwelier George, Neustr. 27
7710 DONAUESCHINGEN,
Christel Kraft, Herdstr. 13
4047 DORMAGEN,
Juwelier Puzig, Kölner Str. 69
4270 DORSTEN,
Juwelier Kohle, Markt 7
4600 DORTMUND,
L. Achenbach, Westenhellweg 9a
R. Eick-Kerssenbrock, Westenhellw. 26
Juw. Rüschenbeck, Westenhellweg ·
Juwelier Vehoff, Ostenhellweg 5
5160 DÜREN,
Adalbert Lueg, Kaiserplatz 17
4000 DÜSSELDORF,
Walter Brenner, Oststr. 143
Edeler, Friedhofstr. 1
Gold + Zeit, Mittelstr. 13
Dieter Krevet, Bonner Str. 7
Juwelier Krischer, Flingerstr. 3
Meta Goffin, Oststr. 39
Mössing, Schadow-/Ecke Blumenstr.
Paschen, Königsallee 92a
SEIKO Quartz Studio, Graf-Adolf-Str. 20/Kö-Sparkassen-Passage
Wempe, Königsallee 18
4100 DUISBURG,
Juw. Krebber, Moerser Str. 222
Juw. Schmeltzer, Kuhstr. 3
4006 ERKRATH,
W. Esmeyer, Steinhof 33
4300 ESSEN,
Deiter, Kettwiger Str. 22
Peter Rust, Gemarkenstr. 55
7012 FELLBACH,
Juw. Kuder, Bahnhofstr.
2390 FLENSBURG,
Peter Jürgensen, Große Str. 45-47

6000 FRANKFURT,
Christ, Roßmarkt, Am Flughafen und Main-Taunus-Zentrum
Fr. Pletzsch & Sohn, Zeil 81
F. Schlesicky, Schillerstr. 11
Wempe, Steinweg 5
Juwelier Wenthe, Borsigallee 26
Wittmann & Co., Mainzer Ldstr. 167
7800 FREIBURG,
Juwelier Kühn, Kaiserstr. 211
Günter Wiedemann, Friedrichring 40
8228 FREILASSING,
Hartmann, Hauptstr. 4
7990 FRIEDRICHSHAFEN,
Kröner, Karlstr. 21
8510 FÜRTH/BAYERN,
Juw. Faber, Schwabacher Str. 38
6400 FULDA,
Juwelier Fitze, Universitätsstr. 5
8100 GARMISCH-PARTEN-KIRCHEN,
Juwelier Stöckerl, Bahnhofstr. 93
4650 GELSENKIRCHEN,
Juwelier Fritsch, Hauptstr. 8 + 32
Hans Meese, Hochstr. 17
Juw. Wiehmayer, Bahnhofstr. 12
6300 GIESSEN,
Carl Schmidt, Seltersweg 85
4390 GLADBECK,
Jürgen Exner, Hochstr. 20
7320 GÖPPINGEN,
Juw. Hausmann, Freihofstr. 33
3400 GÖTTINGEN,
C. Hartwig, Weender Str. 37
3380 GOSLAR,
Pfitzner & Sohn, Markt 11
8870 GÜNZBURG,
Danner, Marktplatz 12
5270 GUMMERSBACH,
Goldschmiede Zapp, Hindenbgstr. 22
2000 HAMBURG,
W. Becker, Gerh.-Hauptmann-Platz 12
Berndt, Osterstr. 129
Bloess & Küster, Ottenser Hauptstr. 21
Brinkmann & Mohr, Spitaler Str. 10
Christ, Neuer Wall
Gehricke, Wandsbeker Chaussee 319
Juw. Jurinke, Möllner Landstr. 13 i
Juw. Merberg, Kupferhof 4
Heinrich Ohlmeier, Spitaler Str. 16
Schatulle vis-à-vis der Staatsoper, Dammtorstr. 7
SEIKO Quartz Studio, Gänsemarkt 50
Wempe, Jungfernstieg 8,
Reeperbahn 103, Spitaler Str. 28,
Wandsbeker Marktstr. 57
Juw. Willer, Alstertal-Einkaufszentrum
3250 HAMELN,
F. W. König-Held, Osterstr. 46
Uhren-Albert, Bäckerstr. 48
4700 HAMM,
Udo Gärtner, Bahnhofstr. 1
Juwelier Michael, Weststr. 37
6450 HANAU,
Willy Stickelmayer, Fahrstr. 10
3000 HANNOVER,
E. Lammert KG, Deisterstr. 26
Juw. Sander am Steintor, Georgstr. 4
Louis Schrader, Georgstr. 50
Wempe, Georgstr. 27
6900 HEIDELBERG,
Juw. Menrath, Bergheimer Str. 15-17 und Hauptstr. 1
7100 HEILBRONN,
Juwelier Luithle, Deutschhofstr. 2
2192 HELGOLAND,
Henry Kaufmann
4900 HERFORD,
Otto Krüger, Berliner Str. 20
3200 HILDESHEIM,
Uhren-Schmidt, Hoher Weg 1
8670 HOF/SAALE,
Juwelier Oettler, Am Sonnenplatz 2
8070 INGOLSTADT,
Juwelier Hettinger, Ludwigstr. 12
2210 ITZEHOE,
Juwelier Albers, Bekstr. 12
6750 KAISERSLAUTERN,
Juwelier Lembach, Fackelstr. 28
Juwelier Seiler, Marktstr. 54
7500 KARLSRUHE,
B. Kamphues, Kaiserstr. 201
Uhren Weisser, Rheinstr. 42
Juwelier Widmann, Kaiserstr. 114
3500 KASSEL,
Juwelier Gerlach, Kölnische Str. 5,
Meister Hardt, Ob. Königstr. 15
2300 KIEL,
Otto Breede, Holstenstr. 19
Franz Happe, Holstenstr. 71
Juwelier Mahlberg, Holstenstr. 45
Juwelier Sievers, Markt 7
4190 KLEVE,
Franz Knops, Kirchstr. 1
5400 KOBLENZ,
Juwelier Frank, Schloßstr. 46-48
Klaes & Boege, Bahnhofstr. 54-56
Carl Willy Müller, Schloßstr. 47

5000 KÖLN,
Juw. Altherr, Neusser Str. 541
Geerling Uhren GmbH, Venloer Str. 305
Juwelier Hölscher, Hohe Str. 114
Lindenberg, Bahnhofstr. 421
Linn, Schildergasse 69-73
H. Oberliesen, Ehrenstr. 40-44
H. Schnitzler, Gürzenichstr. 32
Wempe, Hohe Str. 66
4150 KREFELD,
F. & E. Kempkens, Rheinstr. 99
J. Schumacher, Rheinstr. 113
8300 LANDSHUT,
Huber, Unter den Bögen
4920 LEMGO,
Krüger, Mittelstr. 32
5090 LEVERKUSEN,
Karl Thelen, Wiesdorfer Platz 59
6250 LIMBURG,
Juw. Scharping, Werner-Senger-Str. 9
8990 LINDAU,
Max Schmid, Cramergasse 2-4
4780 LIPPSTADT,
Nünnerich, Brüderstr. 1
7850 LÖRRACH,
Kuntermann, Tumringerstr. 194
7140 LUDWIGSBURG,
Juwelier Hunke, Kirchgasse 17-18
6700 LUDWIGSHAFEN,
Albert Hoch, Bismarckstr. 54
Jos. Maurmann, Bismarckstr. 94
2400 LÜBECK,
Juwelier Mahlberg, Holstenstr. 37
Milewicz, Kohlmarktstr. 19-21
H. H. Sack, Breite Str. 60 a
5880 LÜDENSCHEID,
Hohage, Wilhelmstr. 34
6500 MAINZ,
G. Federlin, Betzelsstr. 11
Juw. Wagner-Madler, Am Brand 4-6
Richard Willenberg, Schillerstr. 24a
6800 MANNHEIM,
Juwelier Braun, Planken 07, 10
Friedo Frier, P 6, 26 u. P 2 (Dresdn. Bank)
Juw. Wenthe, Q 1.1
3550 MARBURG/LAHN,
Otto Semler, Bahnhofstr. 10
4370 MARL-HÜLS,
Nehm KG, Hülsstr. 22
4020 METTMANN,
Juw. Kortenhaus, Joh.-Flintrop-Str. 4
8160 MIESBACH,
M. Blank, Marktplatz 2
4050 MÖNCHENGLADBACH,
Simon, Hindenburgstr. 128
4330 MÜLHEIM,
Hugo Pieper, Leineweberstr. 63
Ernst Zschiesche, Lohberg 52
8000 MÜNCHEN,
Christ, Neuhauser-Str.
J. B. Fridrich, Sendlinger Str. 14
Goldpassage, Schützenstr. 8
Gross + Schlesinger, Sonnenstr. 5
Karl Hauser, Marienplatz 28
Andreas Huber, Neuhauser Str.
Knapp, Neuhauser Str. 32
Joh. Nußstein, Tegernseer Landstr. 43
Andreas Seeger, Lembachplatz 7
Uhren-Sonntag, Sendlinger Str. 16
Wempe, Kaufinger Str. 28
8858 NEUBURG/DONAU,
Uhren Burg, Rosenstr. 6
6078 NEU-ISENBURG,
Juwelier Hetebrüg, Isenburg-Centrum
4040 NEUSS,
Hans Abeler, Krefelder Str. 16
3057 NEUSTADT,
Paul Bielert, Marktstr. 35a
6730 NEUSTADT/Weinstraße,
Juwelier Klink, Hauptstr. 75
2000 NORDERSTEDT,
Berndt, Herold-Center
4460 NORDHORN,
Ewald Hungeling, Bentheimer Str. 8
3410 NORTHEIM,
Juwelier Lüttge, Markt 1
8500 NÜRNBERG,
Uhren Gebhardt, Allersberger Str. 95
Juwelier Paul, Gibitzenhofstr. 46
SEIKO Quartz Studio, Vord. Sterng. 2
Uhren Stamm, Fünferplatz 8
Wempe, Breite Gasse 6
4200 OBERHAUSEN,
Juwelierhaus Michael, Marktstr. 19
6050 OFFENBACH,
A. Hunder, Frankfurter Str. 8
7650 OFFENBURG,
Juwelier Gertschar, Hauptstr. 98
2900 OLDENBURG,
Fritz Ludwig, Lange Str. 34
Ernst Meyer, Achtern 27
4500 OSNABRÜCK,
Erwin Kolkmeyer, Georgstr. 1-3
Heinrich Kolkmeyer, Große Str. 33
2080 PINNEBERG,
Juwelier Lohse, Dingstätte 15
7530 PFORZHEIM,
Goldgrube, Westliche 8

7980 RAVENSBURG,
Schmuck u. Uhren Bartels, Adlerstr. 12
8400 REGENSBURG,
Juw. Kappelmeier, Neupfarrplatz
5630 REMSCHEID,
Juwelier Roetzel, Alleestr. 89
2370 RENDSBURG,
Juwelier Herzau, Hohe Str. 17
7410 REUTLINGEN,
Juw. Lachenmann, Katharinenstr. 12
4440 RHEINE,
Heinrich Abeler, Emsstr. 2
6090 RÜSSELSHEIM,
Juw. Pflug, Bahnhof/Ecke Grabenstr.
Uhren-Weiss, Friedensplatz 7
6600 SAARBRÜCKEN,
Adams, Bahnhofstr. 104
Juw. Eckstein, Berliner Promenade 15
6630 SAARLOUIS,
J. Wagner, Französische Str. 29
2380 SCHLESWIG,
A. Wendland, Stadtweg 46
7170 SCHWÄBISCH-HALL,
Goldläufer, Im Haal 4
8720 SCHWEINFURT,
Edelmann & Belschner, Spitaler Str. 39
6453 SELIGENSTADT,
H.-G. Dittmeier, Aschaffenb. Str. 18
7700 SINGEN,
Limbrock-Darpe, Scheffelstr. 16
6920 SINSHEIM,
Juwelier Schick, Bahnhofstr. 11-13
5650 SOLINGEN,
A. Zimmermann, Nachf., Hauptstr. 7
6670 ST. INGBERT,
Franz Huber, Kaiserstr. 68
7000 STUTTGART,
Juwelier Blume, Königstr. 42
Uhrenhaus diCenta, Eberhardstr. 4
Friedo Frier, Königstr. 21
Juwelier Jacobi, Königstr. 17 und im Breuninger Markt
Juw. Kurtz, Eberhardstr. 69-71 und Königstr. 20
Juw. Pfister, Königstr. 78
Wempe, Königstr. 47
2408 TIMMENDORFER STRAND,
Juwelier Mahlberg, Kurpromenade
7200 TUTTLINGEN,
Juwelier Wolf, Bahnhofstr. 5 u. 41
7900 ULM,
Julius Kerner, Münsterplatz 17
Uhren Rössle, Platz-Gasse 3
Uhren Roth, Münsterplatz 46
2810 VERDEN,
E. Lammert, Herrlichkeit 5
4837 VERL,
Brintrup, Gütersloher Str. 13
6806 VIERNHEIM,
Friedo Frier, Rhein-Neckar-Zentrum
4060 VIERSEN,
Weidenfeld, Große Bruchstr. 6
7890 WALDSHUT,
Rudolf Sperl, Kaiserstr. 96
2080 WESTERLAND,
R. Ostermann, Friedrichstr. 12
6200 WIESBADEN,
Christ, Kirchgasse
Paul Jäntsch, Faulbrunnenstr. 3
Wilhelm Stoess, Wilhelmstr. 34
Ernst Wulf, Langgasse 34
6908 WIESLOCH,
L. Ritzhaupt, Hauptstr. 99
7251 WIMSHEIM,
Erwin Söhnle, Seehausstr.
3180 WOLFSBURG,
Juwelier Moser, Porschestr. 42 + 64
6520 WORMS,
Bockstiegel, Stephansgasse 20
5600 WUPPERTAL,
Abeler, Poststr. 11
Juwelier Bäumer & Co., Werth 60
Juwelier Kranefeld, Poststr. 16
Uhren Meckenstock, Wert 100
Ewald Möller, Friedrich-Ebert-Str. 12



Seiko Time GmbH, Schwannstr. 3, 4000 Düsseldorf 30.
Bezugsquellennachweis für Österreich bitte anfordern bei:
A. Weiner Ges.m.b.H.,
Karl-Schweighofer-Gasse 12,
A-1070 Wien 7.
Für die Schweiz bei:
SeikoTime S.A., 10, Rue Blavignac,
CH-1227 Carouge-Genève.

Das ist einzig auf der Welt: Der DS-matic von Faber-Castell schreibt ohne Minennachdrücken.



Der DS-matic von Faber-Castell ist ein Feinminenstift, bei dem allein durch das Schreiben oder Zeichnen die Mine automatisch nachrückt. Lästiges Minennachdrücken entfällt.

Dieses kleine Wunderwerk erhalten Sie bei Ihrem Fachhändler für DM 69,–.*

Lassen Sie sich bei dieser Gelegenheit auch die anderen Schreibgeräte aus der neuen Faber-Castell-Collection zeigen: Kugelschreiber, Füllhalter und Tintenroller (ab DM 21,–).*

** Unverbindliche Preisempfehlung in der Bundesrepublik Deutschland, in Osterreich und in der Schweiz entsprechend der Währungsparität*

Faber-Castell

Bringt neue Ideen zu Papier.

FC 3/81

DER PLAYBOY BERATER

Nachdem mich mein Freund überredet hatte, seinen Samen zu schlucken, mußte ich einige Tage später einen Zahn wegen einer Wurzelentzündung behandeln lassen. Greifen Spermien vielleicht die Zähne an? – J. K., Karlsruhe.

Ganz im Gegenteil: Wahrscheinlich wäre Ihnen der zahnärztliche Bohrer erspart geblieben, wenn Sie schon früher solchen Gebrauch von Ihrem Freund gemacht hätten. Wie das Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie in Göttingen herausgefunden hat, ist Sperma nämlich ein exzellentes Antibiotikum. Es tötet schädliche Bakterien, ohne menschliche Zellen anzugreifen. Damit erklärt sich der Wissenschaft nun auch, warum Geschlechtskrankheiten besonders oft durch jene Prostituierten verbreitet werden, die sich nach jedem Verkehr peinlich ausspülen. Also können Sie beruhigt etwas für Ihre Gesundheit tun.

Ich bin zu einer amerikanischen Hochzeit eingeladen. Auf der Einladungskarte wird „Black Tie" verlangt. Sind die Sitten der Amerikaner von den unseren wirklich so grundverschieden? Bei uns tragen doch nur Trauergäste eine schwarze Krawatte. – J. S., Wiesbaden.

Recht haben Sie. Aber bei unseren Freunden, den Amis, bedeutet die Floskel „Black Tie", die Gäste mögen im Smoking erscheinen. Und dazu tragen sie drüben tatsächlich oft eine schwarze Schleife, während diese Kombination hierzulande als Kellnerkostüm gilt. Sie können natürlich einen interkontinentalen Kompromiß schließen und im Tuxedo (wie der Smoking bei den Amerikanern genannt wird) mit farbiger Schleife auftreten. Oder Sie probieren, was der PLAYBOY *in den Staaten Smoking-Muffeln zugesteht: „Die Anlässe, Tuxedo zu tragen, sind die letzten Gelegenheiten, Eleganz zu zeigen. Doch marineblauer oder anthrazitgrauer Anzug mit weißem Hemd und konservativer Krawatte haben sich als formeller Anzug eingebürgert."*

Die stattlichsten weiblichen Brüste, so las ich kürzlich in einer Rekordmeldung, sollen stolze 26 Kilogramm wiegen. Nun bin ich allerdings am Rätseln, wie dieses Gewicht korrekt ermittelt werden konnte. – V. G., Hildesheim.

Die Mediziner machen sich in solchen Fällen das Prinzip des Archimedischen Auftriebs zunutze. Sie füllen ein geeignetes Gefäß bis zum Rande mit Wasser und lassen die Brüste eintauchen. Die überlaufende Flüssigkeitsmenge wird aufgefangen, nach Kubikzentimetern gemessen und mit dem spezifischen Gewicht 0,93 g/ccm des Fettgewebes multipliziert. Wenn Sie den Versuch daheim



mit einer stattlichen Freundin nachvollziehen wollen, verständigen Sie vielleicht am besten vorher die Wasserwacht. Bei der verlautbarten Dame müssen fast 28 Liter übergelaufen sein.

Lewis Wallace hat in seinem Roman *Ben Hur* geschrieben, daß die Heilige Jungfrau Maria in Wahrheit schon mal verheiratet war und in zweiter Ehe mit ihrem Schwager, dem heiligen Josef, zusammenlebte, als sie das Christkind gebar. Sind diese inzestuösen Verwandtschaftsverhältnisse amtlich? – C. J., Oldenburg.

Eine altorientalische, noch heute in einigen arabischen Ländern befolgte Sitte verlangt, daß der Schwager die Schwägerin übernimmt, wenn sein Bruder stirbt. Allerdings existiert keine Bibelstelle, die auf eine solche Versorgungsehe zwischen Josef und der bereits schwangeren Maria schließen läßt.

Seit Jahren habe ich eine feste Freundin, die ich regelmäßig abends vom Büro aus besuche, bevor ich heimfahre. Kann ich dafür beim Finanzamt eigentlich eine Kilometerpauschale geltend machen, so wie vergleichsweise jeder Ehemann, der von der täglichen Arbeit in den Ehehafen zurückkehrt? – H. K., Esslingen.

Nein, denn unser Vater Staat legt immer noch größten Wert darauf, die Leute zu Ehepaaren zusammenzutreiben. Wenigstens verlangt er, wenn Sie Ihre Freundin schon nicht heiraten, doch mit ihr zusammenzuziehen, bevor er Ihnen Steuervorteile schenkt. Zusammenlebende Verlobte nämlich (Niedersächsisches Finanzgericht, rechtskräftiges Urteil 4. 9. 1978 IX L 280/77) dürfen sogar beide Kilometerpauschalen für die Wege zwischen Arbeit und Wohnung absetzen, selbst wenn Sie im selben Auto fahren.

Wann immer ich nach älteren Platten gefahndet habe, leistete mir das *Rock-Lexikon* von Barry Graves und Siegfried Schmidt-Joos gute Dienste. Da der Rowohlt-Verlag aber offensichtlich nicht an eine Aktualisierung denkt und die Diskographien selten komplett sind, suche ich jetzt ein besseres Nachschlagewerk. Wissen Sie eins? – P. K., Pirmasens.

Jeder gute Plattenladen besitzt den jährlich erscheinenden Gemeinschaftskatalog des Bundesverbandes der Phonographischen Wirtschaft, den der Josef Keller Verlag (Postfach 14 40, 8130 Starnberg) zum Preis von 195 Mark plus Versandspesen und Mehrwertsteuer auch jedem Privatmann ins Haus schickt. Das Kompendium enthält die Repertoire-Listen der deutschen Plattenfirmen und wird im Jahr zweimal aktualisiert. Preiswerter, handlicher und auf Rock-Fans zugeschnitten ist „New Rock Record", eine Fleißarbeit der Engländer Terry Hounsome und Tim Chambre (zu beziehen über Norbert Obermanns, Unterbruchstraße 28, 4048 Grevenbroich 3). Die 27,50 Mark teure Kladde ist zwar so trocken wie ein Telefonbuch. Dafür finden Sammler hier aber so gut wie alle Langspielplatten – von 1980 bis zurück in die fünfziger Jahre.

Bei uns ist einer zuviel im Trio – und zwar ein neun Monate alter Bernhardiner, der bei meiner Freundin mit im Bett schläft. Sie sagt, abgewöhnen kann sie ihm das nicht mehr. Weggeben geht auch nicht, weil das Tier anfängt, mordsjämmerlich zu jaulen. Und ich stehe vor der Frage: Mann oder Hund. – G. F., Torfhütte.

Geben Sie den Anstand-Wauwau zum Tierpädagogen Johannes Werner im niedersächsischen Wagenfeld (Telefon 0 54 44/ 4 10). Er hat bereits 562 Hunde von ihrer Bettsucht entwöhnt.

Meine Kollegen hänseln mich als „Nordlicht", seit ich nach München gezogen bin. Ich weiß, daß den Begriff als erster CSU-Boß Franz Josef Strauß auf seinen niedersächsischen Konkurrenten Ernst Albrecht gemünzt hat. Und ich verstehe darunter eine hintergründige Beleidigung – „Nordlicht" soll doch wohl soviel wie „Armleuchter" besagen. Kann man demzufolge die Titulierung als Beleidigung ahnden? – U. T., München.

Keinesfalls. Die Münchner mögen das Wort zuerst zwar in abfälligem Sinne kolportiert haben: Gemeint war der Freundes-

kreis des Bayern-Regenten Maximilian II. (1848 bis 1864), der nie volkstümlich wurde, weil er sich statt mit einheimischen Bierdimpfln lieber mit Geistesleuchten umgab, die er aus der Ferne importierte. Dazu zählten zum Beispiel der Jenaer Philosophieprofessor Friedrich von Schelling und der Historiker Leopold von Ranke aus Berlin. Sie befinden sich also in bester Gesellschaft. Ursprünglich stammt das Wort allerdings aus dem Gaunerjargon: Dort bedeutet „Nordlicht" einfach Schnaps. Und einen solchen sollten Sie als Neubürger der weißblauen Metropole (gaunerdeutsch: „Elementenvill") Ihren Kollegen einfach mal ausgeben. Sagen Sie dazu „Assusso!" (hochdeutsch: Prost!).

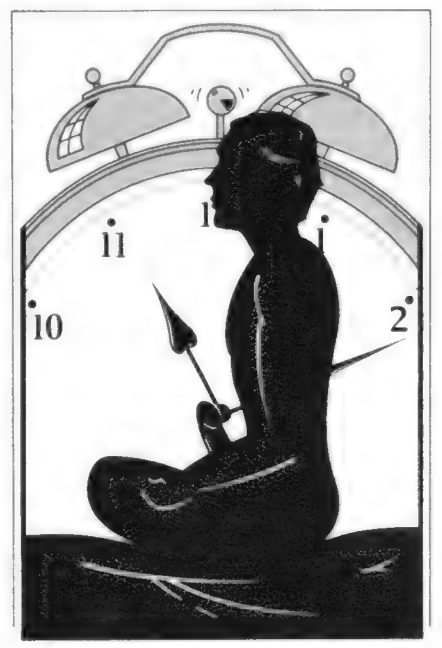
Freunde haben mir von einem USA-Besuch die Schleuderbusen von Russ Meyer auf Videokassetten mitgebracht. Leider kann ich sie auf meinem Fernsehgerät nicht betrachten, weil die Norm der amerikanischen Aufnahmen nicht mit der deutscher Fernsehgeräte übereinstimmt. Nun habe ich gehört, daß man für ein paar Mark einen Konverter kaufen kann, mit dem deutsche Apparate auch die Fernsehsendungen des AFN empfangen können. Wo gibt's denn diese Geräte? – D. T., Kaiserslautern.

Der Konverter bringt Ihnen tatsächlich überall, wo US-Soldaten stationiert sind, amerikanische TV-Kost ins Haus. Allerdings können Sie Russ Meyers Kassetten dann noch immer nicht genießen, weil die hier stationierten Amerikaner eine andere Frequenz als in den Staaten benutzen. Aber das ist kein Problem, wenn Sie sich an den „Electronicladen" wenden (Telefon 0 89/ 28 14 41 und 47 99 11, Türkenstraße 90, Amalienpassage, 8000 München 40). Dort gibt es TV-Geräte, die für sämtliche Normen der Welt ausgerüstet sind. Oder Sie schicken Ihr Gerät hin, damit man es für beide NTSC-Frequenzen empfänglich macht, und lassen sich bei der Gelegenheit gleich auch noch den Konverter für das SECAM-System einbauen: Damit können Sie dann auch die Eastern aus der DDR sehen und im Urlaub französische und luxemburgische Sendungen aufnehmen. Kostenpunkt alles in allem, einschließlich des Transports und der Versicherung: sechs Hunderter.

Wie komme ich zu wirklich seriösen englischen Buchmachern, die mir zum Beispiel die Möglichkeit bieten, Wetten auf Europacup-Sieger abzuschließen? – J. S., Dobel.

Greifen Sie zum Telefon (0 04 41/ 8 63 56 00), und bieten Sie Ihre Wette Mister Ron Pollard an. Der Londoner ist Chef des ältesten Wettbüros der Welt und setzt auch gegen die spleenigsten Behauptungen – etwa, daß John Lennon heiliggesprochen wird, die Welt 1999 untergeht, oder Hertha BSC Deutscher Meister wird. Lediglich Wetten auf das britische Königshaus („Spätestens 1984 wird Prinz Charles geschieden") nimmt die Firma Ladbroke's of London nicht an.

Vor ein paar Wochen war ich in einem Bums in Hamburg, wo Pornofilme gezeigt wurden, anschließend zwei Mädchen auf die Bühne kletterten und sich live miteinander vergnügten. Fast zwei Stunden lang saß ich mit einer gewaltigen Erektion in meinem Sessel und wünschte mir nur, ich hätte die Courage, in der Show mitzumischen. Nicht mal die große Menge Bier, die ich trank, half mir aus der Klemme. Zu Hause fiel ich dann fast besinnungslos ins Bett. Am nächsten Morgen hatte ich nicht



nur Kopf-, sondern auch Hodenschmerzen. Dieses Gefühl, als hätte ich einen Tritt abbekommen, dauerte noch den ganzen Tag. Gibt es dafür eine vernünftige medizinische Erklärung? – A. D., Kaltenkirchen.

Allzu lange sexuelle Erregung ohne einen krönenden Abschluß tut Männern nicht nur in der Seele weh. Der Dauerständer beansprucht die stützende Blutzufuhr allzu lange. Normale Kreislaufmechanismen, die den roten Saft mit Sauerstoff anreichern, geraten in der Genitalzone ins Stocken. Manchmal läuft sogar der Hodensack leicht blau an. Was wir empfehlen: mehr Courage.

Um bequem und billig nach Bonn zu kommen, habe ich mich neulich an einer Sonderzug-Fahrt beteiligt. Der Waggon war von Demonstranten gemietet, und beim Einsteigen wurden wir von auffälligen Herren unauffällig fotografiert. Nun fürchte ich, daß ich als potentielle Terroristin in irgendeiner Polizei-Kartei geführt werde. Wie berichtigt man falschen Verdacht, wenn der Staat geheime Dossiers über unsereiner anlegt? – G. W., München.

Wenn München nicht Ihr Hauptwohnsitz ist, müssen Sie sich an das Innenministerium Ihres Heimatlandes wenden. Sind Sie jedoch Bürgerin des Freistaates, brauchen Sie nur Dr. Konrad Stollreiter zu benachrichtigen (Königinstraße 11, 8000 München 22, Telefon 0 89/ 23 70 33 41). Dieser Bayerische Landesbeauftragte für Datenschutz kann auf Ihren Wunsch bei den Sicherheitsbehörden Einblick in ihre Daten fordern, die über Sie gesammelt worden sind, und ihre Berichtigung verlangen.

Mich fasziniert Bodybuilding. Doch als Vegetarier fühle ich mich nicht zum Training ermutigt. Denn nach allem, was man hört, sollte man beim Aufbauprogramm riesige Portionen von Steak verdrücken. Geht's nicht auch ohne? – M. F., Singen.

Proteine, die das Muskelwachstum anregen, stecken nicht nur in Fleisch. Eiweißhaltige Nahrungsmittel wie Nüsse, Hülsenfrüchte, Eier und Milchprodukte sind je nach Kombination Steaks ebenbürtig. Außerdem brauchen Leistungssportler Kohlenhydrate, die im Körper in Energie umgesetzt werden. Reichlich davon können Sie mit Kartoffeln, Reis oder Brot vertilgen. Falls Sie dann immer noch nicht richtig in Form kommen, liegt das wohl am mangelnden Trainingseinsatz. Vom Essen allein wird man nur dick, nicht muskulös.

Als kürzlich eine Party in Langeweile zu ersticken drohte, schlug einer der Gäste vor, „Skandinavisches Billard" zu spielen. Offenbar hat er nicht gewußt, daß mein Flirt eine junge Schwedin war, die sofort hochrot anlief und uns verließ. Der ideenreiche Herr folgte ihr sofort. Leider hat man die beiden nicht wieder gesehen, um nach den Regeln des offensichtlich unzüchtigen Zeitvertreibs zu fragen. Stillen Sie meine Neugier? – G. L., Hamburg.

Man entkleide die Damen und setze sie mit gespreizten Beinen auf den Fußboden. An die Herren werden Murmeln verteilt, mit denen sie versuchen müssen, ins Schwarze zu treffen. Allerdings werden die Murmeln in Liegestützstellung und ohne die Hände zu benutzen geschoben. Wer als erster ins Ziel trifft, ist Sieger – und bekommt zur Belohnung die Murmel geschenkt.

Der Playboy-Berater kann leider nicht alle Anfragen veröffentlichen. Aber wir beantworten Fragen, die im PLAYBOY *behandelte Themen betreffen, wenn Sie einen frankierten Rückumschlag beifügen. Unsere Anschrift: Playboy-Berater, Playboy-Redaktion, Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83.*


SIR HERRENPFLEGE INTERNATIONAL
Eau de Cologne · After Shave Lotion
Pre Shave Lotion · Rasierschaum · Rasiercreme
Herrenseife · Deodorant-Spray
SIR
CHAMPACA
eau de cologne
SIR
CHAMPACA
eau de cologne
SIR
CHAMPACA
Der Duft, den Frauen männlich finden.

INSIDER

So kriegt man jede rum: Extravagante Liebesbeweise

GUNTER SACHS ließ Blumen sprechen. Aber anstatt Fleurop einzuspannen, charterte er einen Helikopter und ließ Blüten auf das Haus von Mirja regnen. Nun muß man kein Sachs sein und auch nicht täglich 35 000 Mark Kasse machen, um so seine Zuneigung zu zeigen. Denn die Liebesgrüße aus dem Hubschrauber sind bei der Firma „Interconsult" (Destouchesstraße 16, 8000 München 40, Telefon 0 89/39 00 51) für jedermann zu haben. Kostenpunkt bei 80 Kilometer Einsatz-Radius: 5000 Mark, zuzüglich 13 Prozent Mehrwertsteuer, inklusive 1000 Rosen, Farbe nach Wahl. Wünschenswert ist nur, daß die Herzensdame nicht gerade als Untermieterin irgendwo in der City residiert. Aus Sicherheitsgründen ist der Rosen-Regen nur machbar, wenn die Angebetete irgendwo in der Botanik wohnt.

Beim selben Unternehmen können Lover mit Snob-Appeal auch einen Himmelsschreiber buchen, der eine schwungvolle Feder unterhalb der Wolkendecke führt. „Ich liebe dich", aus einer Tiefdecker-Düse in romantisch rotem Rauch gesprüht, macht ebenfalls 5000 Mark.

Preisbewußteren, die trotzdem auf nicht alltägliche Weise ihre Liebe zeigen wollen, empfiehlt sich Gedrucktes. Bereits mit 20 Mark sind sie dabei. Dafür ist beim Berliner Boulevardblatt *BZ* (Kochstraße 50, 1000 Berlin 61, Telefon 0 30/2 59 11) ein einspaltiges Inserat (10 Millimeter hoch, 45 Millimeter breit) unter der Rubrik „Vermischtes" käuflich. Der Liebesschwur erscheint dann mit 400 000 Stück Auflage in der Montag-Ausgabe.

Bei Fußball-Bräuten geht man im Stadion in Führung. Der Arbeitsplatz der Millionen-Verdiener vom FC Bayern München bietet sich an. Man lasse die Anzeigetafel im Olympiastadion entsprechend gestalten. Wenn 60 Sekunden lang „Eva, I love you" erscheinen soll, kostet das 900 Mark. Anfragen sind zu richten an die Münchner Olympiapark GmbH, Spiridon-Louis-Ring 7, 8000 München 40, Telefon 0 89/3 86 41.

Das Herz begeisterter Kinogängerinnen kann man gewinnen, wenn kurz vor dem Hauptfilm-Brüllen des Metro-Goldwyn-Mayer-Löwen der Kosename der Dame, versehen mit liebevollen Zusatzworten, von der Leinwand scheint. Bei der Realisierung ist die Agir Werbe GmbH (Schützenallee 5, 3000 Hannover, Telefon 05 11/83 90 31) gerne behilflich.

Auf den ersten Blick erscheint auch das Angebot der Deutschen Städtereklame GmbH (Zeppelinstraße 39, 8000 München 80, Telefon 0 89/48 40 61) interessant. 6,40 Mark pro Tag und Anschlagtafel – ein kleiner Preis bei verhältnismäßig großer Wirkungsfläche (3,56 mal 2,52 Meter). Eine Rückfrage bei der Druckerei Gotteswinter (Amalienstraße 11, 8000 München 2, Telefon 0 89/28 14 68) ergibt jedoch, daß für 100 Anschlagstellen – an denen man seine Angebetete dann im Wagen vorbeikutschiert – auch 100 Plakate notwendig sind. Und unter 30 000 Mark (Litho-Kosten inbegriffen) sei da nichts zu machen.

Angesichts solcher Investition wäre zu überlegen, ob man für eine Summe ähnlicher Größenordnung vielleicht nicht doch besser seine Liebe mit einem maßgeschneiderten Liebeslied gesteht. Das hat nicht zuletzt deshalb etwas für sich, weil Songs haltbarer sind als Plakate. In dem flexiblen Erfolgskomponisten Christian Bruhn (Irmgardstraße 11, 8000 München 71, Telefon 0 89/79 57 18) findet der verliebte Auftraggeber den richtigen Partner.

Gelegentlich werden auch die fröhlichen Wellen von Radio-Tele-Luxemburg als Postillon d'Amour genutzt. Großer Beliebtheit erfreute sich in der Vergangenheit das „Ich liebe dich"-Sortiment zum Preis von 2450 Mark. Dafür gibt's sechsmal die Woche Liebesgrüße à zehn Sekunden. Der größeren Beachtung wegen rät die IPA (Deutsche Generalvertretung von RTL, Freiherr-vom-Stein-Straße 56, 6000 Frankfurt 1, Telefon 06 11/7 16 31) zum Programm-Spot. In der Zeit der höchsten Einschaltquoten, zwischen sechs und acht Uhr früh, kündigt der Sprecher den 45-Sekunden-Liebesspot auch noch an. Einmalige Sendung plus Produktion schlägt mit 5535 Mark zu Buche.

Für Zeitgenossen mit mindestens sechsstelligen Bankkonten eignet sich die Offerte der WDL Flugdienst GmbH (Flughafen, 4330 Mülheim/Ruhr, Telefon 02 08/37 00 41). Für 14 000 Mark pro Tag (Mindestlaufzeit ein Monat, 150 Flugstunden inbegriffen) vermittelt die Gesellschaft ein Luftschiff als Liebesboten.

Man kann natürlich auch am Boden bleiben und seinen Gefühlen per Farbspraydose, auf der Straße oder an Häusern, freien Lauf lassen. Bei Verwendung von „Marabu-Buntlack" kommt das zwar relativ billig (300 Milliliter, 10,80 Mark), garantiert aber nur geringes Aufsehen und hat neben Reinigungskosten auch noch ein Bußgeld zwischen 5 und 1000 Mark zur Folge.

INSIDER

Wein und die Wahrheit: Achtmal deutscher Rebensaft

DEN VERZWEIFELTSTEN Menschen, dem ich in meinem Leben begegnet bin, sah ich in Nürnberg. Es war ein Franzose. Vor ihm auf dem Tisch stand der volle Weinkrug. Ein Glas fehlte. Der Kellner hatte es im Mittagstrubel vergessen. *„Je n'ai pas de verre“*, murmelte, rief, brüllte und schluchzte dieser Gast in einem fort. „Ich habe kein Glas“; aber der Kellner verstand ihn nicht und merkte auch nicht, was dem Mann fehlte. Schließlich stand ich auf und brachte ihm ein Glas. Wenn ich sage, daß sein Gesicht leuchtete, ist das eine armselige Beschreibung eines dankbaren Ausdrucks. Eine Minute später tat es mir leid, daß ich ihm geholfen hatte. Er trank einen Schluck, schüttelte sich, legte Geld auf den Tisch und ging grußlos.

Leider ist ja das Leben der Menschen, die lustvoll trinken und essen und auch gern mal ein neues Geschmackserlebnis ausprobieren würden, nicht nur mit sprachlichen Hürden verstellt.

Das fängt mit dem Vorurteil an, daß Rotwein zu Käse gehört. Tatsächlich ist es besser, zum Käse schwere süße Weißweine zu trinken. Die Süße solcher Weine ist der beste Kontrapunkt zu dem dominanten Käsegeschmack.

Seit es bei uns zum guten Ton gehört, italienische oder französische Weine zu trinken, wissen immer mehr Menschen immer weniger über deutschen Wein.

Die ausländischen Weinerzeuger haben für ihre Konsumweine, ob roter oder weißer, preislich und in der Werbung mehr getan – ist die eine Erklärung. Die andere liegt bei vielen deutschen Winzern – sie haben durch „Nachhilfe“ die Spätlese, das süße Lieblingskind der Deutschen, „am Markt vorbei“ produziert. Längst schon war es den Gästen zur Gewohnheit geworden, den Kellner nach „einem trockenen Weißen“ zu fragen, und dann trank man halt einen teuren Pouilly von der Loire oder einen Elsässer statt eines Riesling von Rheingau oder Mosel, der qualitativ ganz oben steht und preislich noch vernünftig ist.

Nicht überall gibt es den fachlichen Rat des Wirtes mit Kellerwissen. Man bleibt also mit der Karte allein, man muß einige Grundkenntnisse haben, um das zu bekommen, was man trinken möchte.

In der Weinfachsprache verstand man jahrelang unter „trocken“ einen Wein,



der durch zu lange Faßlagerung ausgezehrt, hart und stumpf geworden war. Heute dagegen denkt man an einen durchgegorenen Wein ohne schmeckbare Restsüße. Dabei bringt eben jene Restsüße die Frucht, die Würze und das Aroma erst richtig zur Geltung.

99 von 100 Weinkarten nennen den Jahrgang (wer weiß da wirklich auswendig Bescheid, ohne den PLAYBOY-Weinkalender* in der Tasche?), das Anbaugebiet, die Qualifizierung, die Rebsorte und den Preis. Kein Wort aber über das, was einen vor allem anderen interessiert: die Geschmacksrichtung. Wenn uns die Weinkarten und die Wirte damit schon allein lassen, bleibt nur die Orientierung nach den Rebsorten. Steht sie nicht auf der Karte, auf dem Flaschenetikett bestimmt, da ist sie nämlich vorgeschrieben. Die sechs wichtigsten in Deutschland angebauten weißen Rebsorten, die dem Wein einen bestimmten Charakter geben, sollte man kennen. Es sind:

Riesling – wertvollste deutsche Rebe, rassige, elegante Weine. Vor allem Rheingau, Mosel-Saar-Ruwer, Rheinhessen, Rheinpfalz, Nahe.

Silvaner – volle, milde Weine mit idealem Alkohol-Säure-Verhältnis und pikanter Würze. Rheinhessen, Rheinpfalz, Franken. Eignet sich zum Verschnitt mit Riesling.

Müller-Thurgau – Kreuzung aus Riesling und Silvaner. Franken, Rheinhessen, Bergstraße, Nahe, Baden, Rheinpfalz. Milder Wein mit Muskat-Ausklang.

Ruländer – graurote Beeren. Vor allem Baden. Vollmundige, schwere Weine, zartes Bukett. In Frankreich Pinot gris, in der Schweiz Malvoisie genannt.

Traminer – auch als Gewürztraminer angebaut. Blumiger, voller, würziger Wein. Baden, Württemberg, Franken, Pfalz, Elsaß.

Gutedel – besonders schmackhafte, auch als Eßtraube beliebte Rebsorte. Säurearme, süffige, leichte Weine. In der Schweiz als Fendant, in Frankreich als Chasselas bekannt.

Zwei Rebsorten sind es vor allem, die bei der Erzeugung deutscher Rotweine eine Rolle spielen:

Blauer Spätburgunder – ergibt einen rubinrot gefärbten Rotwein mit feinem Bukett, der eine samtige, mollige Wärme ausstrahlt. Hauptanbaugebiete Baden und Ahr.

Portugieser – diese Weine von rassiger Würzigkeit werden jung getrunken. Die Traube wird auch zu Weißherbst verarbeitet. Wird hauptsächlich an der Ahr und in der Rheinpfalz angebaut.

Der deutsche Wein hat also genug Vielfalt zu bieten. Was der Franzose damals in Nürnberg getrunken hat, weiß ich allerdings bis heute nicht.

** Den PLAYBOY-Weinkalender im Scheckkarten-Format erhalten Sie gegen zwei Mark Schutzgebühr (in Briefmarken) über Redaktion PLAYBOY, Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83.*

Bei 450 Mark entscheidet die bessere Abtastung.

Dual Serie 600.
Bessere Musikwiedergabe durch eine Technik, die Störeinflüsse wirksam unterdrückt.

Wer 450 Mark anlegen will, verdient in puncto Abtastung das Beste. Also eine hervorragende Tonarmtechnik, einen Antrieb mit größter Laufruhe und eine hohe Dämpfung der Störungen von außen.

Wer sich für 450 Mark einen Dual kauft, bekommt in dieser Hinsicht etwas Besonderes: Die U.L.M.-Tonarmtechnik mit einem Klirrfaktor, der selbst bei verwellten Platten 20x kleiner ist als bei herkömmlichen Plattenspielern. Den Quartz PLL Direct-Drive mit seiner außergewöhnlichen Laufruhe und Gleichlaufschwankungen an der Grenze des exakt Meßbaren. Das HDC-Gehäuse mit hoher interner Dämpfung und 4 abstimmbaren Schockabsorberfüßen zur wirksamen Unterdrückung von Trittschall und akustischer Rückkopplung.

Mehr können Sie für 450 Mark nicht verlangen. Wahrscheinlich wird Ihnen für diesen Preis auch niemand mehr bieten können. Dies, damit Sie sich besser entscheiden können.

Dual steht für Qualität.



Zu guten HiFi-Anlagen gehört ein Dual Plattenspieler. Made in Germany.

MUSS MAN JUGENDLICHE VOR SEX SCHÜTZEN?

ANGEBOT

Werden Jugendliche nicht schon genug geschützt?

Mir hat es nicht geschadet, daß mich niemand vor Sex geschützt hat. Fragen Sie doch mal meine Freundin.

Thomas Keller
Jurastudent
Kaiserslautern

SCHEINHEILIGE

Die Angst vor möglicher Schädigung ist dem Menschen schon mit in die Wiege gelegt worden, da die Aufklärung immer noch im Slowmotion-Stil betrieben wird. Die beschützerischen Ambitionen dienen im übrigen vielen nur zur Rechtfertigung ihrer eigenen Phantasien in Sachen Sex.



Ulrich Baensch
Nichtgeschützter
und
Student
Lotte

FÜR RUBBELN

Mit sechs Jahren rubbelte ich gern, zwar nicht vertikal mit einer, sondern horizontal mit beiden Händen mein Peterchen oder Pietermäzchen, wie das damals hieß. Eines Tages kam meine Mutter dazu, sah die Schweinerei, bekam einen roten Kopf und knallte mir eine auf die Finger. Ich weiß nicht, welcher Urinstinkt oder welches Vorbild es war, jedenfalls deklarierte ich mein Bedürfnis für das Gesündere und machte weiter – bis heute. Und – toi, toi, toi – bis jetzt leide ich nicht an Verblödung oder Rückgraterweichung.

14 Jahre war ich, als wir zu viert in den Wald gingen und dort ein Wettwichsen veranstalteten. Ein Arztsohn kam dann mit der Mär, ein Mann könne nur 1243 Ergüsse haben und dann sei Schluß. Ich rechnete heimlich nach, kam auf fast 900 bereits erlebte, dachte an die Gesundheit meines geliebten und liebenden Vaters und erklärte diese Hypothese glattweg für Blödsinn.

Dann folgten verzweifelte Versuche auf Parkbänken, bei Spaziergängen, in der Badeanstalt und so weiter, endlich mit der Fingerspitze einmal die Brustwarze oder gar den Rand des ewigen Dreiecks zu ertasten. Versuche – gegen die Stimme des Papstes, gegen die Eltern, gegen die Lehrer, die Liebesbriefe beschlagnahmten und laut verlasen, gegen den petzenden Schulbusfahrer, gegen die geschwätzigen Nachbarn.

Ernstgemeinte Frage: War mein Verhalten Folge von zu wenig Schutz der Jugend vor Sexualität oder waren das Ausflüsse von Überschutz gegen spielerische Impulse, mit sich selbst umzugehen?

Mit 18 dann die verzweifelten Versuche der Entjungferung. Ungefähr beim sechsten Anlauf klappte es. Fast ein halbes Jahr hatten meine Freundin und ich ein Buch studiert: *Liebe vor der Ehe.* Aber auch diese disziplinierte und von den Eltern belächelte Leistung auf dem Rand ihres Bettes konnte 18 Jahre Schutz nicht beheben.

Wir litten unter Leistungsdruck, Protzen-Wollen, Nicht-drüber-reden-Dürfen, Keine-Frage-haben-Dürfen, Konkurrenzdruck und unter der Frage: Ja, sag mal, willst du die heiraten? – In der Tat wollte ich nicht, aber ich wollte meinen Körper genießen und den anderen kennenlernen.

Inzwischen sehe ich unsere Sexualerziehung auch geschichtlich. Ich kann sie meinen Eltern nicht vorwerfen. Sie haben im besten Glauben gehandelt. Ich kann nur sagen, mir hat dieser Schutz, der ja wohl heute noch mehrheitlich praktiziert wird, große Probleme gebracht. Orgasmisch war ich nie gestört, aber auf dem Weg dahin in meiner Beziehung zu Frauen grundsätzlich.

Bei meinem Sohn handle ich heute auch in gutem Glauben. Er ist zweieinhalb Jahre alt. Ich fordere ihn nicht auf, etwas zu tun oder zu lassen. Aber ich habe sein Interesse an seinem eigenen Schwanz, an meinem Schwanz, an der Möse seiner Mutter und an den Körpern anderer nie unterdrückt, sondern Rede und Antwort gestanden und anfassen lassen, was er anfassen wollte. Bei mir zum Beispiel nur dann, wenn das Anfassen für mich in dem Moment auch okay war; wollte ich nicht, dann nicht.

Muß ich mich selbst vor gewissen Dingen schützen, sollte ich auch mein Kind davor schützen. Wobei das keine Garantie ist, daß mein Kind mir seine eigenen Entdeckungen nicht eines Tages um die Ohren haut.



Helge Max Jahns
Filmemacher
und
Studioregisseur
München

PLAYBOY-UMFRAGE

73 Prozent aller Befragten sind der Meinung, daß Jugendliche im Alter von 14 bis 16 Jahren vor Pornographie und der Verführung zum Geschlechtsverkehr geschützt werden sollten.

25 Prozent halten es für richtig, die Jugendlichen selbst darüber entscheiden zu lassen, was sie in Hinsicht auf Pornographie, Sexualität und Geschlechtsverkehr tun oder lassen wollen.

2 Prozent haben keine Meinung.

Diese Ergebnisse ermittelte das Hamburger Marktforschungsinstitut Kehrmann im Auftrag des PLAYBOY.

VERKLEMMTE BEINE

Ich bin 25, seit 20 Jahren interessiere ich mich für das weibliche Geschlecht. Bis zum ersten Anlangen vergingen acht Jahre. Das Befummeln dauerte zwei Jahre, und mit 16 habe ich dann zum erstenmal gemoppelt.

Ich habe gute und schlechte, animalische und perverse Schnigglwetzer (sprich Pornographie) gesehen, den ersten mit 16, und jetzt, neun Jahre später, habe ich mich für Schmusen, Zärtlichkeit, Spiel mit Spaß, eben für Moppeln entschieden. Ich habe eigentlich immer Lust, wenn mir ein Mädchen gefällt. Habe ich schlechte Kar-

Die Sportsonnenbrille:
Der Rahmen: superleicht, schwarz- oder weißverchromt, läßt sich jeder Kopfgröße und -form problemlos anpassen. Das Glas: weitzurückgezogene, graugetönte Scheibe, kratzresistent und durch 13 Sichtschrauben rahmenverbunden. Die Bügel: extrem dünn und biegsam. Der praktische Schutzsack: zur staubfreien Aufbewahrung.



Zentrale: CARRERA International Ges.m.b.H., 4050 Traun/Austria · CARRERA BRD
Hans-Stießberger-Straße 2 a, D-8013 München/Haar

ten, freue ich mich auf ein besseres Blatt.

Mit Sicherheit könnte ich nicht so entspannt darüber reden, hätte ich mich von Sex fernhalten lassen.

Schaut man nun speziell jene „Erzieher" an, welche die Jugend unbedingt vor Sex schützen wollen, sind es gerade sie, die in den Puff rennen, weil die Mutter so verklemmte Beine hat.

Man sollte einen Zehnjährigen nicht unbedingt mit Pornos füttern, aber jeder Psychologe warnt vor der Unterdrückung von natürlichen Bedürfnissen.

Ich wünsche jedem, daß er es einmal mit einer Asiatin zu tun hat. Asiatinnen wissen nämlich schon von Kindheit an, wo's langgeht, und sie „schützt" niemand.

Udo Semel
Grafik-Designer
München

ABARTIG

Ein kundiger Astrologe kann im Horoskop sehr wohl ersehen, wer „normal", verklemmt, neugierig, abartig veranlagt ist. Jeder einzelne wird zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger von seinen Anlagen getrieben, ganz im Sinne eines „genetischen Diktats". Die Dinge bei abartig Veranlagten in die richtigen Bahnen zu lenken, ist bestimmt eine wichtige Aufgabe der Gesellschaft und der Eltern. Aber was heißt schützen? Lenken ist wichtiger!



Professor Tony Bonin
Leiter des Astromedizinischen Forschungsinstituts
Bad Wörishofen

KEIN VERKEHRSUNFALL

Sex ist etwas, womit man geboren wird, und man kann keinen Menschen, erst recht nicht einen Jugendlichen, davor schützen, genausowenig wie vor Hungergefühlen (es sei denn, man stillt diese).

Einen Jugendlichen vom Sex fernzuhalten ist so einfach wie einem Baby seinen Lutscher wegzunehmen: Bißmale an den Fingern dürften das mindeste sein. Es soll sich doch niemand einbilden, Vater Staat und Eltern schon gar nicht, man könne Kinder vom Sex fernhalten. Eltern denken oft, etwas erreicht zu haben, wenn Söhnchen oder Töchterchen immer pünktlich um zehn Uhr zu Hause sind und die Zimmertüre nicht abschließen, wenn sie Besuch haben. Ein Irrglaube! Man braucht nur an die Möglichkeiten zu erinnern, die ein Gebüsch um vier Uhr nachmittags bietet oder Vaters Wagen.

Wer Jugendliche vor den Gefahren der Sexualität – vor den Gefahren wohlgemerkt – schützen will, der sollte sie in einem natürlichen und angstfreien Verhältnis dazu aufwachsen lassen. Dann werden vielleicht einmal Erwachsene daraus, deren Sexualleben nicht verkrampft, sondern reflektiert, offen, schön und ehrlich ist. Sex ist doch nicht so was wie Karies, Lungenkrebs oder ein Verkehrsunfall.

Michael Ottenbruch
Student
Marburg

ATTACKE

Ich habe es mit 16- und 17jährigen Mädchen und Jungen zu tun. Probleme haben sie selbstverständlich, aber Sexprobleme, die irgend jemand oder irgend etwas gefährden würden, kann ich beim besten Willen nicht feststellen. Wovor soll man sie also schützen? Im Gegenteil: Sie sind eigentlich so brav, wie man sagt, und so lieb und so moralisch, daß man manchen Jungen eher dazu raten möchte, Mädchen gegenüber etwas aktiver zu werden. Etwa nach dem Motto: „Vielleicht schaffst du es dann besser."

In unserer Kleinstadt, in der praktisch jeder jeden kennt, funktioniert die gegenseitige Kontrolle automatisch. Daran ändert das ohne Zweifel große Sex- und Pornoangebot nichts.

Natürlich gibt es auch viele sozusagen feste Beziehungen unter den jungen Leuten und gegenseitige Frotzelei und Prahlerei in puncto „Liebe", auf Schulausflügen zum Beispiel. Soll man das, vielleicht staatlich gefördert, abbauen?

Barbara Moyzischewitz
Diplomvolkswirt und
Studienrätin an der staatlichen gewerblichen Berufsschule
Freising

KEIN SPORT

Jugendliche soll und kann man nicht vor Sex schützen, denn sie sind sexuelle Wesen von Geburt an und müssen lernen, ihre Sexualität in ihre Gesamtpersönlichkeit zu integrieren.

Das Strafgesetzbuch enthält in der Fassung von 1974 im 13. Abschnitt eine Reihe von Strafbestimmungen, die die sexuelle Selbstbestimmung auch Jugendlicher sicherstellen sollen. So zum Beispiel die Verbote des sexuellen Mißbrauchs von Schutzbefohlenen (§ 174), homosexueller Handlungen an minderjährigen männlichen Jugendlichen (§ 175), sexuellen Mißbrauchs von Kindern (§ 176), Förderung sexueller Handlungen Minderjähriger (§ 180), Verbreitung harter und weicher Pornographika (§ 184, §§ 6 und 21 GjS), jugendgefährdender Prostitution (§ 184 b).

Als sexualethisch desorientierend sehen wir vor allem solche Darstellungen an, die Jugendlichen die Integration der Sexualität in ihre Gesamtpersönlichkeit erschweren oder vereiteln. Die Darstellung des nackten menschlichen Körpers einschließlich der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale ist nicht jugendgefährdend. Ebensowenig Bilder und Beiträge, die der Sexualaufklärung dienen, die den ursprünglich und unverändert zur Sexualität gehörenden personalen Bezug beachten.

Jugendgefährdend sind Medien, die Sex vereinfachend mit Sexualtechniken des Liebesspieles und des Koitus gleichsetzen. Ferner solche Medien, die mehr oder weniger explizit das Leitbild des hochpotenten, jederzeit liebesbereiten Sexualtechnikers publizieren, der in freier Partnerwahl sexuelle Befriedigung als sportliche Disziplin betreibt.



Rudolf Stefen
Vorsitzender
der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften
Bonn

KEINE WARE

Ich bin überzeugt davon, daß viele ältere Leute über den hohen „Bildungsstand" der Jüngeren auf diesem Gebiet außerordentlich überrascht wären und ihnen manchmal die Haare zu Berge stehen würden, wenn sie wüßten . . .

Sex unter Jugendlichen ist dann in Frage zu stellen, wenn sich für Erwachsene andeutet, daß die Beziehung zwischen den Partnern sich nicht durch „wahren", sondern durch Warencharakter auszeichnet, das heißt, der eine – in der Regel das Mädchen – zum Objekt diskriminiert wird.

Hermann-Josef Conen
Student der Sozialwissenschaften
Mönchengladbach

JUGENDFREI

Der PLAYBOY ist doch immer wieder für eine Überraschung gut. Ausgerechnet er kümmert sich um das Thema „Schutz der Jugendlichen vor Sex", wo er doch selber davon lebt, ungeschützten Konsumenten – zum großen Teil Jugendlichen – die kommerziell gut verwertbare Ware Sex zu verkaufen.

Jugendliche sind vor allem vor den Erscheinungsformen von Sexualität zu schützen, wie sie durch den PLAYBOY und ähnliche Publikationsorgane und besonders auch durch die Werbeindustrie ständig vermarktet werden.

Was statt dessen? Sicher kein Schutz von Kindern und Jugendlichen vor den alltagsüblichen und notwendigen Erfahrungen mit eigenen sexuellen Bedürfnissen. Sicher keine Abwehr oder Bestrafung, wenn Kinder und Jugendliche das Gespräch untereinander oder mit Eltern und Erziehern über sexuelle Fragen suchen oder damit beginnen, entsprechende Erfahrungen mit sich selbst oder anderen Partnern zu sammeln. Nicht vor der Befriedigung der eigenen sexuellen Bedürfnisse muß geschützt werden, sondern vor abwertenden Reaktionen der erwachsenen Umwelt. Notwendig ist es also, Kindern


mit Felsquellwasser gebraut
Krombacher
Pils
Dafür gibt die Natur ihr Bestes.
Beim Bierbrauen hat uns die Natur besonders begünstigt. Vor allem schenkt sie uns ein Brauwasser, wie man es ganz selten findet:
kristallklares, weiches Felsquellwasser. Erst dieses Wasser gibt Krombacher Pils den natürlichen, unverwechselbaren Geschmack.
mit Felsquellwasser gebraut
Krombacher Pils

und Jugendlichen mehr reale Möglichkeiten zu eröffnen, in denen sie selbst sexuelle Beziehungen definieren und erleben und so etwas wie Autonomie und Selbstverwirklichung auch im sexuellen Bereich erfahren können.

Dem PLAYBOY ist zu empfehlen, nicht weitere Energien in Scheindiskussionen zu verschwenden. Falls er es wirklich ernst mit dem Thema meint, sollte er nicht Politiker, Wissenschaftler und Fachkundige befragen, sondern die Jugendlichen selbst.



Dr. Bernd Maelicke
Direktor des Instituts für Sozialarbeit und Sozialpädagogik
Frankfurt

AUSWEG

Man kann Jugendliche gar nicht vor Sex schützen. Im übrigen, wenn ihr Leben schon hart genug werden wird, warum sollte man ihnen auch noch den Spaß am Sex verderben?

Man muß sie aber vor den Folgen des Sex schützen. Hierbei scheinen sich immer noch zahlreiche Eltern, Pädagogen und andere recht schwer zu tun. Das beginnt schon bei der vernünftigen und offenen Aufklärung zu Hause und in der Schule.

Wenn dann vielleicht doch mal was schiefgegangen ist, darf man nicht mit dem scheinheilig moralischen Zeigefinger auf die „Ach-so-entehrende-Schande" hinweisen, sondern man muß sich gerade in dieser Situation zu dem Betroffenen bekennen und gemeinsam mit ihm nach Wegen suchen, um aus diesem Problem keinen „Weltuntergang" entstehen zu lassen.

Thomas Spahn
Referent für Jugend und Soziales im Landesvorstand der Jungen Union
Hamburg

BRUST RAUS

Nein, vor Sex – ganz allgemein – muß man sie gewiß nicht schützen. Wie sollte man das auch! Selbst als man den Kindern noch die Hände über der Bettdecke festband und ihnen die Augen zuhielt, wo immer unkeuscher Anblick drohte, wußten doch (fast) alle Beschützten, was man ihnen da vorenthalten wollte, worum es ging.

Der Grund: Das wichtigste Sexualorgan des Menschen ist sein Gehirn. Dort – im Kopf! – findet das Entscheidende statt. Sexualität und Imagination, das ist untrennbar miteinander verbunden. Wo das Auge keine Bilder liefert, da schafft sich die Phantasie ihre Bilder selbst. Und sie sind genauso wirksam wie die echten. Wer Jugendliche vor Sex schützen wollte, der müßte ihnen schon den Kopf abschlagen . . .

Etwas anderes ist es, daß man Jugendlichen helfen sollte, eine gute, positive Einstellung zur Sexualität zu bekommen. Dazu müssen sie wissen,

1. um was es geht,
2. daß das eine tolle Sache mit sehr individuellem Spielraum ist, und
3. daß man da langsam, Schritt für Schritt hineinwächst. Nicht mit einem einzigen Plumps, wie in einen warmen Teich.

Die Frage, was eine solche Entwicklung stören könnte, ist nur schwer pauschal zu beantworten, denn wie äußere Einflüsse auf Jugendliche wirken, hängt ja in erster Linie von ihrer inneren Konstitution ab. Was der eine folgenlos wegsteckt, weil er seelisch stabil ist, lenkt den anderen in falsche Bahnen.

Dennoch will ich eine pauschale Antwort geben: Die größte Gefahr droht auch hier von der Gewalt. Ob selbst physisch erlebt oder nur durch Bilder – jede Form von sexueller Brutalität kann die Entwicklung negativ beeinflussen.

Daß man Kinder vor harmlosen Nudismen à la PLAYBOY schützen müßte, vermag ich nicht einzusehen. Die sexuelle Phantasie findet überall Nahrung. Meine eigene etwa war fast ein Jahrzehnt beherrscht von der Erinnerung an ein freundliches Dienstmädchen, das, mir elfjährigem Knaben zur Freude, eines Abends ziemlich unvermittelt eine Brust – es war die linke – aus ihrem Kleide hob und sie nach einer Weile schweigend wieder verschwinden ließ. Auf Nimmerwiedersehen.

Ob sich das nun positiv oder negativ auf mein Sexualleben ausgewirkt hat? Ich weiß nur, daß ich den Augenblick recht erhebend fand.

Hans Grothe
Stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift *Eltern*
München

VAKUUM

Das ist doch für jeden, der Kinder hat, eine klare Sache. Man darf junge Menschen nicht mit Dingen konfrontieren, für die sie nicht reif genug sind. Solche „Hurenblätter" wie den PLAYBOY kaufen nur total Frustrierte, von denen jeder zweite zum Psychiater geschickt gehört. Sexuelle Freizügigkeit ist eine der Ursachen für dieses geistige Vakuum, in dem sich unsere Gesellschaft befindet. Wo Leitbilder fehlen, entsteht mit Hilfe der Massenmedien der Massenmensch, der „Genosse", der jede Orientierung verloren hat.

Der Playboy Hugh Hefner, der die sexuelle Revolution angezettelt hat, ist so nichts anderes als ein „nützlicher Idiot" – von denen es heute viele gibt, und die nur den Marxisten in die Hände spielen. Haben sie ihre Pflicht getan, dreht man ihnen das Gas ab.

Wie sieht denn die Welt aus? Playboys paaren sich mit Playweibchen ohne jede persönliche Bindung. Man schaue sich nur die Scheidungsraten an! An was denken die Leute heutzutage: doch nur ans Fressen, ans Vögeln und an den Betriebsausflug.

Martin Humer
Fotograf, genannt der „Pornojäger"
Waizenkirchen/Oberösterreich

HUNGER

Natürlich nicht. Versteht man unter „Sex" stramme Jeans, blitzende Strapse, die unverhüllte Männerbrust oder die Dralligkeit der Playmates bieten sich wohl zum Schutz der knospenden Jugend allseits verschließbare Scheuklappen und hochprozentige Appetithemmer an. Erkennt man unter „Sex" die eigene, begreiflicherweise nicht abschließbare und versteckbare Körper- und Sinnlichkeit, müßte man die spielerische Jugend prometheushaft an Felsen schmieden.

Begreift man Sexualität unter anderem als Ursache unserer kaum anzweifelbaren Existenz, als Natürlichkeit wie Hunger und Durst, so werden die Teens wohl bald ohne unser Zutun auf diesen Geschmack kommen. Dabei braucht man kaum zu befürchten, daß sie sich dabei bis zur Selbstzerstörung zerfleischen – es sei denn, sie entleiben sich gemeinsam à la Horst-Eberhard Richter nach dessem „suizidalem Impuls".

Da sich aber nur wenige Jugendliche mit Messer und Gabel oder mit der Flasche ins Jenseits befördern, die Menschheit sich augenscheinlich nicht anschickt, durch Unterbevölkerung auszusterben, der Richtersche Impuls zudem eine Schmeichelei ist, bleibt nur wenig zu schützen. Schutz nach den Lutherischen Verkehrsregeln ist auch kaum produzierbar; also, was soll's?



Hans-Peter Vonhoff
Geschäftsführer des Verbandes der Schulbuchverlage e. V.
Frankfurt

GESUND

Ein gutes Sexualleben wirkt sich auf die ganze Gesundheit positiv aus.

Albert Sünder
Maschinenschlosser
Köln

Hat die Natur gegen die Zivilisation noch eine Chance? *Diese Frage soll im* PLAYBOY-*Forum diskutiert werden.*

Wenn Sie sich an dieser Diskussion beteiligen wollen, senden Sie bitte Ihren Beitrag unter dem Stichwort „Forum" bis 9. Dezember an die Redaktion PLAYBOY, *Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83. Die interessantesten Beiträge werden monatlich auf diesen Seiten veröffentlicht.*



PLAYBOY INTERNATIONAL

WIR ÜBER UNS: NACHRICHTEN FÜR LEUTE VON HEUTE





VORSCHAU

Bei der Miß-Germany-Wahl wurde sie zweite. Da hatte die Pfälzerin Barbara Riemer nur noch einen Wunsch: „Oimal erschte sein!" Inzwischen hat sie's zwoimal geschafft. Auf Ibiza wurde sie Miß Tanga und in Tokio Miß Fotogen. Bei uns wird sie Playmate im Frühjahr.

HASENJAGD

Ein Jubiläum steht an: PLAYBOY Deutschland feiert das Zehnjährige. Wenn's auch erst im August soweit ist – der Startschuß zum PLAYBOY-Jahr fällt am 6. Februar '82: Faschingsball im Münchner Hotel „Bayerischer Hof". Für Stimmung sorgen die Bands von Pepe Lienhard, Mario Saracino und die Rockgruppe Rigan Clan. Eingeladen sind Playmates, Bunnys, solche die es werden wollen – und Sie. Die Eintrittskarten kosten 110, 75, 55 und 45 Mark. Wenn Sie mit uns feiern wollen, dann schicken Sie einen Scheck an die PLAYBOY-Anzeigenleitung, 8000 München 2, Postfach 20 17 28.



O DIE FRÖHLICHEN

Fünf Playmates erregen in jedem Fall Aufsehen. Wenn sie auch noch singen können, dann müssen einfach Kameras her. Dieser Meinung war jedenfalls der US-Entertainer George Burns. Für sein diesjähriges Fernseh-„Christmas Special" engagierte er den Chor „The Playmates" (von links Kelly Tough, Heidi Sorenson, Michele Drake, Anne Randall und Sondra Theodore) und spannte sie vor seinen Weihnachtsschlitten.

BUNNY VERKEHRT

Wenn Sie sich unser Foto genau ansehen, werden Sie feststellen, daß eine der fünf Damen keine ist. Die Sexbombe in der Mitte ist kein Bunny, sondern Travestie-Star Bob Lockwood. Im Playboy-Club auf der Berliner Funkausstellung konnte Lockwood, der sonst als Imitator von Hildegard Knef, Liza Minnelli oder Marilyn Monroe auftritt, dem Bunny-Kostüm nicht widerstehen. Für den Fotografen stellte er die Ohren steif und mischte sich unter unsere Stammtruppe.

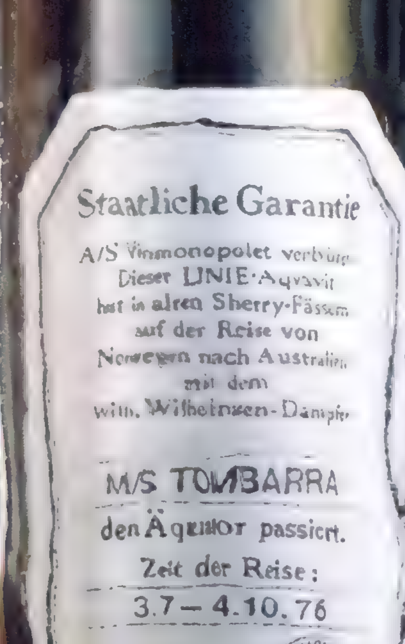


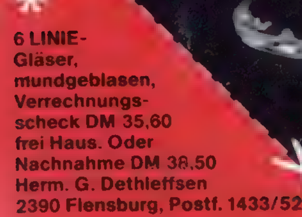
Eine Schiffsreise um die halbe Welt.

Nach langer Reife in alten ausgesuchten Sherryfässern kommt LINIE-Aquavit aufs Schiff und schaukelt über die Weltmeere bis Australien und wieder zurück nach Oslo. Ohne Ausnahme.
Das gibt ihm die letzte Reife.
Das macht ihn zum ungewöhnlichsten Aquavit der Welt.

Mit LINIE-Aquavit beweisen Sie Linie: Skål!







LINIE aus Norwegen: Der Aquavit mit der Äquator-Reife.

Prüfen Sie mal auf der Etikettenrückseite Ihrer Flasche, wann Ihr LINIE-Aquavit auf Weltreise war.

PLAYBOY INTERVIEW: SAM T. COHEN

Ein offenes Gespräch mit dem Mann, der die Neutronenbombe erfunden hat

„Spätestens im Jahre 2000", sagt der nette Herr mit der freundlichen Stimme, „beginnt in Europa der nächste Weltkrieg, natürlich unter Einsatz aller dann vorhandenen Waffen. Möglicherweise", fügt er hinzu und nimmt einen Schluck aus dem Bierglas, „wird es das Ende der Menschheit." Er verzieht keine Miene. Er wundert sich über den Schreck, den er seinen Gesprächspartnern einjagt. „Wenn Sie die Wahrheit nicht hören wollen, dürfen Sie mich nicht fragen."

Der Mann ist 60 Jahre alt, Vater von drei Kindern, zwei Söhne, eine Tochter. Der älteste Sohn will Politologe werden. Die Ehefrau macht nichts als den Haushalt. Für das, was ihr Mann erfunden hat und was ihm neuerdings so viel Beachtung einträgt, interessiert sie sich nicht: für die Neutronenbombe.

Sam T. Cohen, geboren 1921 in Brooklyn, New York, Sohn jüdischer Einwanderer aus Europa, stand in seinem Haus in Los Angeles PLAYBOY-*Interviewer André Müller und* PLAYBOY-*Redakteur Michael Sandner Rede und Antwort. Eine Genehmigung vom Pentagon war für das Interview nicht nötig. Der Mann, der das Waffenarsenal der Amerikaner um einen tödlichen Trumpf bereicherte, wird weder überwacht noch bewacht.*

Im Jahre 1958 hat er die Bombe erfunden, deren Produktion, so hat es Ronald Reagan beschlossen, in Kürze anläuft. Streng genommen ist es gar keine Bombe, denn sie wird nicht von Flugzeugen abgeworfen, sondern kann schon von einer Haubitze gefeuert werden. Ihre Wirkung ist teuflisch: Aufgrund raffiniert herabgesetzter Druckenergie zerstört sie nicht Häuser und Panzer, aber die darin befindlichen Menschen. Ihre radioaktive Strahlung durchdringt tote Materie und zersetzt den lebenden Organismus. Vom Krieg mit Neutronenbomben werden, sind die Leichen erst einmal weggeräumt, keinerlei Spuren bleiben. „Sogar Bäume und Sträucher", so Cohen, „bleiben unbeschädigt."

Das Gespräch dauerte sechs Stunden. Eine Zeitspanne, in der Cohen – er arbeitet jetzt bei einer Firma, die sich mit der Produktion von Nuklearwaffen befaßt – zwei Schachteln Mentholzigaretten raucht.

Für die Angst vor der Neutronenbombe, die die Journalisten aus Europa mitbrachten, zeigt Cohen großes Verständnis. Hitlers Bunkeranlagen, so sein Ratschlag, wären ein hervorragender Schutz gegen die Strahlenwaffe. Natürlich sollte man im Ernstfall auch das geliebte Haustier mit unter die Erde nehmen. Bei Sam T. Cohen wäre das ein zwölfjähriger Terrier. Als Hundefreund gibt er sich gern zu erkennen. Und er nennt sich einen Humanisten.

PLAYBOY: Stimmt es, daß Ihnen Ihr Hund das Liebste auf der Welt ist?

COHEN: Ja. Ich habe ihn sogar nach Paris mitgenommen, wo ich zwei Jahre lebte, um ein Buch über nukleare Probleme zu schreiben. Ich habe es englisch geschrieben. Es ist aber nur in französischer Übersetzung erschienen. Können Sie Französisch?

PLAYBOY: Nicht besonders.

COHEN: Ich auch nicht. Deshalb kann ich leider mein Buch nicht lesen.

PLAYBOY: Was steht denn drin?

COHEN: Ich habe es zusammen mit dem französischen Atomforscher Marc Geneste geschrieben. Wir behandeln alle möglichen Aspekte atomarer Bewaffnung, unter anderem die Frage, wie man die Neutronenbombe in Europa einsetzen könnte.

PLAYBOY: In einem Interview für das deutsche Fernsehen sagten Sie, Ihre Bombe sei gar nicht für Europa, sondern für Asien, und zwar als Angriffswaffe erfunden worden.

COHEN: Ist das Interview schon gesendet worden?

PLAYBOY: Ja, zumindest ein Ausschnitt. Sie saßen an demselben Tisch, an dem wir jetzt sitzen.

COHEN: Sie erinnern sich an die Szenerie? Fabelhaft.

PLAYBOY: Für uns Europäer war es ziemlich erschreckend, zu hören, daß die Bombe für den Angriff gedacht ist, nachdem man mit allen möglichen Argumenten versucht hat, uns klarzumachen, sie sei als Offensivwaffe ganz ungeeignet und



„Viele, die sich mit der Neutronenbombe befassen, verwechseln Soldaten mit Zivilisten. Sie sagen, die Bombe vernichtet Menschen. Das ist falsch. Sie vernichtet Soldaten."



„Meine Kinder sind in erster Linie daran interessiert, daß ich im Fernsehen auftrete, weil ihre Mitschüler dann sagen, sie hätten mich gesehen. Sie sind stolz, wenn ich viel Publicity habe."



FOTOS: NIK WHEELER BLACK STAR

„Zwischen den Staaten des Warschauer Paktes und Westeuropa sollte ein Wall errichtet werden, ähnlich einem elektrischen Zaun. Nur mit dem Unterschied, daß statt Elektrizität Radioaktivität benutzt wird."

Freiheit. Die Legende. Und die Wirklichkeit unserer Zukunft. Die letzte Entwicklungsstufe des menschlichen Lebens. Personifiziert in der Göttin Libertas – und ihrem Abbild, der Freiheitsstatue von New York. Freiheit – das Ziel in jedem von uns, sich selbst zu vollenden.
Hasselblad. Legende und Wirklichkeit. Die Kamera, deren Konzept bis heute unverändert Gültigkeit hat. In Technik und Design. Dieses Konzept wurde zur Grundlage des umfangreichsten Kamera-Systems der Welt im Mittelformat. Die 500 EL/M mit Elektromotor, die 500 C/M, die SWC/M (90° Bildwinkel), 19 Zeiss-Objektive, 2 Zoom-Objektive und über 300 Systemteile.



Die Hasselblad 500 EL/M. Konsequenz einer Legende. Mit integriertem Motor – bis zu 70 Aufnahmen in einer Minute. 6 × 6, 4,5 × 6 oder 4 × 4 cm. Prädestiniert für Serien mit fester Kamera-Einstellung, für Mode- und Sach-Fotografie. Zur 500 EL/M passen alle Zubehörteile der 500er Serie.
Sichern Sie sich durch die Service-Karte den 24-Stunden-Service. Informationen und Prospektmaterial erhalten Sie beim Fachhändler oder von der NORDIC Handelsges. mbH, Postfach 1209, 2070 Ahrensburg.

Hasselblad – in der Hand der Besten

HASSELBLAD®

DIE WIRKLICHKEIT EINER LEGENDE

einzig und allein zur Friedenssicherung brauchbar.

COHEN: Ich will es Ihnen erklären. Meine Bombe ist sowohl zur Verteidigung als auch für offensive Zwecke verwendbar. Als ich in den fünfziger Jahren den Auftrag bekam, eine Kernwaffe für den Einsatz bei begrenzten militärischen Auseinandersetzungen zu entwickeln, standen die Vereinigten Staaten in Südkorea. Das war damals der Bezugspunkt.

PLAYBOY: War geplant, Atomwaffen dort einzusetzen?

COHEN: Nicht wirklich. Es gab wohl die Überlegung, es zu tun, falls die amerikanischen Streitkräfte in große Schwierigkeiten geraten sollten. Eisenhower drohte damit der Volksrepublik China. Aber eine ernsthafte Absicht, Kernwaffen anzuwenden, war in den Vereinigten Staaten seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr vorhanden, außer für den Fall, daß wir mit der Sowjetunion Krieg gehabt hätten, dann schon, aber nicht an anderen Plätzen.

PLAYBOY: Bekommen Sie nicht Schwierigkeiten mit Ihrem Verteidigungsministerium, wenn Sie solche Informationen öffentlich weitergeben?

COHEN: Nein, wieso? Ich lebe in einer Demokratie. Solange ich keine Geheimnisse weitergebe, habe ich das Recht, alles zu sagen.

PLAYBOY: Für die deutsche Öffentlichkeit war es bis jetzt ein Geheimnis, daß die Neutronenbombe auch als Angriffswaffe gedacht ist.

COHEN: Wie kann das ein Geheimnis sein? Das ist Geschichte seit vielen Jahren.

PLAYBOY: Ist es irgendwo veröffentlicht worden?

COHEN: Das nicht. Aber es ist die Wahrheit, und es enthält keine militärischen Geheimnisse.

PLAYBOY: Hat die amerikanische Regierung seit dieser Äußerung in irgendeiner Form mit Ihnen Kontakt aufgenommen?

COHEN: Nein, warum sollte sie?

PLAYBOY: Weil sie bisher alles getan hat, die Europäer, unter denen eine große Bewegung gegen die Neutronenbombe um sich greift, durch die Versicherung zu beruhigen, sie sei eine reine Verteidigungswaffe. Man hat bei uns große Angst vor einem Atomkrieg.

COHEN: Diese Angst sollen Sie auch ruhig haben. Die ist durchaus berechtigt.

PLAYBOY: Ist ein Krieg in Europa nicht zu verhindern?

COHEN: Nach meiner persönlichen Auffassung nicht, und zwar deshalb, weil die Verteidigungsstrategie der NATO auf eine völlig unrealistische Grundlage gestellt ist. Viele Jahre lang war sie geradezu eine Einladung an den Gegner. Das begann, als Kennedy Präsident war. Damals hatten die Vereinigten Staaten eine sehr große Überlegenheit auf dem nuklearen Sektor, während die Sowjetunion im Bereich der konventionellen Waffen voraus war. Insofern war es auch verständlich, daß die amerikanische Regierung versuchte, die Lücke durch Stärkung des konventionellen Potentials wieder zu füllen. Nur hätte man die Entwicklung der nuklearen Waffen nicht völlig vergessen dürfen, denn der nächste europäische Krieg wird auf jeden Fall ein Krieg sein, in dem Atomwaffen verwendet werden.

PLAYBOY: Was soll ein Europäer tun in dieser so ausweglos geschilderten Lage?

COHEN: Wenn ich Deutscher wäre, würde ich mich bei meiner Regierung dafür einsetzen, die Tatsache des Atomzeitalters mit mehr Realismus zur Kenntnis zu nehmen.

PLAYBOY: Ist es nicht realistisch, einen Krieg überhaupt zu vermeiden, beispielsweise durch den Versuch, die Verhandlungen mit der Sowjetunion nicht abreißen zu lassen?

COHEN: Das halte ich für nicht ergiebig.

PLAYBOY: Sind Sie in Ihrem Leben jemals auf einem Schlachtfeld gewesen?

COHEN: Die Gelegenheit, am nächsten an ein Schlachtfeld heranzukommen, ergab sich für mich in Korea, wo ich mich 1951 als Berichterstatter aufhielt. Ich war zwar nicht unmittelbar an der Front, aber ich sah die ganze Verwüstung, besonders in der Hauptstadt Seoul. Die war nahezu vollständig vernichtet, aber, wohlgemerkt, nicht durch nukleare, sondern durch konventionelle Waffen. Das machte auf mich einen sehr starken Eindruck. Zu dieser Zeit begann mein Interesse an der Entwicklung taktischer Kernwaffen für den Einsatz auf dem Gefechtsfeld. Ich sagte mir, warum suchst du nicht Mittel und Wege, Nuklearwaffen so weit zu verfeinern, daß man das Desaster, das ich in Korea erlebte, vermeiden konnte?

PLAYBOY: Sie meinen Waffen, die den Feind töten, aber Häuser verschonen?

COHEN: Genau das meine ich.

PLAYBOY: Haben Sie in Korea gesehen, wie Menschen getötet wurden?

COHEN: Nein, denn ich war nicht dabei, als die Kämpfe tobten. Ich kam nach Seoul einige Monate, nachdem es vorbei war.

PLAYBOY: Haben Sie überhaupt schon einmal einen toten Menschen gesehen?

COHEN: Die erste Leiche, die ich in meinem Leben gesehen habe, war die meines Vaters. Er starb 1963.

PLAYBOY: Wie alt waren Sie da?

COHEN: Ich bin 1921 geboren, also war ich schon über 40.

PLAYBOY: Liebten Sie Ihren Vater?

COHEN: Das kann man nicht sagen. Ich hatte Probleme mit ihm wie die meisten Söhne mit ihren Vätern.

PLAYBOY: Weinten Sie, als Sie die Leiche sahen?

COHEN: Ich weine sehr selten. Ich weine nicht über Tote. Leichen haben auf mich keine besondere Wirkung. Ich weine, wenn in meinen persönlichen Beziehungen zu anderen Menschen etwas schiefläuft. Ich weine auch oft über Filme.

PLAYBOY: Welche zum Beispiel?

COHEN: Kennen Sie *Wege zum Ruhm* von Stanley Kubrick? Dieser Film rührte mich fast zu Tränen, denn er handelt vom Tod junger Männer im Ersten Weltkrieg. Das Opfer dieser Männer war völlig sinnlos.

PLAYBOY: Trifft das nicht auf jeden Krieg zu?

COHEN: Nein. Manche Kriege sind mehr gerechtfertigt als andere Kriege. Der Erste Weltkrieg war nicht zu rechtfertigen, und zwar auf beiden Seiten. Ein paar europäische Nationen hatten einfach beschlossen, Krieg zu führen. Sie wollten Krieg. Das war alles.

PLAYBOY: Aber das macht doch keinen Unterschied für die Opfer.

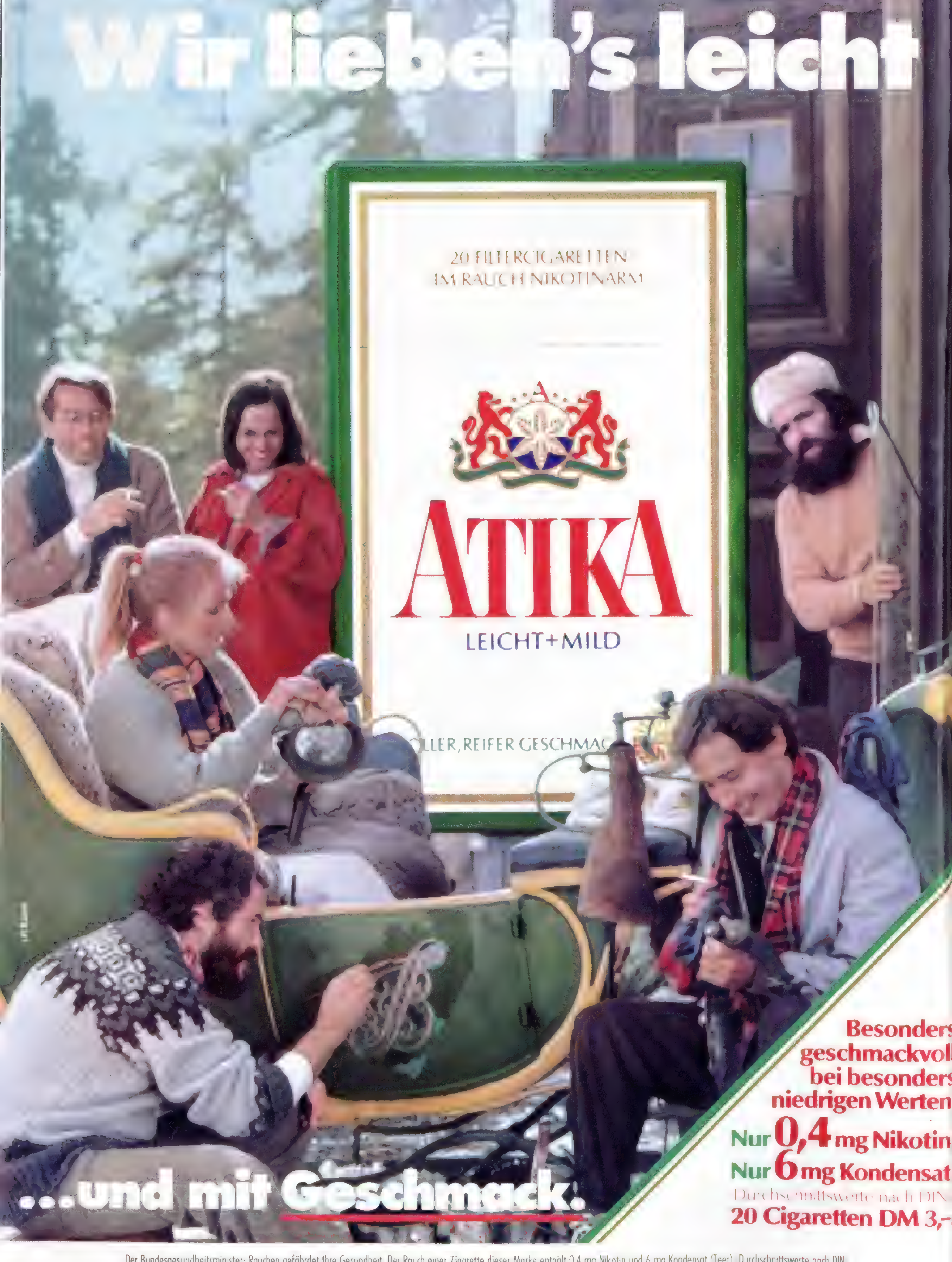
COHEN: Da stimme ich zu. Für den, der erschossen wird, ist es egal, aus welchen Gründen. Aber lassen Sie mich von einem Film erzählen, bei dem ich wirklich sehr weinen mußte. Er hieß *Für König und Vaterland*, ein britischer Film, ebenfalls über den Ersten Weltkrieg. Ein junger Soldat verläßt einfach die Schlacht, wird aufgegriffen und wegen Desertion zum Tode verurteilt. Die Männer, die ihn erschießen sollen, treffen aber nicht richtig, so daß der Kommandant, gespielt von Dirk Bogarde, gezwungen ist, die Exekution selbst auszuführen. Er geht zu dem Verurteilten, um ihn mit seiner Pistole zu töten, da sagt der junge Soldat: „Tut mir leid, Sir, daß ich auch das noch verpfuschen mußte." Also er nimmt sogar noch die Schuld auf sich, daß seine Hinrichtung Schwierigkeiten bereitet. Der Kommandant erwidert: „Öffnen Sie den Mund." Dann steckt er die Pistole hinein und bläst dem Soldaten das Hirn aus.

Ich saß in meinem Wohnzimmer vor dem Fernsehapparat. Meine Frau machte gerade Näharbeiten. Plötzlich mußte ich so laut schluchzen, daß sie herbeilief und mich fragte, was denn los sei. Ich sah aber keine Möglichkeit, ihr meine Gefühle verständlich zu machen. Sie sehen, ich kann auch weinen. Es hängt von den Umständen ab.

PLAYBOY: Wird es im nächsten Weltkrieg Situationen geben, die man mit der eben geschilderten Filmepisode vergleichen könnte?

COHEN: Nein, denn im dritten Weltkrieg wird es keinen Raum für Helden und auch keinen Raum für Feiglinge geben. Die Schlachten werden nicht vom persönlichen Einsatz einzelner Menschen, sondern von rein technischen Überlegungen bestimmt sein.

PLAYBOY: Kein Raum für Tränen also,



Wir lieben's leicht
20 FILTERCIGARETTEN
IM RAUCH NIKOTINARM
ATIKA
LEICHT+MILD
Besonders
geschmackvoll
bei besonders
niedrigen Werten.
Nur 0,4 mg Nikotin.
Nur 6 mg Kondensat.
Durchschnittswerte nach DIN
20 Cigaretten DM 3,-
...und mit Geschmack.
Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,4 mg Nikotin und 6 mg Kondensat (Teer). Durchschnittswerte nach DIN

aber Raum für unzählige qualvolle Tode, denn die Wirkung Ihrer Bombe ist, soweit bekannt, eine Langzeitwirkung, das heißt, man stirbt nicht sofort. Man kann nach einem Treffer noch tagelang leben.

COHEN: Vielleicht sogar Wochen.

PLAYBOY: Ja, und man weiß während dieser ganzen Zeit, daß es keine Rettung gibt, weil man durch Neutronen verseucht ist. Man ist bei vollem Bewußtsein, aber ohne jegliche Hoffnung.

COHEN: Das ist nicht ganz richtig, denn die getroffene Person weiß nichts über die Größe der Strahlenmenge, von der sie verseucht ist. Alles, was sie weiß, ist, daß sie sehr krank wird. Wenn medizinische Hilfe da ist und die Dosis nicht zu groß war, kann man auch überleben.

Es gab 1974 einen Fall in New Jersey, wo ein Mann bei einem Reaktorunglück eine sehr große Menge Radioaktivität in sich aufnahm. Die Maßeinheit für die Strahlendosis heißt *rad*. Der Mann hatte 600 von diesen Einheiten aufgenommen. Bei einer solchen Menge sind die Chancen zu überleben, nur eins zu zehn, außer es werden heldenhafte medizinische Anstrengungen unternommen, was hier der Fall war, denn der Mann überlebte.

Es gibt einen genauen Bericht über den Vorfall. In den ersten drei Stunden nach der Explosion reagierte der arme Kerl mit Übelkeit und starkem Erbrechen. Aber das Merkwürdige war, daß er sich über seinen Zustand keinerlei Sorgen machte, obwohl er sehr genau wußte, was ihm passiert war. Er wurde weder hysterisch, noch konnten depressive Erscheinungen festgestellt werden. Er war auf der Station der ruhigste Patient von allen.

Am ersten Tag nach seiner Einlieferung wurde sein Blut von der Strahlenwirkung ergriffen. Er bekam starke Blutungen. Zwischen dem 22. und 35. Tag nach dem Unglück war sein Blutpegel so niedrig, daß man ihn nur durch eine ungeheure Zahl von Transfusionen am Leben erhalten konnte. Nach dem 35. Tag erholte er sich plötzlich sehr rasch. Am 45. Tag wurde er aus der Klinik entlassen und kehrte zurück zu seiner Arbeit. Soviel ich weiß, ist er heute wieder bei bester Gesundheit.

PLAYBOY: Halten Sie ein solches Ausmaß an medizinischer Versorgung im Kriegsfall für möglich?

COHEN: Nein.

PLAYBOY: Was geschieht dann mit den Strahlenopfern?

COHEN: Sie werden sterben. *C'est la guerre.* Es ist kein Unterschied, ob ein Soldat durch Strahlen oder durch einen Granatsplitter umkommt. Das ist beides gleich schrecklich.

PLAYBOY: Ist Ihre Waffe experimentell ausprobiert worden?

COHEN: Es gab einige unterirdische Tests, also wir kennen im wesentlichen die Wirkung. Zu genauen Erkenntnissen über die zu verwendende Neutronenmenge kommen wir aber erst anhand von Unfällen wie jenem, den ich gerade beschrieben habe.

PLAYBOY: Welchem Umstand ist zu verdanken, daß gerade Sie für die Konstruktion der Neutronenbombe ausgewählt wurden?

COHEN: Ich wurde nicht ausgewählt, es geschah durch Zufall. Die amerikanische Luftwaffe beauftragte eine Gruppe von Wissenschaftlern, der ich angehörte, die Tauglichkeit taktischer Waffen für den Einsatz in lokal begrenzten Kriegen zu prüfen. Meine spezielle Aufgabe war es, die Anwendungsmöglichkeiten nuklearer Waffen herauszufinden. Ich war seit acht Jahren mit diesem Thema beschäftigt.

PLAYBOY: Sind Sie stolz, dieses Angebot bekommen zu haben?

COHEN: Es war kein Angebot. Ich wurde einfach bestimmt, es zu machen.

PLAYBOY: War es für Sie damals schon klar, daß ein Atomkrieg unvermeidlich sein würde?

COHEN: Nein, darüber hatte ich noch keine Vorstellungen, als ich die Bombe machte. Das kam erst später. Ich bin erst in meinen alten Tagen zum Philosophen geworden. Heute denke ich eine ganze Menge über diese Probleme nach.

PLAYBOY: Würden Sie sich als einen Pessimisten bezeichnen?

COHEN: Ich gehöre philosophisch zu keiner bestimmten Richtung.

PLAYBOY: Sind Sie ein religiöser Mensch?

COHEN: Nein.

PLAYBOY: Aber geboren als Jude?

COHEN: Ja, das erkennen Sie schon an meinem Namen. Samuel war ein jüdischer Prophet. Mein Vater war Jude, von Beruf Tischler. Aber ich bin nicht im jüdischen Glauben erzogen worden.

PLAYBOY: Glauben Sie an ein Weiterleben im Jenseits?

COHEN: Nein, daran glaube ich nicht. Deshalb sage ich immer, der Tod ist das Nichts. Man weiß nichts, aber es ist nicht schlimm für mich, nichts zu wissen. Es gab Zeiten, in denen ich mehr darunter gelitten habe. Heute bedeutet Sterben für mich einfach schlafen, ohne zu träumen.

PLAYBOY: Würden Sie um Ihr Leben kämpfen im Falle einer Bedrohung?

COHEN: Ja, sicher. Ich würde töten, um nicht getötet zu werden. Nehmen wir an, ich wäre Soldat gewesen, dann hätte ich natürlich mein Land verteidigt. Ich bin dazu erzogen, ein Patriot zu sein, aufgewachsen im Glauben an die Vereinigten Staaten. Es gab in meiner Jugend nicht diesen Zweifel am Patriotismus, wie wir ihn heute haben. Es gab vielleicht ein bißchen schlechtes Gewissen wegen des Ersten Weltkriegs, aber nicht viel, denn Amerika hat in diesem Krieg nur leichte Verluste erlitten.

PLAYBOY: Gab es ein schlechtes Gewissen wegen der fast vollständigen Ausrottung der Indianer?

COHEN: Nein, das gibt es nicht einmal heute. Nur ein mikroskopisch kleiner Teil der amerikanischen Bevölkerung fühlt sich schuldig wegen der Indianer.

PLAYBOY: Finden Sie das richtig?

COHEN: Lassen Sie mich dazu etwas erklären. Kollektives Schuldgefühl ist an sich etwas sehr Gutes, denn es ist das, was Zivilisation überhaupt erst ermöglicht. Hätten wir keine Schuldgefühle, würden wir einander täglich ermorden. Es gibt bestimmte Dinge, derentwegen wir Schuld fühlen müssen, sonst verwandeln wir uns in Barbaren. Jemand, der überhaupt keine Schuld fühlt, läuft Amok.

PLAYBOY: Haben Sie Schuldgefühle?

COHEN: Natürlich, wie jeder. Das kommt durch die Erziehung. Wenn man als Kind nicht gehorcht oder keinen Respekt hat, fühlt man sich schuldig. Dazu wird man erzogen. Der Mensch ist das Produkt seiner Eltern und später dann seiner Lehrer. Unsere ganze Kindheit ist ein moralisches Training, damit wir in der Zivilisation funktionieren können.

PLAYBOY: Und zum Funktionieren gehörte es, daß man Patriot war?

COHEN: Selbstverständlich. Wir lernten in der Schule auch für den Krieg. Ich muß aber sagen, daß mit mir in den fünfziger Jahren eine Metamorphose vor sich ging, das heißt, ich bin mir der zerstörerischen Wirkung der damals üblichen Waffen bewußt geworden. Ich spürte, daß Krieg begonnen hatte, unmenschlich zu werden.

PLAYBOY: Das bedeutet, Sie halten menschliche Kriege für möglich?

COHEN: Das ist genau der Punkt, über den wir hier reden. Wenn im Töten kein Unterschied gemacht wird zwischen Soldaten und Zivilisten, dann ist es kein menschlicher Krieg mehr. Meine Bemühungen waren darauf gerichtet, eine Waffe zu finden, mit der Zivilisten verschont werden können. Viele, die sich mit der Neutronenbombe befassen, verwechseln Soldaten mit Zivilisten. Sie sagen, die Bombe vernichtet Menschen. Das ist falsch. Sie vernichtet Soldaten.

PLAYBOY: Was ist der Unterschied zwischen einem Menschen und einem Soldaten?

COHEN: Eine sehr gute Frage. Nun kommen wir endlich zum Kern der Sache. Ein Soldat ist dazu bestimmt, getötet zu werden. In der christlichen Ethik ist der Soldat jemand, der getötet werden darf, aber der Zivilist nicht. In einem Krieg mit Neutronenbomben kann sich die Zivilbevölkerung rechtzeitig in Sicherheit bringen. Das Bedenkliche an der Sache ist nur, daß heute die meisten Soldaten, wenn der

Krieg vorbei ist, wieder zu Zivilisten werden.

PLAYBOY: Sofern sie überleben.

COHEN: Richtig.

PLAYBOY: Die Chancen, einen Atomkrieg zu überleben, werden in Europa für äußerst gering gehalten, weil man fürchtet, wenn erst einmal Nuklearwaffen verwendet werden, kommen früher oder später auch die Superbomben zum Einsatz. Bei uns herrscht die Meinung, ein Atomkrieg sei mit dem Weltuntergang gleichzusetzen.

COHEN: Damit haben Sie gar nicht so unrecht. Als Philosoph, also unabhängig von meinen vaterländischen Interessen, sage ich, wir werden in die Katastrophe hineingetrieben.

PLAYBOY: Von wem?

COHEN: Von uns selbst. Es liegt in der Natur des Menschen, Kriege zu führen. Er braucht sie als Befreiung von Spannungen, wenn diese einen gewissen Höhepunkt überschreiten.

PLAYBOY: Halten Sie die menschliche Gattung nicht für intelligent genug, ihren eigenen Untergang zu verhindern?

COHEN: Nein, der Mensch glaubt nur, was er erlebt hat. Denken Sie nur daran, wie viele die Folgen der Bombardierung von Hiroshima und Nagasaki in Filmen gesehen haben, aber das hatte keine einschneidende Wirkung. Man hat es gesehen, aber das bedeutet nicht, daß man es wirklich durchlebt hat. Das Dumme ist, daß man in einem Atomkrieg, der die Welt vernichtet, nicht Beobachter sein kann, nur Opfer.

PLAYBOY: Haben Sie keine Angst?

COHEN: Doch, natürlich habe ich Angst, genauso wie Sie.

PLAYBOY: Fühlen Sie sich in Amerika durch die relativ große Entfernung vom Gegner nicht ziemlich sicher?

COHEN: Nein, denn die sowjetischen Raketen können heute in 20 Minuten die Vereinigten Staaten erreichen. Was die Rüstung betrifft, gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Amerikanern und Russen. Ich bin sicher, die Russen haben auch die Neutronenbombe, und zwar seit Jahren.

PLAYBOY: Haben Sie etwas unternommen, um sich zu schützen?

COHEN: Nein.

PLAYBOY: Besitzen Sie eine Waffe?

COHEN: Das habe ich nie in Erwägung gezogen, weil ich fürchte, jemanden versehentlich umzubringen. Wenn ich nachts schliefe und Diebe brächen in mein Haus ein, dann würde ich vielleicht sofort schießen, ohne mich zu vergewissern, ob die Einbrecher überhaupt Waffen haben.

PLAYBOY: Hatten Sie als Kind Angst im Dunkeln?

COHEN: Natürlich, wie alle Kinder. Ich erzähle Ihnen ein Beispiel. Als ich klein war, ging ich Samstag nachmittags immer ins Kino. Für Kinder gab es damals oft Horrorfilme, und ich hatte natürlich furchtbare Angst.

Wenn der Film aus war, war es im Winter draußen schon dunkel. Ich hatte nur ein paar hundert Meter zu unserem Haus, und ich war fest entschlossen, mich heldenhaft zu benehmen. Aber plötzlich fing ich jedesmal an zu rennen und kam dann völlig erhitzt daheim an. Wenn meine Mutter fragte, was los sei, konnte ich natürlich nicht zugeben, daß ich voller Angst war. Deshalb sagte ich immer, ich hätte bloß Lust gehabt, etwas zu laufen.

PLAYBOY: Hatten Sie damals bereits bestimmte Vorstellungen, welchen Beruf Sie einmal ergreifen würden?

COHEN: Ich wollte Lokomotivführer werden oder Cowboy oder Soldat.

PLAYBOY: Nicht Wissenschaftler?

COHEN: Nein, für Wissenschaft begann ich mich erst zu interessieren, als ich 15 oder 16 war. Ich bin nie ein guter Schüler gewesen. Ich haßte es, zu lernen.

PLAYBOY: Wollten Sie reich sein?

COHEN: Nicht unbedingt. Geld hat mir nie viel bedeutet. Ich wollte berühmt sein, so daß die Leute zu mir aufschauen. Ich wollte bewundert werden.

PLAYBOY: Wann hatten Sie das Gefühl, es geschafft zu haben?

COHEN: Das hatte ich nie, bis heute nicht, weil ich nicht glaube, mein Ziel erreicht zu haben.

PLAYBOY: Wollen Sie damit sagen, daß Sie kein zufriedener Mensch sind?

COHEN: Genau das will ich sagen. Noch vor einigen Jahren dachte ich, wenn die amerikanische Regierung beschließen sollte, die Neutronenbombe zu produzieren, dann würde ich beruflich und auch persönlich ein sehr glücklicher Mann sein. Ich dachte, ich würde dann zufriedener sterben.

Aber nun, da die Entscheidung gefallen ist, fühle ich genau dasselbe wie vorher. Meine Gefühle haben sich nicht verändert, und wissen Sie, warum? Weil sich meine Erwartungen, durch die Bombe einen positiven Einfluß auf die Zukunft der Menschen ausüben zu können, in keiner Weise verwirklicht haben. Ich dachte, sie sei ein nützliches Abschreckungsmittel gegen die Russen. Aber sie ist es nicht. Präsident Reagans Entscheidung führte zu keinerlei Veränderungen auf sowjetischer Seite.

PLAYBOY: Hat die Regierung Sie konsultiert, als die Produktion der Bombe beschlossen wurde?

COHEN: Nein. Man hat mich nicht einmal unterrichtet.

PLAYBOY: Empfanden Sie das nicht als Verletzung?

COHEN: Doch, schon ein bißchen. Aber ich war darüber nicht sehr verwundert. Ich werde nicht geschätzt von der Regierung, weil ich ihre Politik seit 20 Jahren in aller Öffentlichkeit attackiere. Das hat mich nicht gerade beliebt gemacht bei meinen Arbeitgebern. Ich habe Standpunkte vertreten, die der von der Regierung eingenommenen Haltung zuwiderlaufen.

PLAYBOY: Welche?

COHEN: Ich sage, die amerikanische Verteidigungspolitik ist auf nuklearem Gebiet vollkommen unrealistisch. Dagegen sind die sowjetischen Politiker sehr realistische Leute. Man sollte es genauso tun wie die Russen.

PLAYBOY: Aber tut das nicht Reagan?

COHEN: Nein, er tut's nicht, zumindest nicht seine Regierung. Was er persönlich für Ansichten hat, weiß ich nicht, aber die Regierung hat sich, was militärische Fragen betrifft, gegenüber der Regierung Carters überhaupt nicht geändert.

PLAYBOY: Soll noch mehr Geld für die Rüstung verwendet werden?

COHEN: Nein, mehr Geld ist nicht nötig. Sicherheit kann man nicht kaufen. Der Fehler ist, daß die Politik der Vereinigten Staaten die Existenz von Atomwaffen im Grunde nie wirklich akzeptiert hat. Wir stellen sie her, aber wir wissen nicht, sie zu benutzen.

In den meisten westlichen Ländern ist ein ungeheurer Abscheu gegen nukleare Waffen entstanden. Die Folge ist ein Einfrieren aller Bemühungen, eine Doktrin zu ihrer sinnvollen Verwendung hervorzubringen.

PLAYBOY: Was schlagen Sie vor?

COHEN: Ich würde es machen wie die Franzosen, die, nachdem sie im Ersten Weltkrieg enorme Verluste erlitten hatten, den Beschluß faßten, einen Befestigungswall zu errichten, um weitere Kriege von vornherein zu verhindern. Ich meine die Maginot-Linie. Im Grunde war das ein uralter Gedanke. Die Europäer haben seit Hunderten von Jahren um ihre Städte Mauern gebaut, um sich zu schützen.

Daß die Idee scheiterte, lag nur daran, daß man an der belgischen Grenze eine Lücke frei ließ. Die Franzosen wollten die Belgier nicht vergrämen. Und das war die Stelle, an der Hitler durchbrechen konnte.

Mein Vorschlag wäre, zwischen den Staaten des Warschauer Paktes und Westeuropa einen Wall zu errichten, ähnlich einem elektrischen Zaun, nur mit dem Unterschied, daß anstelle von Elektrizität Radioaktivität benutzt wird. Dadurch würde eine der tückischsten Auswirkungen atomarer Bewaffnung so eingesetzt, daß es für einen Angreifer nahezu unmöglich wäre, in ein anderes Land einzudringen. Es wäre nicht einmal nötig, ihn zu vernichten, weil er, sobald er die durch meinen Wall gesicherte Grenze verletzt, sich selbst vernichtet. Wenn er sich selbst nicht vernichten will, wird es keine



UNSER SCHWARZES JUWEL. FASZINATION IN 24 x 36.

OLYMPUS XA2

Kriege mehr geben. Was halten Sie von diesem Gedanken?

PLAYBOY: Gut ausgedacht, nur wird ein Zusammenkommen der Menschen aus einander feindlichen Staaten dann endgültig ausgeschlossen. Man erreicht genau das Gegenteil von dem, was zum Beispiel in Deutschland heute versucht wird: Grenzen mehr durchlässig zu machen.

COHEN: Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Ich erzähle Ihnen hier meine Ideen, wie man Kriege erfolgreich verhindern könnte, und Sie sagen mir, die beiden Seiten sollten zusammenkommen. Das halte ich für völlig unmöglich. Nichts deutet darauf hin, daß sich Ihre Hoffnung erfüllen könnte.

PLAYBOY: Muß man deshalb aufhören, zu hoffen?

COHEN: Man muß nicht. Aber wie wollen Sie der Verwirklichung solcher Hoffnungen näherkommen?

PLAYBOY: Durch Niederlegen der Waffen anstatt deren Perfektionierung.

COHEN: Gut, Sie schlagen vor, der Westen solle die Waffen strecken. Wahrscheinlich ist das wirklich der einzige Ausweg. Aber man muß dann die Frage stellen: Was geschieht, wenn der Westen aufgibt? Die Antwort ist: Wir wissen nicht, was dann geschieht.

PLAYBOY: Eines ist sicher: Ihre Bombe wäre dann überflüssig.

COHEN: Das wäre meine geringste Sorge.

PLAYBOY: Was empfanden Sie in dem Augenblick, als Sie die Lösung für die Neutronenbombe gefunden hatten?

COHEN: Ich war sehr glücklich. Ich zeigte meine Berechnungen den Kollegen, und die meisten sagten, fein, das sei eine tolle Idee. Ich war äußerst zufrieden, endlich gefunden zu haben, was ich seit langem suchte.

PLAYBOY: Mußten Sie nicht zwangsläufig wünschen, daß Ihre Erfindung irgendwann auch benutzt wird?

COHEN: Nein, daran dachte ich überhaupt nicht. Da bin ich mir vollkommen sicher. Natürlich wünschte ich, daß die Bombe produziert und in unser Waffensystem integriert wird, aus sehr guten Gründen, wie ich Ihnen die ganze Zeit zu erklären versuche. Denn sie ist weitaus humaner als alle Kernwaffen, die bisher verwendet wurden.

PLAYBOY: Dachten Sie auch an die Menschen, die mit Ihrer Bombe, falls man sie doch einsetzen sollte, getötet werden?

COHEN: Töten ist der Zweck des Krieges. Ich wiederhole: nicht das Töten von Menschen, sondern das Töten gegnerischer Soldaten.

PLAYBOY: Das würde bedeuten, daß Ihr Kinderwunsch, einmal Soldat zu werden, nichts anderes war als der Wunsch, getötet zu werden.

COHEN: Das ist eine falsche Schlußfolgerung. Denn als ich klein war, kannte ich Soldaten nur aus dem Kino. Ein Soldat war jemand, der böse Menschen umbringt. Natürlich identifizierte ich mich mit den Guten, und das waren in den Filmen immer die Sieger.

PLAYBOY: Meinen Sie, in der Wirklichkeit ist das anders?

COHEN: Das muß ich wohl meinen, denn wie es jetzt aussieht, sind die Kommunisten drauf und dran zu gewinnen, und das sind doch sehr böse Leute. Die liquidieren Millionen ihrer eigenen Landsleute, schikken sie nach Sibirien und halten sie dort gefangen für den Rest ihres Lebens. Nach den heutigen Moralvorstellungen sind das sehr böse Menschen. Aber man muß hier eine Einschränkung machen. Wenn es zu einem Atomkrieg kommt, wird sich die sowjetische Doktrin als weitaus weniger unmoralisch erweisen als der westliche Standpunkt.

Die heutige Kriegspolitik des Westens basiert auf dem Töten von Zivilisten und dem Zerstören der gesellschaftlichen Strukturen des Feindes. Die Russen wollen etwas ganz anderes. Sie werden die Zivilisten verschonen, um ihnen die ganze Pracht und Herrlichkeit des Kommunismus bringen zu können. In gewissem Sinne sind sie also viel christlicher als die westlichen Staaten, weil sie die Massen umarmen, um sie für ihre Ideologie zu gewinnen. Sie haben zwar keine Hemmungen, Millionen von Menschen zu eliminieren, die ihrer Lehre im Weg stehen – Stalin hat das mit den Ukrainern gemacht, Mao Tse-tung mit den Chinesen. Aber wenn der Kommunismus in andere Länder einfällt, kommt er mit einer geradezu christlichen Liebe.

Es ist vollkommen falsch, anzunehmen, die Sowjets würden die Bevölkerung der westlichen Länder ausrotten. Nichts ist weiter entfernt von der Wahrheit. In einem Atomkrieg sind, wie sich herausstellen wird, die Russen die Guten.

PLAYBOY: Dann hätten wir ja nichts zu befürchten.

COHEN: Würden Sie Kommunist werden, wenn die Sowjets Deutschland besetzen?

PLAYBOY: Nein, ich würde Sie telefonisch warnen.

COHEN: Das könnten Sie, wenn Neutronenwaffen verwendet würden, tatsächlich tun, weil Ihr Telefon dann nicht im geringsten beschädigt wäre.

PLAYBOY: Nicht mein Telefon, aber ich möglicherweise. Was würden Sie mir raten, wenn ich, von Ihrer Bombe getroffen, nur noch wenige Wochen zu leben hätte?

COHEN: Ich würde Ihnen raten, mit Würde zu sterben.

PLAYBOY: Das erinnert mich an einen kürzlich abgehaltenen Ärztekongreß in Hamburg, der das Motto hatte: *Die Überlebenden werden die Toten beneiden.* Dort wurde der Vorschlag gemacht, riesige Morphiumdepots anzulegen, um den Opfern eines Atomkriegs wenigstens das Sterben erleichtern zu können.

COHEN: Das wäre im Falle eines sowjetischen Angriffs nicht nötig, denn die Strategie der Sowjetunion ist einzig und allein auf die Eroberung gegnerischer Militärstützpunkte gerichtet, und zwar unter Verwendung taktischer Waffen, ähnlich meiner Neutronenbombe. Das heißt, die Russen würden nicht ganz Europa auslöschen, im Gegenteil. Ein guter Bekannter von mir, der lange Jahre Militärberater General de Gaulles war, hat herausgefunden, daß die Sowjets das westliche Europa mit einem einzigen Schlag vollständig entwaffnen könnten, ohne der Bevölkerung mehr als fünf Prozent Verluste zufügen zu müssen. Das sind weit weniger als im Ersten und Zweiten Weltkrieg.

PLAYBOY: Würden Sie in so einem Falle nicht fürchten, einem kommunistisch vereinten Europa gegenüberzustehen, gegen das die Vereinigten Staaten militärisch im Nachteil wären?

COHEN: Nicht unbedingt, denn ich habe sehr starke Zweifel, ob sich die Europäer unter sowjetischem Joch dem System gegenüber solidarisch verhalten würden. Aber lassen Sie mich zurückkommen auf Ihren Vorschlag, in Westeuropa einseitig abzurüsten und zu warten, was dann passiert. Ich glaube nicht, daß das möglich ist, weil die Menschen viel zu stolz sind und immer sagen werden: Warum sollen gerade wir anfangen? Warum nicht die Sowjets? Also ich teile nicht Ihre Hoffnung.

Aber es bleibt doch die Frage, ob es auf lange Sicht nicht tatsächlich besser wäre, die Waffen zu strecken und die Kommunisten machen zu lassen, was immer sie wollen, anstatt einen Krieg zu riskieren mit Millionen Toten und Tausenden von verwüsteten Städten und Dörfern. Ich sage, das Logischste und auch das Moralischste wäre es in der Tat, sich so zu verhalten, denn man weiß doch, was geschehen wird, wenn ein neuer Krieg kommt. Es werden alle vorhandenen Waffen verwendet werden.

PLAYBOY: Auch Wasserstoffbomben?

COHEN: Wahrscheinlich. Das ist der Grund, weshalb die Deutschen und die meisten Europäer meine Waffe nicht wollen. Sie fürchten, daß die Hemmschwelle für den Einsatz nuklearer Waffen durch die Stationierung der Neutronenbombe herabgesetzt würde. Das leuchtet mir ein.

PLAYBOY: Warum erfinden Sie neue Waffen, anstatt für das, was Sie soeben sagten, öffentlich einzutreten?

COHEN: Ich bin kein Europäer. Ich kann die Probleme Europas nicht lösen. Ich glaube, daß das Bestreben der Vereinigten Staaten, Europa zu verteidigen, falsch


SIR HERRENPFLEGE INTERNATIONAL
SIR
Canada Ceder
AFTER SHAVE LOTION
SIR
Canada Ceder
AFTER SHAVE LOTION

ist. Es hat sich herausgestellt, daß die USA dadurch schwächer und schwächer werden, und das liegt in niemandes Interesse. Man sollte es den Europäern ruhig überlassen, ihre Probleme allein zu lösen.

PLAYBOY: Das wäre gut möglich, wenn Amerika nicht den Ehrgeiz hätte, die ganze sogenannte freie Welt zu beschützen.

COHEN: Dieser Ehrgeiz ist ein gefährlicher Unsinn.

PLAYBOY: Wem gaben Sie bei der letzten Präsidentenwahl Ihre Stimme?

COHEN: Reagan.

PLAYBOY: Aus welchen Gründen?

COHEN: Ich glaubte, er würde die Sicherheit meines Landes besser gewährleisten als Jimmy Carter.

PLAYBOY: Fühlen Sie sich unsicher?

COHEN: Schrecklich unsicher. Ich fühle mich bedroht von den Sowjets, denn sie wollen mir meine Freiheit nehmen.

PLAYBOY: Was verstehen Sie unter Freiheit?

COHEN: Tun zu können, was ich tun will. In einem kommunistischen Land könnte ich unmöglich ein zufriedener Mensch sein.

PLAYBOY: Aber zufrieden sind Sie, wie Sie vorhin erklärten, auch hier nicht.

COHEN: Sicher nicht, aber das sind persönliche Schwierigkeiten. Man muß unterscheiden zwischen politischer Freiheit und persönlicher Freiheit. Ich kann doch politisch frei sein und trotzdem unzufrieden. Ich bin ein Gefangener meiner selbst.

Aber es ist etwas anderes, sein eigener Gefangener zu sein als der Gefangene einer bestimmten politischen Richtung. Jeder Mensch ist mehr oder weniger ein Gefangener seiner selbst, Sie eingeschlossen. Trotzdem kann man den Wunsch haben, die politische Freiheit des Landes, in dem man lebt, zu bewahren. Dieser Wunsch geht bei mir so weit, daß ich für diese Freiheit auch kämpfen würde. Ich würde in den Krieg gehen.

PLAYBOY: Dort würden Sie Ihre persönliche Unzufriedenheit sicher vergessen, weil Sie von morgens bis abends mit Kämpfen beschäftigt wären.

COHEN: Das sehe ich anders. Darf ich fragen, warum Sie dieses Interview überhaupt machen wollten?

PLAYBOY: Ich wollte den Mann kennenlernen, der sagt, die Entwicklung von Waffen sei eine faszinierende Beschäftigung. Sie haben das in einem Interview behauptet.

COHEN: Jedem seine eigene Faszination. Ich arbeite seit 1944 an der Entwicklung von Waffen. Ich war dabei, als in Los Alamos die erste Atombombe entwickelt wurde, und ich hatte keinerlei moralische Bedenken, obwohl ich wußte, daß sie dazu bestimmt war, abgeworfen zu werden.

PLAYBOY: Sind Sie in Hiroshima gewesen nach dem Abwurf der Bombe?

COHEN: Nein, aber ich war in Deutschland, und ich sah die Verwüstungen, die allerdings nicht durch eine Atombombe, sondern durch Tausende konventioneller Bomben verursacht worden waren.

Das deutsche Volk hat durch konventionelle Waffen weitaus mehr leiden müssen als Japan durch den Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. In Japan sind zwei Bomben gefallen, und damit war der Krieg auch schon beendet.

PLAYBOY: Aber das war doch nur deshalb der Fall, weil die Japaner keine Atombombe hatten. Eine so rasche Erledigung ist heute, da die Amerikaner das Monopol auf Atomwaffen verloren haben, nicht zu erwarten.

COHEN: Dazu kann ich nur sagen, es war für mich eine Herausforderung, die Entwicklung nuklearer Waffen in eine Richtung zu führen, wo ihre verheerenden Auswirkungen so weit wie möglich verringert werden. Aus diesen Bemühungen heraus entstand die Neutronenbombe.

In Ihren Augen ist das offensichtlich eine verrückte Waffe, und in einem sehr abstrakten Sinne ist sie das wirklich, aber in einem konkreten Sinne, in der Welt, wie sie heute ist, ist es eine Waffe, der sehr vernünftige Absichten zugrunde liegen.

PLAYBOY: Vielleicht ist die Welt verrückt.

COHEN: Die menschliche Rasse ist sicher verrückt. Da stimme ich Ihnen voll zu.

PLAYBOY: Was sagen Sie zu der These, Ihre Bombe, die tote Materie verschont, aber Leben vernichtet, sei ein Symbol des Kapitalismus, der Glück auf materiellen Wohlstand zurückführt?

COHEN: Diese These ist eine Erfindung der Sowjets. Ich bin nicht daran interessiert, materielle Werte zu schützen.

PLAYBOY: Welche Gegenstände, die Sie besitzen, sind Ihnen besonders wichtig?

COHEN: Ich kann ehrlich sagen, es gibt nichts, was ich nicht missen könnte. Ich war nie Kunstsammler. Meine Bücher füllen kaum mehr als zwei Fächer, und davon habe ich 95 Prozent nicht gelesen.

Falls Sie gekommen sind, um meine Persönlichkeit auszuforschen, wird es Sie interessieren, daß es mir sehr schwerfällt, zu lesen. Ich kann mich nicht konzentrieren. Das ist einer der vielen seltsamen Züge meines Charakters. Von Karl Marx habe ich keine Zeile gelesen, von Nietzsche kenne ich nur den Namen. Wenn ich etwas lese, dann Zeitungen und besonders gern Comics. Natürlich lese ich wie jeder Amerikaner die *Peanuts*.

PLAYBOY: Sind Sie Millionär?

COHEN: Nein, leider nicht. Könnte ich meine Bombe in eigener Regie produzieren und auf dem Markt verkaufen, wäre ich sicher ein reicher Mann. Aber sie gehört der Regierung. Alles, was ich besitze, sind zwei Autos, ein Teil meines Hauses, das noch nicht abbezahlt ist, die Möbel und etwas Geld auf der Bank. Ich verdiene im Jahr etwa 40 000 Dollar als wissenschaftlicher Angestellter. Das ist zu wenig, um mich zur Ruhe zu setzen und meine Memoiren zu schreiben.

PLAYBOY: Würden Sie das tun, wenn Sie könnten?

COHEN: Sehr gern. Aber ich müßte vorher meinen Beruf aufgeben, weil in meinem Lebensbericht Dinge enthalten wären, die mir Schwierigkeiten bereiten könnten, private Dinge.

Ich möchte, solange ich den Wunsch habe, für meine politische Überzeugung zu kämpfen, mein Privatleben für mich behalten, um nicht verwundbar zu werden. Denn angenommen, in diesen Memoiren würde stehen, ich sei homosexuell, was ich tatsächlich nicht bin, dann würde eine große Anzahl von Menschen meine Ansichten zu militärischen Fragen nicht akzeptieren, weil man gerade in Amerika vor Homosexuellen sehr große Angst hat.

PLAYBOY: Haben Sie dafür eine Erklärung?

COHEN: Nein. Da müssen Sie einen Psychologen fragen.

PLAYBOY: Wie weit würden Sie gehen im Aufdecken Ihres Privatesten?

COHEN: Ich würde mich von allem befreien, was mich belastet.

PLAYBOY: Kennen Sie sich gut genug, um damit ein ganzes Buch füllen zu können?

COHEN: Ich denke schon. Ich war viele Jahre bei einem Psychoanalytiker in Behandlung. Das ist eine gute Gelegenheit, um sich kennenzulernen.

PLAYBOY: Was geschah dort?

COHEN: Ich lag auf der Couch.

PLAYBOY: Gab es bestimmte Beweggründe, die Sie veranlaßten, sich einer solchen Behandlung zu unterziehen?

COHEN: Ich war unglücklich, das ist Anlaß genug. Es ging nicht so weit, daß ich zu Hause lag und mir die Decke über den Kopf zog, aber ich hatte Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen. Ich war Mitte Dreißig. Meine erste Ehe war gerade geschieden. Sie kennen doch sicher die Gründe, warum man einen Psychiater aufsucht.

PLAYBOY: Waren es auch Schwierigkeiten mit Ihren Eltern?

COHEN: Der Kontakt mit meinen Eltern war nie sehr erfreulich, denn sie haben, was meine Erziehung betrifft, eine ganz jämmerliche Figur abgegeben. Wissen Sie, was meine Mutter sagte, wenn ich nicht gleich gehorchte? Sie sagte: „Wenn du nicht tust, was ich befehle, dann wirst du sterben." Als Kind träumte ich oft, daß sie tot sei, und wenn ich erwachte, fühlte ich mich immer sehr schuldig.

PLAYBOY: Haben Sie darüber in der Analyse gesprochen?

COHEN: Ja, über all diese Dinge.

PLAYBOY: Was war das Resultat der Behandlung?

COHEN: Ich konnte mit meinen Schwierig-

Die 3 von Panasonic.
Stereomobile für jeden Anspruch.



keiten besser umgehen. Man kann nicht sagen, daß ich geheilt war. Ich brach die Behandlung ab, weil es nicht möglich ist, sein ganzes Leben auf einer Couch zu verbringen.

PLAYBOY: Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihren Kindern?

COHEN: Meine Kinder sind in erster Linie daran interessiert, daß ich im Fernsehen auftrete, weil ihre Mitschüler dann sagen, sie hätten mich im Fernsehen gesehen. Sie sind stolz, wenn ich viel Publicity habe. Aber ich habe zu wenig. Ich war noch nie in einer Talkshow mit Jonny Carson oder Dick Cavett. Ich hoffe, das kommt noch, meinen Kindern zuliebe.

PLAYBOY: Haben Sie Freunde?

COHEN: Nicht viele. Ich war immer ein Einzelgänger, sicher weil ich es selbst so wollte. Das hängt mit meinem Wesen zusammen. Ich gehe sehr ungern an Orte, wo sich Menschen versammeln. Das ist auch der Grund, weshalb ich fast nie ein Theater oder einen Konzertsaal besuche. Mich stört der Geruch der Menschen. Ich ziehe es vor, abends fernzusehen und Musik von Schallplatten zu hören.

PLAYBOY: Leiden Sie an Verfolgungswahn?

COHEN: Darauf muß ich nicht antworten. Es genügt ja, wenn Sie das als Frage hinschreiben. Ich wehre mich dagegen, alles so psychologisch erklären zu müssen. Die Menschen sind getrieben von Impulsen, die nach Befriedigung drängen, aber wir kennen nicht die Ursachen dieser Impulse.

Warum wollen die Menschen den Krieg? Ich beschäftige mich mit dieser Frage seit 40 Jahren. Ich habe auch eine Menge darüber gelesen, aber ich habe nirgends eine Antwort gefunden, ausgenommen ein einziges Buch, das mir zufällig in die Hände fiel, ein verrücktes Buch. Es heißt *The Sexual Cycle Of Human Warfare* (Der sexuelle Zyklus im Kriegführen der Menschen). Darin wird Krieg zurückgeführt auf sexuelle Verhaltensweisen.

Ich habe dem Autor geschrieben. Ich fragte ihn: Sind Sie Anthropologe oder Psychologe oder Sozialwissenschaftler? Er antwortete, er sei das alles nicht, er sei sein ganzes Leben lang nur Soldat gewesen. Er habe im Sudan gekämpft, in Afghanistan, überall dort, wo die britische Armee Kriege führte. Schließlich habe er sich zur Ruhe gesetzt, um dieses Buch zu schreiben. Aber er fand keinen Verleger, so daß er sein ganzes Geld opfern mußte, um es auf eigene Kosten herauszubringen. Jetzt ist er ein armer Mann, denn das Buch war ein vollständiger Reinfall.

PLAYBOY: Wie heißt er?

COHEN: Sein Name ist Norman Walter. Niemand kennt ihn. Seine These ist denkbar einfach. Sie sagt, Krieg beginnt schon in der Familie. Die Tochter vergöttert den Vater, der Vater will mit der Tochter schlafen. Die Mutter träumt davon, den Sohn zu verführen, und umgekehrt. Jeder ist seinem speziellen Ödipuskomplex unterworfen.

Zunächst ist das nicht weiter gefährlich. Aber sobald der Knabe in die Pubertät kommt, wird er für das Familienoberhaupt ein ernsthafter Rivale. Dem eigenen Vater macht er die Mutter streitig, dem Vater einer fremden Familie nimmt er die Tochter. Er tut das ganz unschuldig und arglos, aber die alten Männer, die auch die Lehrer und die Köpfe des Staats sind, empfinden es als eine Bedrohung.

Ihr einziges Bestreben ist es, die Jungen aus dem Felde zu schlagen. Da sie nicht mehr potent genug sind, es auf direktem Weg zu schaffen, greifen Sie zu einem anderen Mittel. Sie erziehen die Söhne zum Nationalismus, um sie unter dem Vorwand, für die Heimat kämpfen zu müssen, in den Krieg schicken zu können. Kriege haben immer den Zweck, eine mehr oder weniger große Anzahl junger Männer zu eliminieren. Ahnungslos gehen sie in ihr Verderben und sind noch froh darüber, getötet zu werden.

PLAYBOY: Sind das Erkenntnisse, zu denen Sie auch aufgrund eigener Erlebnisse kamen?

COHEN: Es gibt bestimmte Erfahrungen, die ich mit meinem Vater hatte. Ich bin nie Soldat gewesen, aber mein Vater tat alles, damit ich es werde. Wenn er eine Wut auf mich hatte, sagte er immer: Ich wünschte, du wärest in der Armee.

Er sagte nie, er wünschte, ich würde das Haus verlassen, denn er wollte nicht als jemand dastehen, der seinen eigenen Sohn aus dem Haus wirft. Er sagte, ich solle in den Krieg gehen. Wäre ich beim Kämpfen getötet worden, wäre er mich los gewesen, ohne sich irgendwelche Vorwürfe machen zu müssen, denn der Tod für das Vaterland war eine durchaus übliche Sache.

PLAYBOY: Haben Sie mit ihm über diese Dinge gesprochen?

COHEN: Nein, ich war ein gehorsamer Junge. Ich meldete mich zum Kriegsdienst. Dann geschah etwas, was wieder beweist, daß der Mensch nicht durch seinen Willen, sondern durch Schicksal bestimmt ist.

Im Frühjahr 1943 begann meine militärische Grundausbildung. Danach schickte man mich, um einige Kurse zu absolvieren, an das Institut für Technologie in Cambridge, Massachusetts. Bis dahin hatte ich seit meinem zweiten Lebensjahr immer nur in Kalifornien gelebt. Dort ist ein sehr mildes Klima. Im September 1943 kam ich nach Cambridge, und es wurde immer kälter. Ich dachte, mir fallen die Ohren ab. Ich hatte Angst, krank zu werden.

An einem besonders eisigen Wintermorgen ging ich vom Frühstück, anstatt in die Klasse, zurück in den Schlafraum, wo es schön warm war. Plötzlich trat der Sergeant in mein Zimmer und sagte, ich solle mich anziehen. Ich dachte, er wollte mich bestrafen, aber er führte mich in ein Gebäude, wo mir ein Offizier einige Fragen stellte. Kurz darauf wurde ich als Mitarbeiter des Atombombenprojekts nach Los Alamos abberufen. Wie ich erfuhr, hatte der Offizier die Anweisung gegeben, den Unterricht nicht zu stören und nur jene Schüler zur Befragung zu holen, die sich gerade nicht in der Klasse befanden.

Wäre ich nicht in den Schlafsaal gegangen, gäbe es vielleicht heute keine Neutronenbombe.

PLAYBOY: Sind Sie im nachhinein froh über Ihr Schicksal, oder wären Sie lieber Soldat gewesen?

COHEN: Schwer zu sagen. Manchmal habe ich das Gefühl, als ob ich etwas vermisse. Denn es reden doch alle, die im Krieg waren, über nichts anderes als ihre Heldentaten, wie sie töteten, wie sie mit den Kameraden betrunken waren, wie sie ins Bett gingen mit den Frauen aus den besiegten Ländern. Manchmal fühle ich mich sehr einsam bei diesen Geschichten. Denn meine Abenteuer haben sich alle an einem einzigen Ort abgespielt, an meinem Schreibtisch. Ich bin mein ganzes Leben lang ein einsamer Krieger gewesen, und jetzt kommen Sie und sagen, meine Erfindung sei nicht im Interesse der Menschheit.

Ich hatte, als ich die Bombe machte, doch keine Ahnung, daß sie so vielen Menschen so unwillkommen sein würde. Ich wollte, genauso wie Sie, die Katastrophe eines Weltkriegs verhindern. Ich dachte, man würde das respektieren. Deshalb war es für mich eine der schönsten Erfahrungen meines beruflichen Lebens, von Papst Johannes Paul II. empfangen zu werden. Die Begegnung geschah auf Vermittlung Kardinal Casarolis, des vatikanischen Außenministers. Ich wurde vorgestellt als Vater der Neutronenbombe. Der Papst änderte, als er das hörte, nicht im mindesten seine Haltung.

Das Gespräch dauerte etwa zwei, drei Minuten. Ich sagte, es sei eine Ehre für mich, seine Heiligkeit treffen zu dürfen. Der Papst fragte, ob ich mich für den Frieden einsetze. Ich antwortete, daß ich es versuche, so gut ich könne, und fügte hinzu, ich sei inspiriert durch sein Vorbild. Er blieb die ganze Zeit sehr sanft und sehr freundlich. Da hatte ich also von überall hören müssen, meine Bombe sei ein Produkt des Teufels, und nun stand ich plötzlich im Hause Gottes und wurde mit so viel Respekt behandelt.

PLAYBOY: Respekt zollt man auch einem Teufel.

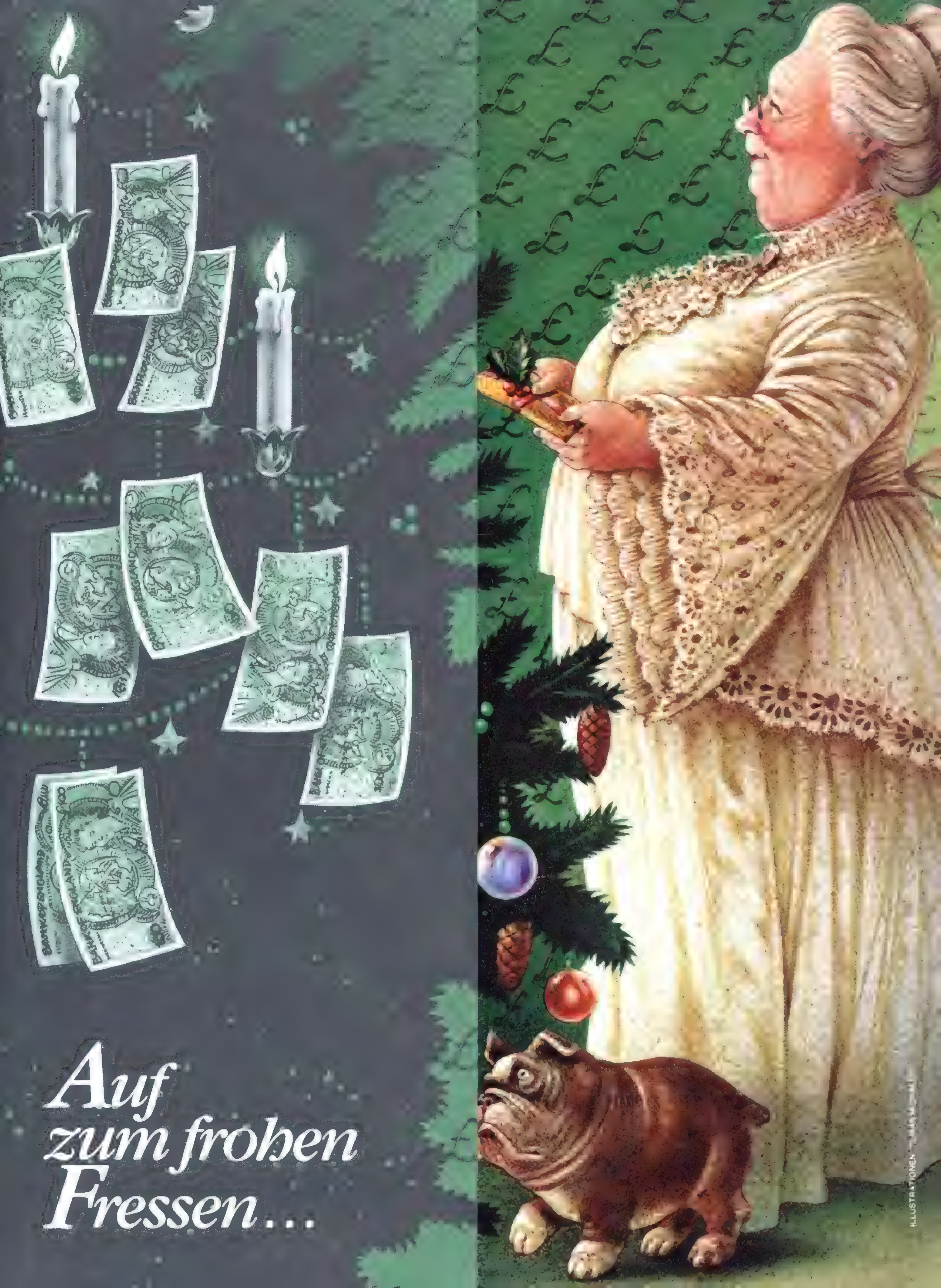
COHEN: Das ist nicht richtig. Ein Teufel wird gefürchtet. Ich will nicht gefürchtet werden.





Erbtanten sind wie Weihnachtsgänse. Man muß sie nur richtig ausnehmen können

Erzählung von
P. G. WODEHOUSE



Auf
zum frohen
Fressen...
ILLUSTRATIONEN


...oder das
Geld
vergessen



Wieder einmal war es Heiliger Abend geworden, und in London machte sich Hochstimmung breit. Müllfahrer pfiffen bei der Arbeit, Polizisten sangen Weihnachtslieder. Ohne zu übertreiben hätte man sagen können, daß allenthalben höchstes Glück herrschte, wenn nicht Egbert Mulliner

seit einiger Zeit beim Atmen ein eigenartiges Gefühl links im Brustkorb verspürt hätte. Wahrscheinlich war es nichts Ernstes, aber doch seltsam genug, daß er kurzentschlossen seinen alten Schulfreund Dr. Wilbraham Potter aufsuchte.

„Und was kann ich für dich tun, Pudding?" fragte Dr. Potter.

Diesen Spitznamen hatte Egbert während ihrer gemeinsamen Schulzeit erhalten, denn schon damals hatte sein stattlicher Umfang Anlaß zur Beanstandung gegeben. Er war als dralles Baby in die Welt gesetzt worden, zu einem rundlichen Knaben herangewachsen, und jetzt, in seinem 42. Lebensjahr, zitterten unter seinem Gewicht die Personenwaagen. Egbert aß leidenschaftlich, wie alle seine Vorfahren. Aber die hatten ihr überschüssiges Fett abgearbeitet, weil sie auf Turnieren und Kreuzzügen kämpften oder das Tanzbein schwangen. Von all diesen gesunden Übungen konnte bei dem Nachfahren Egbert Mulliner keine Rede mehr sein, und deswegen hätte sogar Orson Welles neben ihm recht schmächtig gewirkt.

„Ich glaube, es ist nichts Besonderes, Bill", antwortete Egbert seinem Freund Dr. Potter, „aber ich hielt es für besser, die Meinung eines Arztes zu hören. Genauer gesagt, ist es eigentlich kein Schmerz, sondern eher ein so seltsames Gefühl links hinter den Rippen. Ich spüre es, wenn ich atme. Was rätst du mir?"

„Nicht zu atmen", sagte Dr. Potter, denn zur Weihnachtszeit machen selbst die teuersten Ärzte gern ihre kleinen Witze. „Na, dann laß dich mal anschauen. Hm", sagte er, nachdem er seine Untersuchung beendet hatte, und dann noch mal: „Ha! Genau wie ich vermutet habe. Du bist zu fett."

Egbert war überrascht. Manchmal hatte er schon vermutet, ein Paar Gramm Übergewicht zu haben, aber das Wort „fett" hätte er nie auf sich bezogen. „Du würdest mich also *fett* nennen?"

„Mehr noch. Ich würde dich entsetzlich feist nennen. Und das Fett drückt dir dein Herz ab. Du wirst mindestens 20 Pfund abspecken müssen. Wenn nicht . . ."

„Was, wenn nicht?"

„Na ja, sonst stehen mir all diese lästigen Dinge und Geldausgaben bevor, wenn ich mir einen Kranz kaufen und mich für deine Beerdigung in Schale werfen muß."

„Um Himmels willen, Bill!"

„Sag nicht ‚Um Himmels willen'. Du mußt einfach ein Jahr lang Schluß machen mit dem üppigen Essen. Es wäre keine schlechte Idee, wenn du anfangs ganz auf das Essen verzichten würdest."

Das war ein vernichtender Schlag, aber Egbert war nicht so leicht umzuwerfen und durchaus bereit, die Anordnungen seines Freundes zu befolgen. Wenn ihm auch nichts die verordnete Nulldiät schmackhaft machen konnte, glaubte er doch zuversichtlich, sie durchzustehen. Immerhin war er ja daran gewöhnt, durchzuhalten. Mehr als einmal hatte er sich auf Cocktailpartys befunden, bei denen der Vorrat an diesen kleinen Würstchen auf Holzstäbchen zur Neige gegangen war, obwohl er noch großen Hunger hatte. Nur seine Energie hatte ihm da über die Runden geholfen.

Egbert reckte also entschlossen sein Kinn, als er das Sprechzimmer verließ. Doch schon auf der Straße fiel es ihm plötzlich herunter. Er hatte an Tante Serena denken müssen. Bei ihr mußte er wie üblich am nächsten Tag zum Weihnachtsessen erscheinen.

Aus der Sicht seiner Tante Serena war es um Egbert seltsam bestellt. Von Jugend auf hatte er nicht die geringsten Anzeichen von Intelligenz gezeigt. Deswegen war er auch in den englischen Staatsdienst eingetreten, wo man von ihm nicht mehr verlangte, als pünktlich um vier Uhr Tee zu trinken und zwischen Mittagessen und vier Uhr das Kreuzworträtsel der *Times* zu lösen.

Aber obwohl Egbert soviel Tee trinken konnte wie jedermann und ein gewisses Talent für Kreuzworträtsel bewies, stand er nicht wirklich gern im Dienst seines Landes, so bequem dieser auch war. Egbert wollte sich seit langem als Partner in die Ausstattungsfirma eines Freundes einkaufen. Aber sein Plan ging nur auf, wenn Tante Serena, die außerordentlich reich war, das nötige Geld hergab. Egbert hatte sie schon oft darum gebeten, aber die Erbtante hatte es abgelehnt, weil sie meinte, das Feilschen mit den Kunden würde sein zartes Gemüt verletzen.

Er hatte vorgehabt, sie morgen nach dem gewaltigen Weihnachtsessen mit beredten Worten noch einmal anzugehen, wenn sie nach den vielen herrlichen Speisen und Getränken weicher gestimmt wäre. Aber wie konnte er das jetzt noch anstellen? Wie konnte seine empfindliche Gastgeberin, die sich ihrer verschwenderischen Gastfreundschaft rühmte, einen Neffen noch mit Geld versorgen, wenn der jeden Gang des von ihr mit solcher Sorgfalt zusammengestellten Festmenüs zurückwies? Er würde seine Tante schon nach dem Auftragen der Suppe ganz unverzeihlich befremden müssen.

Zwei Minuten später befand sich Egbert wieder in Dr. Potters Sprechzimmer, alle Zeichen von Verstörung in seinem mondrunden Gesicht. „Hör zu, Bill", sagte Egbert. „Du hast doch nur Spaß gemacht mit dieser Nulldiät, oder nicht?"

„Keineswegs."

„Dann hast du sicher übertrieben."

„Kein bißchen."

„Was würde geschehen, wenn ich morgen Kaviar, Schildkrötensuppe, Truthahn, Plumpudding, Fleischpasteten, Biskuitplätzchen und kandierte Früchte esse und dazu ziemlich viel Sekt, Portwein und Likör trinke? Würde ich dann sterben?"

„Natürlich. Und was für ein fröhlicher Tod. Hast du das etwa vor?

„Was soll ich denn anstellen, wenn ich bei meiner Tante am Tisch sitze? Wenn ich nur einen einzigen Gang ihres Weihnachtsmenüs auslasse, wird sie nie mehr mit mir sprechen, und dann wird nichts aus meinem Ausstattungsgeschäft", sagte Egbert. Und umständlich wie Beamte nun einmal zu formulieren gewohnt sind, erklärte er die verzwickte Lage, in der er sich befand.

Dr. Potter hörte aufmerksam zu, machte am Ende des Berichts „Hm" und dann noch einmal „Ha!".

„Du bist sicher, daß es deine Tante beleidigen würde, wenn du nicht mitißt?"

„Sie würde mir niemals verzeihen."

„Dann darfst du zu diesem Essen nicht erscheinen."

„Aber ich muß."

„Nein, du mußt nicht, wenn du eine gute Entschuldigung hast", beharrte Dr. Potter.

„Welche denn?"

„Sie könnte dich kaum tadeln, wenn du dir, sagen wir, die Beulenpest zugezogen hättest."

„Ich habe sie aber nicht."

„Das läßt sich machen. Ich kann dir ein Serum injizieren, das dir soviel Beulenpest verschafft, wie du dir nur wünschen kannst."

Egbert überdachte den Vorschlag. Er mußte anerkennen, daß er einiges für sich hatte. Dennoch zögerte er. Es war etwas dran – was es war, konnte er nicht sagen –, das ihm nicht ganz behagte.

„Wie ist denn Beulenpest?" fragte er schließlich.

„Was meinst du damit, wie sie so sei? Es ist eine ganz gewöhnliche Pest."

„Ist sie schmerzhaft?" wollte Egbert wissen.

„Ich selbst habe sie nie gehabt, aber angeblich überwältigt einen dabei ein höchst seltsames Gefühl", antwortete Dr. Potter.

„Bekommt man da nicht überall solche Flecken?"

„Ja, das ist dabei ganz normal."

„Und die Nase fällt ab?"

„Ist schon vorgekommen."

Egbert schüttelte den Kopf. „Ich glaube, ich will keine Beulenpest haben."

„Wenn du willst, könnte ich dir auch zu Aussatz verhelfen."

„Nein, danke."

Dr. Potter schnalzte verärgert mit der Zunge. „Dir ist schwer zu helfen. Mir

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 106)



„Jedenfalls bist du jetzt nicht mehr so blaß!“

WEG DIE POST

Die „Gelbe Mafia" verkauft nur Ladenhüter der Kommunikation. Deutschlands größter Monopolist verschläft die Zukunft

Bericht von Dr. Paul C. Martin

Der Gedanke war gut – und ist es immer noch: Nachrichten, die abgeschickt werden, sollen auch ankommen. Daß eine Organisation her mußte, um die Aufgabe zu bewältigen, ist klar, daß diese Organisation zum Monopol auswuchern mußte, ist nicht einsehbar.

Die deutschen Kaiser des Mittelalters waren so pfiffig, die Beförderung von Nachrichten zu einem „Hoheitsrecht" (Regal) zu erklären. Was genau den obigen Tatbestand erfüllt: Der Staat übt dieses Recht selber aus – oder er verpachtet es gegen Gewinn.

Als Pächter füllten seinerzeit die von Thurn und Taxis ihre eigenen und die leeren Säckel etlicher Majestäten. Heute ist das Postregal pure Staatsangelegenheit – und der Finanzminister kommt auf seine Kosten. Mit jährlich zehn Prozent des Postumsatzes. Bis 1980 waren es noch 6,66 Prozent plus eine Sonderablieferung von 1,5 Mil-



ILLUSTRATION: GERLINDE MADER



liarden. Summa summarum: 3,9 Milliarden Mark. Mit den Postgewinnen finanziert die Regierung den Sozialstaat.

Bis tief ins 19. Jahrhundert blieb die Post in ihrem Monopol auf die Briefschaften beschränkt. Die gelben Wagen und gelegentliche Posthaltereien waren der ganze Ausdruck dieses Tatbestandes, und die Segnungen sicherer Fracht ging ein ins Liedgut. Rudolf Presber reimte: *„Nun ist der junge Tag erwacht, und Fink und Drossel schlagen – Herr Postillion, die Reisefracht werf' ich dir auf den Wagen! Fahr mich durch Wald und wogend Korn, durch Markt und Prozessionen – und blase in dein blankes Horn, wo blonde Mädels wohnen."*

Das Posthorn ist das offizielle Firmenschild der Post geblieben. Fürwahr ein klassisches Design, als ob der Hamburger Star-Figaro Peter Polzer noch mit der Baderschale würbe oder die Schering-Werke mit der Tripperspritze.

Das Postmonopol auf Briefschaften ist heute im „Gesetz über das Postwesen" festgeschrieben, wo es heißt: „Das Errichten und Betreiben von Einrichtungen zur entgeltlichen Beförderung von Sendungen mit schriftlichen Mitteilungen oder mit sonstigen Nachrichten von Person zu Person ist der Deutschen Bundespost ausschließlich vorbehalten."

Man muß diesen Satz, amtlich „Beförderungsvorbehalt", wirklich nochmals ganz langsam lesen, um zu begreifen, wie stark freie Bürger in einem modernen Gemeinwesen vom Staat kastriert werden.

Über Schauergeschichten, wie lange Briefe unterwegs waren, braucht niemand zu lachen. Die Geschichten stimmen allesamt, sie sind die logische Konsequenz aus dem Postmonopol, das den Kuß des Todes aber auf der Stirne trägt: Die Neigung der Deutschen, Briefe aufzugeben, nimmt so rasant ab, daß Postminister Kurt Gscheidle im März 1980 mit einer eigenen Werbekampagne starten mußte: „Schreib mal wieder." Und sein jüngster Geschäftsbericht klagt: „Im Jahr 1978 hatten 48 Prozent und im Jahr 1979 sogar 54 Prozent aller Bundesbürger weniger als einen Brief im Monat geschrieben."

Der ganze Bereich des Postwesens stagniert. Die Zahl der jährlich beförderten Briefe pendelt um die zwölf Milliarden, Zuwachs 1980 nur 0,5 Prozent, die Zahl der beförderten Päckchen sank 1980, die der beförderten Pakete lag 1980 noch immer unter der Zahl von 1974. Das ist sicher auch eine Folge der Konkurrenz, denn auf dem Paketsektor gibt es kein Postmonopol, sondern einen Marktzugang für jedermann, den Postgegner auf ihre Weise nutzen. Große Versender, wie der Hamburger Otto, transportieren ihre Waren längst selbst zum Kunden.

Was auf den maroden „gelben" Postdienst (im Gegensatz zum „blauen", dem Postgelddienst, und dem „roten", dem fernmeldetechnischen) noch zukommen könnte, hat ein amerikanischer Privat-Unternehmer bewiesen, der 38jährige Fred Smith. Er hat den besten Postdienst der Welt aufgezogen, die Firma „Federal Express" mit Sitz in der Elvis-Presley-Stadt Memphis. Auf dem dortigen Flugplatz landen jede Nacht etwa 80 Federal-Express-Jets. Sie kommen aus allen Teilen der USA, bringen Post, die blitzschnell sortiert und umgeladen wird, und fliegen wieder heim.

Fred Smith: „Die staatliche Post ist viel zu langsam, zu bürokratisch. Ich gebe jedem Kunden die Garantie, daß die Sendung, die er abends abschickt, am nächsten Morgen beim Empfänger ist." In den USA gibt es genau dasselbe gelbe Monopol, wie hierzulande. Das heißt: Briefe dürfen nur von der Staatspost befördert werden. Smith: „Überhaupt kein Problem. Wir schreiben auf die Briefe einfach ‚Päckchen', und das ist frei."

In Deutschland gab es auch mal private Postkonkurrenz im gelben Sektor. Ende des vorigen Jahrhunderts zum Beispiel in Berlin, die „Stadtposten". Das waren private Unternehmen, deren Postwertzeichen noch heute fanatische Sammler finden, und die jene staatliche Reichspost so anstachelten, daß damals selbst der Staat fünfmal am Tag Briefe austragen ließ. Die Deutsche Reichspost wurde ein so hervorragend funktionierendes Unternehmen, daß kein Geringerer als Lenin sie nach der Oktoberrevolution zum Vorbild für all die von den Bolschewisten usurpierten neuen „Staats"-Betriebe erklärte. „Es ist die Reichspost", erklärte er, „nach der wir uns hinfort zu richten haben."

Genauso abgewirtschaftet wie die Sowjetbetriebe ist der gelbe Sektor inzwischen auch hierzulande. Um das Debakel im „Produktionsbereich Postwesen" (wie die Post diese Veranstaltung ohne jede erkennbare Produktivität in ihrem Geschäftsbericht nennt) abzuwenden, steht die Bundesrepublik vor einer weiteren gigantischen Gebührenerhöhung. Allein das Porto für den ohnehin immer unbeliebteren Standardbrief soll von 60 auf 80 Pfennig erhöht werden. Das kommt einer Preisvervierfachung in nur einer Generation gleich, ohne daß sich auch nur ein Fitzelchen an der Leistung, einen Brief zu befördern, geändert oder gar verbessert hätte.

„Die Post", so klagt der Offenbacher Verlagskaufmann Wilhelm Hübner, „ist der größte Preistreiber im Lande." Gewiß, einiges ist wirklich üppig. Standarddrucksachen wurden in den siebziger Jahren allein um 500 Prozent teurer, Zahlungsanweisungen unter 100 Mark über 300 Prozent. Wilhelm Hübner hat einen eigenen „Verband der Postbenutzer" gegründet, um gegen den gelben Giganten vorzugehen. Doch jedesmal, wenn er wieder einen neuen Skandal entdeckt, Verspätungen, nicht erbrachte Leistungen, Gebührenaufschläge, läßt ihn die Post ins Leere laufen.

Mit 470 000 Mann unter Waffen ist die Post ein viel zu großer Gegner: Auf jede Kritik weiß sie eine Antikritik, und darauf eine Metakritik.

Die Post hat in Deutschland eine gute Presse, denn die Post hat die Presse in der Hand. Das größte Defizit in allen gelben Bereichen bringt nämlich der Postzeitungsdienst. Die Verleger ersetzen mit 47,5 Prozent der Kosten der Post weniger als die Hälfte dessen, was für das Versenden und Austragen von Zeitungen und Zeitschriften verlangt werden müßte (vorläufiges Ergebnis für 1980).

Würde die Post kostendeckende Preise fordern, womit in regelmäßigen Abständen gedroht wird, wenn das Verhältnis zwischen Regierung und Presse nicht ganz in Ordnung geht, müßten die Verleger eine halbe Milliarde Mark zusätzlich auf den Tisch blättern. Was das für eine Größenordnung ist, kann man aus den Umsatzzahlen großer deutscher Verlage ersehen, die, wie zum Beispiel die Axel Springer AG, kaum zwei Milliarden Mark im Jahre stemmen.

Allerdings: Was sind bei einem Monopol schon kostendeckende Preise? Wenn ein so großer Apparat jahrhundertelang ohne Wettbewerb arbeitet, was besagen da noch Kostenrechnungen?

Der Briefdienst war 1980 nur zu 93,4 Prozent durch „Leistungen" gedeckt. Was aber sind solche Leistungen? Der Briefmarkenverkauf? Die gezählten Briefsendungen, angesetzt zu einem Durchschnittsporto? Was ist mit dem Briefträger, der auch die Päckchen mitnimmt? Wieviel seines Gehaltes geht in die Kostenrechnung des Briefdienstes ein? Was ist mit dem Gehalt des Postministers?

Kurzum: Die Kostenrechnungen der Post sind indiskutabel, weil es keinen inländischen Konkurrenzbetrieb gibt, der einen Vergleich erlauben würde. Kein Mensch kann beurteilen, ob genau diese Kosten sein müssen, die unter Konkurrenzdruck vielleicht wegfallen würden. Eine US-Studie hat bewiesen, daß eine private Briefpost um 43 Prozent billiger wäre und dennoch mit Gewinn abschlösse.

Über das Gebaren der Post wacht ein Verwaltungsrat. Stünde die Post in Konkurrenz, bräuchte man derlei Institutionen schon von vorneherein nicht. Denn über Wettbewerber wacht der Markt, das ist die Gesamtheit aller Verbraucher. Da die Post aber ein Staatsmonopol ist, sind die Verbraucher logischerweise in der Minderheit. Selbst ein Experte, wie der Postbenutzer-Chef Wilhelm Hübner, hat keine Chance, in das oberste Post-Gremium einzuziehen.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 228)

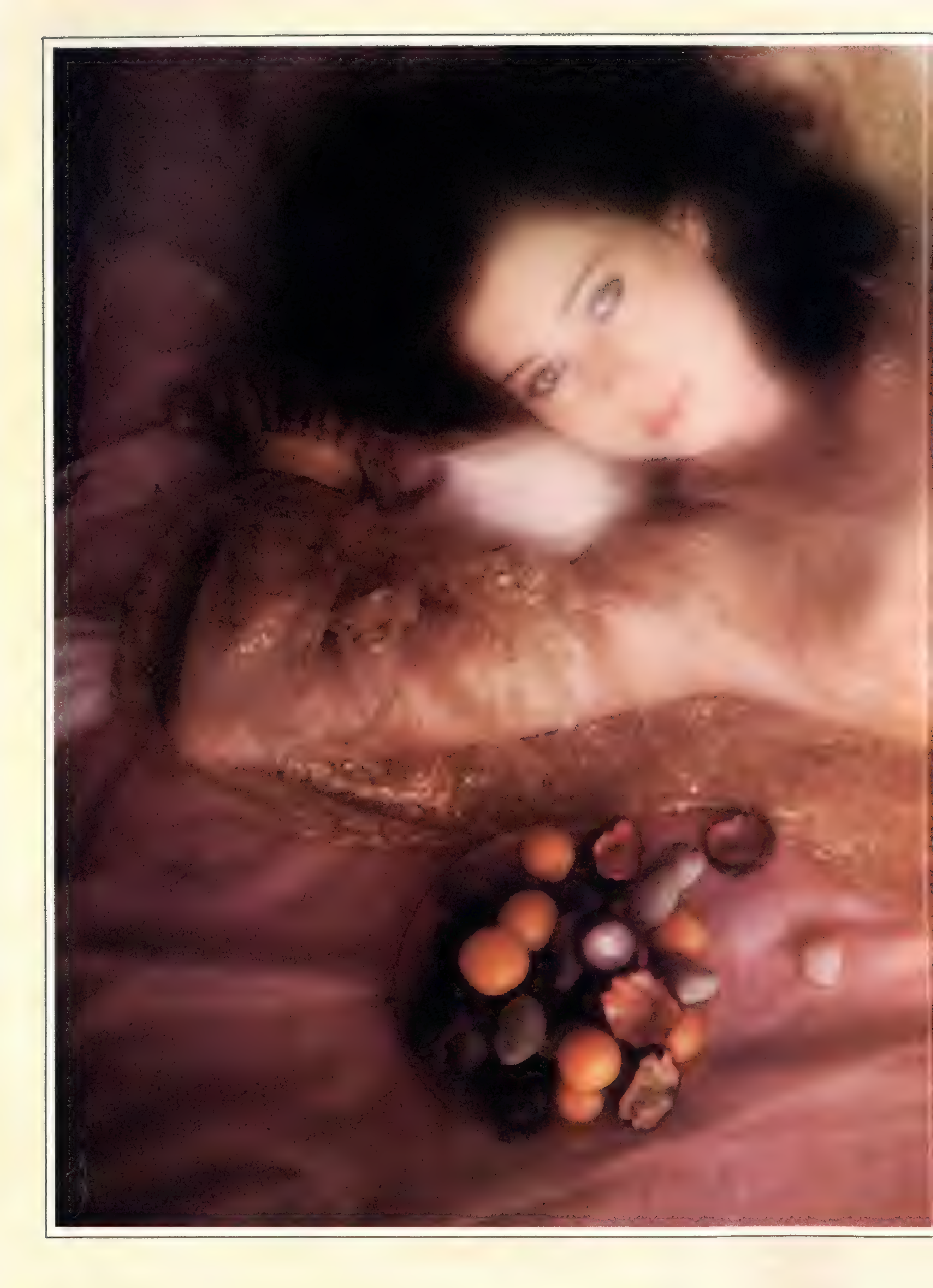
IM GARTEN DER LIEBE

„Mit einem Apfel fing alles an. Ich finde alle Früchte erotisch." Von TANA TANMAYO KALEYA



Sinnlichkeit
und Früchte sind eine Einheit", sagt die
Fotografin Kaleya.
„Im Zusammenhang mit dem Liebesakt
ein Steak? Das kann ich mir
einfach nicht vorstellen. Aber Früchte,
die so erotische Formen
haben wie Feigen oder Mangos, passen
perfekt zur Liebe"







Lychees
oder die orangefarbenen
Kumquats sehen
ohne Schale doch genau
wie die Kuppe
eines Penis aus. Kein Wunder,
daß die Lychees in
China zu den klassischen Sex-
symbolen gehören"

Nirgendwo
stellt sich Sexualität so unverschämt
offen dar wie bei Früchten.
Sieht ein Pfirsich nicht genau wie der
Po einer Frau aus
und eine aufgeschnittene Papaya
wie ihr Schoß?"





Auf zum frohen Fressen ...

(Fortsetzung von Seite 94)

scheint, das einzige, was dir bleibt, ist ein Unfall."

„Was für ein Unfall?"

„Laß dich von einem Taxi anfahren."

„Ja, ich glaube, das könnte ich einrichten. Bist du jemals von einem Taxi angefahren worden?"

„Mindestens ein dutzendmal."

„Tut es weh?"

„Ach wo, es ist, als ob man gekitzelt wird."

Egbert grübelte eine Weile, dann sagte er entschlossen: „Das scheint mir doch die beste Möglichkeit."

„Die allerbeste. Deine Tante kann dich dann nicht zum Essen erwarten, weil du im Krankenhaus bist. Du mußt dich auch nicht wirklich überfahren lassen. Tritt nur auf die Straße und strecke ein Bein aus. Der Taxifahrer besorgt den Rest."

•

Der erste Feiertag dämmerte heran mit etwas Schnee, hungrigen Meisen und all dem, worauf man sich zu freuen gelernt hat. Und je weiter die Zeit vorrückte, desto mehr verstärkte sich Egberts Entschluß, dem Rat Dr. Potters zu folgen. Er war nicht ganz überzeugt, daß die Behauptung seines Arztes und Freundes wirklich stimmte, es würde lediglich ein wenig kitzeln, wenn man sich auf die Kollision mit einem Taxi einließe. Aber auch wenn die Folgen weit schlimmer wären, würde Egbert ihnen ins Gesicht sehen. Während er zu seiner Tante ging, sah er beruhigt, daß es an geeigneten Fahrzeugen nicht mangelte. Sie brausten zu Dutzenden an ihm vorbei, und ein Bein vor ihnen auszustrecken, hätte auch einen Menschen von noch schlichterer Geistesart nicht überfordert. Es handelte sich nur darum, das richtige Auto auszusuchen.

Das erste lehnte er ab, weil ihm der Schnurrbart des Fahrers nicht gefiel, das zweite, weil es nicht die richtige Farbe hatte, und Egbert war dabei, vor das dritte zu springen, das seinen Wünschen entsprach, als er – das Bein schon in der Luft – innehielt. Ihm war eingefallen, daß der Geburtstag seiner Tante auf den elften Februar fiel, und zu dieser Zeit wäre er längst wieder aus dem Krankenhaus entlassen. Was hieße, mit seiner Tante feiern zu müssen, und prompt wieder mit dem gleichen ungeheueren Festessen konfrontiert zu werden, dem er gerade an diesem Weihnachtstag zu entgehen gedachte.

Natürlich würde ihm freistehen, sich am zehnten Februar noch mal von einem Taxi anfahren zu lassen; aber wenn er dieser Versuchung nachgab, wie würden seine Vorgesetzten im Büro reagieren? Würden sie nicht den Kopf schütteln und zueinander sagen: „Egbert Mulliner baut nicht nur ständig Mist, sondern auch noch Unfälle." Vielleicht käme ihnen sogar der Gedanke, ein so unfallträchtiger Mitarbeiter sollte besser keine Gehaltsaufbesserung erhalten.

Dies war eine Aussicht, bei der Egberts Doppelkinn zu zittern begann. Und er beschloß, lieber bei seiner Tante schlecht angesehen zu werden als beim Staatsdienst. So gab er jeden Gedanken an einen Autounfall auf und ging doch zu seiner Tante. In ihrem Plüschsalon wünschten sie sich beide frohe Weihnachten. Er überreichte sein Geschenk und bekam von seiner Tante ein längliches Stück Papier in die Hand gedrückt.

„Das Geld fürs Geschäft, Lieber", sagte sie. „Ich habe bis Weihnachten gewartet, damit die Überraschung um so größer wird."

Egbert war erschlagen. Das war einfach zuviel für ihn. Da stand er nun, den lange ersehnten Scheck in der Hand, aber in dem Augenblick, wo er sich weigerte, den Kaviar, die Schildkrötensuppe, den Truthahn, den Plumpudding, die Fleischpasteten, die Biskuitplätzchen, den Rheinwein, den Sekt, den Portwein und den Likör zu verputzen, würde seine Tante die Anweisung bei der Bank sperren lassen. Das war so gut wie sicher.

Voll dumpfer Verzweiflung zwang er sich, freudige Überraschung zu heucheln. „Liebe Tante Serena", murmelte er, „wie kann ich dir das danken?"

„Ich wußte, daß du dich freuen würdest, Lieber."

„O, das tue ich auch."

„Aber nun", sagte sie, „muß ich dich leider ein wenig enttäuschen. Ich meine das Essen heute abend. Liest du eigentlich die Zeitschrift *Reine Kost und Erlösung?"*

„Sind da nackte Mädchen drin?"

„Nein, du denkst auch immer nur an den PLAYBOY. Ich meine die Zeitschrift, die alles für den Vegetarier bringt. Eine Probenummer ist mir neulich zugesandt worden. Kaum hatte ich ein bißchen drin geblättert, wurde meine ganze Weltanschauung auf den Kopf gestellt. Da stand, daß das Vegetariertum die absolute Vorbedingung für eine neue Lebensform ist, mit der die Menschen wahrhaft menschlich werden können. Ich war tief beeindruckt."

Egbert fuhr in seinem Sessel hoch – soweit das für jemanden von seinem Umfang möglich war. Ein wilder Gedanke zuckte durch seinen Kopf. Wenn er ein freiwilliges Opfer der Beulenpest geworden wäre, hätte es in ihm nicht seltsamer prickeln können.

„Willst du sagen ...", fing er an.

„Dort stand", unterbrach ihm seine Tante, „daß nur so endlich Friede werden kann, und Verbrechen, Krankheit, Wahnsinn, Armut und Unterdrückung von der Erde für immer verschwinden werden. Du findest doch auch, daß das himmlisch wäre, nicht wahr, Lieber?"

„Willst du sagen", rief Egbert, „daß du Vegetarierin geworden bist?"

„Ja, mein Lieber."

„Es gibt keinen Truthahn heute abend?"

„Ich fürchte, nein", sagte die Tante.

„Keine Schildkrötensuppe? Keine Fleischpasteten?"

„Ich weiß, wie enttäuscht du sein mußt."

Egbert sprang so behende auf seine Füße, wie es eigentlich nur ein geschmeidiger Ballettänzer vermocht hätte. Seine Nase bebte, seine Ohren wackelten, seine Augen, die gewöhnlich stumpf in die Welt blickten, funkelten wie Sterne. Soviel Verzückung hatte er seit seinem siebten Geburtstag nicht mehr erlebt, als er eine Schachtel Pralinen geschenkt bekam und entdeckte, daß unter der oberen Lage Konfekt noch eine zweite verborgen war. Er legte den Arm, soweit es ging, um die Taille seiner Tante und küßte sie zärtlich.

„Enttäuscht?" sagte er. „Ich könnte nicht erfreuter sein. Wenn es irgend etwas gibt, wofür ich mich ganz und gar einsetze, dann ist das das Ende von Kriegen, die Abschaffung von Verbrechen, Krankheit, Wahnsinn, Armut und Unterdrückung. Ich bin nämlich auch Vegetarier geworden und schaue einen Truthahn nicht mal mehr von weitem an. Was werden wir aber nun essen?"

„Zuerst Algensuppe."

„Äußerst nahrhaft."

„Dann falschen Lachs, nämlich rosa gefärbter Markkürbis", zählte die Tante weiter auf.

„Prächtig."

„Danach gibt es Nußkoteletts mit Spinat."

„Großartig."

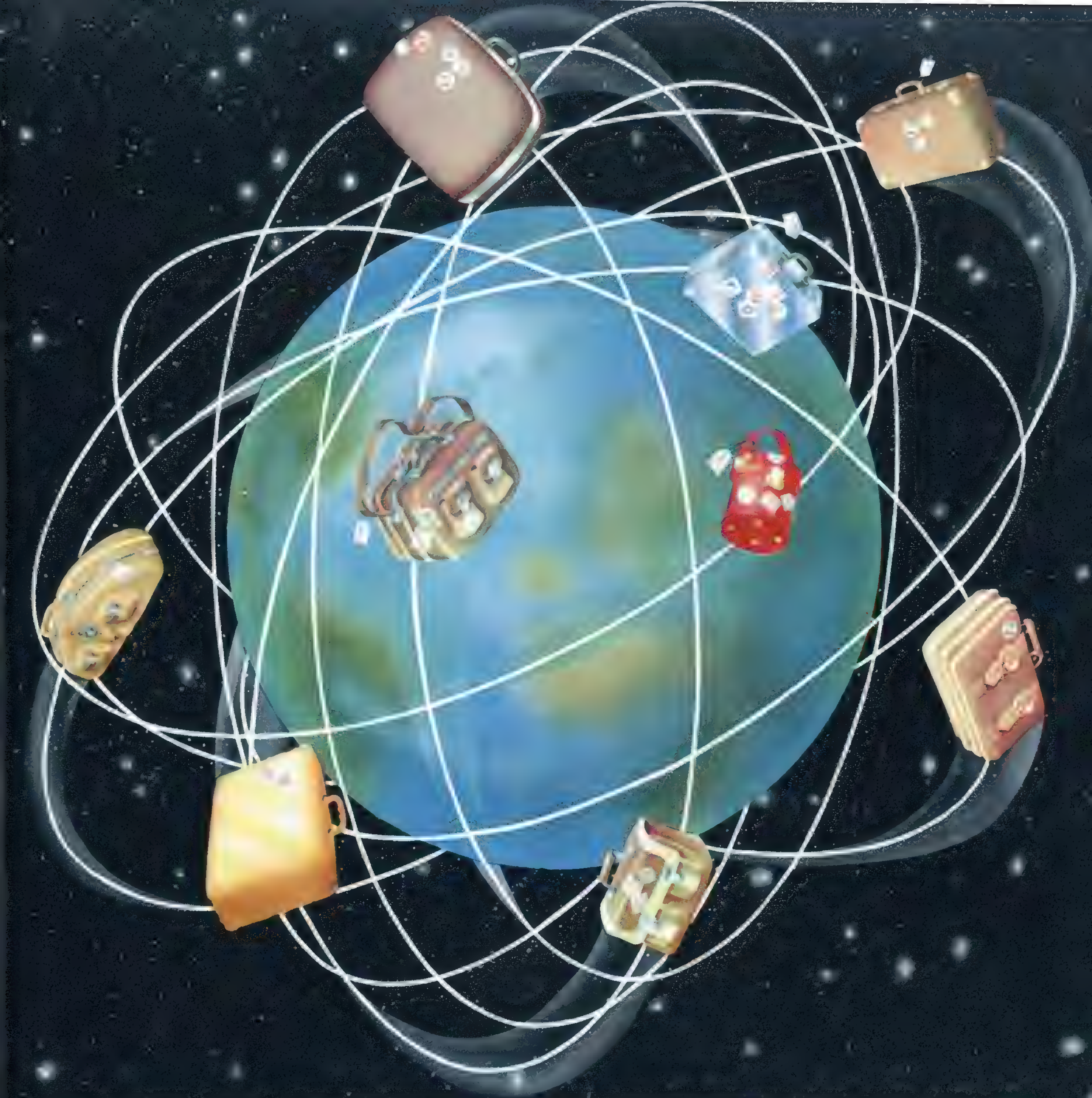
„Und eine Apfelsine."

„Wir teilen eine?"

„Nein, für jeden eine ganze."

„Das ist ja großartig", rief Egbert. Er war von Herzen froh über das Geld und das karge, für ihn so gesunde Festessen.

Daran tat er recht. Denn nächstes Weihnachten gab es nichts mehr, worüber er sich freuen konnte. Das Ausstattungsgeschäft hatte Konkurs gemacht, das Geld war futsch, die Tante wollte von ihm nichts mehr wissen. Eines allerdings blieb Egbert: gesund. Für Kaviar, Schildkrötensuppe, Truthahn, Plumpudding, Fleischpastete, Biskuitplätzchen, Rheinwein, Sekt, Portwein und Likör hatte er sowieso kein Geld mehr.



DIE BOMBAY-METHODE

Wer sie kennt, fliegt nur noch mit Handgepäck – Satire von REG POTTERTON

NUR FÜNF LEUTE wissen, was damals im Winter '58 mit den verschwundenen Koffern auf dem Flughafen von Montreal wirklich geschah. Einer bin ich. Wo die anderen vier heute sind, weiß ich nicht, wahrscheinlich in alle Welt verstreut. Schließlich ist es schon eine Weile her, und als alles vorbei war, ging jeder seiner Wege. Es scheint so, als hätte uns damals das Schicksal einzig und allein zusammengeführt, damit wir diese Streiche aushecken konnten, von denen ich jetzt zum erstenmal erzählen will.

Wir alle waren damals bei der BOAC angestellt, der British Overseas Airways Corporation, und mußten die Passagiere abfertigen, die in die tristen Baracken kamen, aus denen seinerzeit der Montreal International Airport im kanadischen Bundesstaat Quebec bestand. Wir rissen Flugtickets ab, wogen Gepäck und händigten die Bordkarten aus. Viele Fluggäste waren nicht eben das, was man als umgänglich und freundlich bezeichnen kann.

Als wir einmal fast 500 durch die Bank übelgelaunte Reisende an einem Tag abfertigen mußten, setzten wir fünf uns abends zusammen und tüftelten bei ein, zwei Gläsern Whisky neue Wege zur Beförderung von Fluggepäck aus, eine Methode, die wir später die „Bom-

ILLUSTRATION: WOLFGANG HÜLK

bay-Touren" nannten. Das erstemal erprobten wir fünf Erfinder die neue „Tour" fürs Fluggepäck, als wir an einem Dezemberabend wieder mal gemeinsam Dienst machten. Außer mir waren da noch Glitz, ein Ungar, der sich in keiner bekannten Sprache, nicht einmal in seiner eigenen, richtig auszudrücken vermochte, Clare, ein kratzbürstiges Mädchen aus Belfast, Siggie, ein gewiefter Iraker mit gepflegten Fingernägeln und hellwachen Augen, und dann noch Arne, ein verkrüppelter Belgier.

Arne hatte gleich an seinem ersten Arbeitstag einiges Aufsehen erregt, als er ein Küken, das ein portugiesischer Einwanderer in seinen Habseligkeiten einschmuggeln wollte, eigenhändig erwürgte. Es war damals durchaus üblich, daß Einwanderer mit ihren Enten, Gänsen und hin und wieder auch mit einem Ferkel in Kanada ankamen. Und Arne stellte sich aus Gründen, die nur er allein kannte, freiwillig zur Verfügung, die mitgebrachten Tiere gemäß den kanadischen Einreisebestimmungen zu töten. Man erzählte sich, daß er sogar einmal drei Enten, die in einem Kissenbezug steckten, mit einem schweren Revolver liquidiert hatte. Diese Nachricht allerdings tat unser Chef Scrowston, der stets mit einer Fliegermütze vom strategischen Bomberkommando umherstolzierte, als haltloses Geschwätz ab. „Der Junge ist schon in Ordnung!" brummte er. „Wenn er auch ab und zu ein bißchen übertreibt."

Scrowston stand mit Vorliebe vor dem Eingang herum und musterte mit bedeutungsvoll gerunzelten Brauen den Horizont, als müsse er gleich zu einem gefährlichen Einsatz starten. Nur wer ihn näher kannte, wußte, daß er in Wirklichkeit völlig unfähig war und sein kriegerisches Gehabe nur darüber hinwegtäuschen sollte, daß er sein Gemüt längst gegen den Ansturm der Realität abgeschottet hatte.

Doch uns imponierte Scrowston, wenn er sich wieder einmal vor einer alten Dame, die gerade in ihrer Tasche nach dem Flugticket kramte, aufbaute und dröhnte: „Ist schon gut, Oma! Das wird schon seine Richtigkeit haben." Für Scrowston war jede alte Dame, ob Fluggast oder nicht, eine „P.T.P.E.-Person", ein weibliches Wesen, das die Post-Tampon-Prä-Exitus-Phase erreicht hatte. Und es spricht für sein treuherziges Wesen, daß er diesen Ausdruck durchaus wohlwollend anwandte.

An jenem schicksalhaften Abend, an dem wir unsere erste „Bombay-Tour" starteten, hatten wir es mit einer ausgebuchten Maschine zu tun, einer Turbo-Prop Britannia, die für den Transatlantikflug nach Manchester und London eingecheckt worden war. Eis auf der Startbahn und hoffnungslos schlechtes Wetter verzögerten den Abflug stundenlang. Die Passagiere froren, und die auf Vollgas laufenden Motoren dröhnten ihnen die Ohren voll.

Wir fünf hatten uns mittlerweile überzeugen können, daß unter den „schwierigen Kunden" meine Landsleute, die Engländer, am widerlichsten waren. Das mochte daran liegen, daß sich in den fünfziger Jahren nur wenige von ihnen eine Flugreise leisten konnten, aber sie bildeten sich dafür ein, allerorten auf ihre „Rechte" pochen zu müssen.

Deswegen war der erste „Bombay-Tour"-Geschädigte ein Gentleman, der uns seine Koffer auf die Waage knallte und lauthals Gott dafür dankte, daß er nun bald wieder in England sein würde. Er kehrte von einer Geschäftsreise zurück und wollte heim nach Manchester. Kanada habe ihm gar nicht gefallen: Es sei zu kalt, die Einwohner wären höchst unfreundlich, die Preise empörend hoch, die Manieren abscheulich, die Autos allesamt ein paar Nummern zu groß und die Häuser überheizt. Obendrein hätte die Bank ihn beim Einwechseln der Devisen übers Ohr gehauen und der frankokanadische Taxifahrer sich geweigert, mit ihm Englisch zu reden. Allerdings sei es ihm gelungen, ein paar hochinteressante Erzeugnisse der kanadischen Industrie aufzutreiben, die sich da im Koffer mit der Aufschrift DRINGEND befänden. Die würden auf dem englischen Markt todsicher Furore machen. Aber sonst sei mit Kanada nichts los.

Siggie stand neben mir am Schalter und hörte sich das alles an. Er liebte Kanada, weil es angenehmer war, in Kanada zu leben als im Irak.

„Ich werde mich schon um den Koffer kümmern", sagte Siggie und wuchtete das Gepäck des Herrn aus Manchester von der Waage. 1958 gab es noch keine Transportbänder auf dem Montreal International Airport. Das Gepäck wurde auf der Waage mit Anhängern bestückt, dann ins Büro gebracht und hernach durch die Hintertür auf Karren geladen. Deswegen stutzte ich, als ich Siggie später, nachdem die Britannia endlich hatte Richtung England starten dürfen, im Hinterzimmer sitzen und den *Official Airline Guide International* studieren sah. Zu seinen Füßen stapelte sich das Gepäck des Reisenden nach Manchester.

„Was machst du denn da?" fragte ich erstaunt, weil ich unseren gemeinsam ausgeheckten Plan für eine Blödelei gehalten hatte und schon längst nicht mehr an ihn dachte.

„Der Mann war doch ein Riesenarschloch", sagte Siggie. „Deshalb schicke ich seine Koffer nach Bombay."

„Aber er fliegt doch nach Manchester."

„Richtig. Aber nur er, nicht seine Koffer. Laß mich mal sehen: Ich könnte sie mit der morgigen Canadian-Pacific-Maschine nach Lissabon schicken. Von da aus nach Neapel. Von Neapel nach Kairo. Dann nach Istanbul, nein, besser nach Karatschi. Dann zurück nach Neapel. Dort werden sie eine Woche lagern. Dann ab nach Bangkok via Teheran. Hernach Bangkok – Sydney – Tokio. Von dort ab nach London, und ein kurzer Stopp in Manchester – die Koffer könnten ja heimwehkrank geworden sein. Aber dann schnell weiter nach Rio mit einem kurzen Abstecher nach Neuseeland. Anschließend nach New York über Paraguay, dann Reykjavik, wieder einmal Neapel und schließlich Seattle. Ich muß mir nur noch überlegen, wie ich sie nach San Juan bekomme.

Sollten die Koffer in Neapel nicht gestohlen worden sein, nachdem sie dort dreimal umgeladen werden müssen, werden sie die Puertoricaner bestimmt beim erstenmal klauen. Die Puertoricaner hamstern nämlich Koffer. Hast du das gewußt? Wer auf dem Flughafen von San Juan in der Gepäckabteilung einen Job finden möchte, muß nachweisen, daß er mindestens 15 Jahre Gefängnis in einem Sicherheitstrakt hinter sich hat ... So, das wär's. Wenn die Koffer tatsächlich Neapel und San Juan unbeschadet überstehen, werden sie in etwa zwei Jahren in Bombay eintreffen."

So hatte das alles begonnen. Und so einfach war es gewesen! In jenen frühen Phasen des Luftverkehrs, als es noch keine Jetset-Terroristen und Sicherheitskontrollen des Reisegepäcks gab, benötigte man nur Kofferanhänger, die korrekt mit sämtlichen Flugnummern und Bestimmungsflughäfen ausgezeichnet waren, und los ging die Odyssee rund um den Erdball.

Unser Job bekam neue, ungeahnte Dimensionen. Wir waren nicht länger hilflos den keifenden Passagieren ausgeliefert. Gewiß, wir taten zuvorkommend unsere Pflicht und ertrugen gelassen manch rauhen Wortschwall, aber es fiel uns jetzt wesentlich leichter.

„Nach London, Madame?" fragte man höflich eine kreischende Furie. „Gewiß, Madame. Da haben Sie völlig recht! Wir bedauern die Verspätung. Ja, ich geb's zu, wir sind alle vertrottelt ... Wünsche noch einen angenehmen Flug!"

Das Gepäck der Dame stellten wir dann ins hintere Büro und vergaßen nicht anzugeben: „Nach Bombay bitte! Mit viermonatigem Stopp in Valparaiso!"

Wir verbesserten noch unsere Methode auf rüde, aber höchst sachdienliche Weise. „Sechsmal Neapel nach Belieben" hieß zum Beispiel, daß das Gepäck sechsmal durch Neapel geschleust wurde, wobei die Abflug- oder Zielflughäfen nicht fern genug sein konnten. „Ein Kommunisten-Dreier unter erschwerten Umständen" bedeutete eine Dreiecksroute über Flughäfen

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 225)



„Ist mir scheißegal, ob's von deinem Psychiater ist.
‚Frohe Weihnachten und ein glücklicheres Geschlechtsleben' geht zu weit"





SUCHE NACH YETI

Bericht von

ROB SCHULTHEIS

Alles ist groß im Himalaya. Dort stehen die höchsten Berge der Welt – Mount Everest, Annapurna, Kantschindschanga und Nanga Parbat –, so hoch und derart kalt, daß der Geograph Norman Dyrenfurth den Himalaya als den „Dritten Pol" der Erde bezeichnete. Der tiefste Cañyon der Welt liegt im Himalaya, die über 6000 Meter tiefe Schlucht des Arun in der unzugänglichen Ostecke von Nepal. Etwas weniger erhabene Gefühle dagegen weckt ein Bewohner der nepalesischen Gebirgswelt: Die Gegend kann sich des gewiß größten Blutegels auf dieser Erde rühmen, des Grünen Riesenegels von Jiri, eine Handspanne lang, der sich mit der Kraft einer Rohrzange festbeißt. Auch ein Volksheld des Himalaya namens Lablo Aring ist zu erwähnen, dessen

ILLUSTRATION: HAGO ZIEGLER

membrum virile so ungeheuerlich gewesen sein soll, daß er es achtmal um seine Lenden schlingen konnte und noch genügend über hatte, um damit eine normale Frau zu beglücken.

Und schließlich gibt es dann auch noch den grauslichen Schneemenschen oder *Yeti*, wie ihn die Tibeter nennen; es handelt sich bei ihm entweder um das größte Geheimnis oder den größten Schmäh auf Erden. Seit 1921, als der englische Naturforscher C. K. Howard-Bury seltsame, affenähnliche Fußspuren auf dem tibetischen Lhakpa-Paß fand, reisen Bergsteiger, Wissenschaftler, Abenteurer und würdige Nachfolger Münchhausens in den Himalaya, um das legendäre „Lebewesen im ewigen Schnee" zu suchen. Ärgerlich und faszinierend zugleich aber ist, daß bis heute niemand auch nur ein bißchen mehr über den Schneemenschen weiß als vor 60 Jahren. Durchstreift vielleicht ein aus wärmeren Tagen übriggebliebener Affe oder gar das berühmte „Missing Link" – halb Mensch, halb Affe – den Himalaya? Oder ist der Schneemensch nur eine Sage, ein Mythos, dem Halluzinationen im Höhenrausch und verwehte Spuren im Schnee immer wieder Beine machen?

Im Spätherbst 1980 gelang es mir, ein paar Freunde – alles Skifahrer und Bergsteiger, die es eigentlich hätten besser wissen müssen – dazu zu überreden, mich auf eine Yeti-Suchexpedition nach Nepal zu begleiten. Nachdem ich mich in Berichte früherer Expeditionen vertieft hatte, war ich zu dem Schluß gekommen, daß wir auf jeden Fall nicht schlechter abschneiden konnten als die erfolgreichsten von ihnen.

Beispielsweise Ralph Izzard: 1951 führte er eine Expedition englischer Journalisten und Bergsteiger zur Yeti-Suche in das Khumbu-Tal nahe dem Mt. Everest. Es war Winter; Izzard zog mit seinem hoffnungsfrohen Haufen durch schneebedeckte, sturmgepeitschte Täler, vage Spuren verfolgend. Die Gruppe fand reinweg nichts, aber die Sherpas, die Izzard als Führer engagiert hatte, schienen das große Los gezogen zu haben: Einmal nämlich setzte Izzard 100 Rupien – etwa 20 Mark – für den ersten aus, der eine Yeti-Spur finden würde. Klare Sache, daß keine fünf Minuten später der Oberlastträger, Ang Tshering, Spuren im Schnee fand, von denen er felsenfest behauptete, es seien Yeti-Spuren, und auf die Belohnung Anspruch erhob.

Und dann gab es da noch die Super-Expedition der BBC im Jahre 1977, ein wahrhaft monumentales Unterfangen: ein Bergsteigerteam unter Führung des Amerikaners Yvon Chouinard, ein Fernsehteam inklusive Sound-Crew und eine kleine Armee von Sherpas und Trägern. Diese „Forschermannschaft" stieg das Hunku-Tal hinan, eine der wilden Flußschluchten Ostnepals. Die Fernsehleute wurden krank und kehrten um; dann streikten die Träger und kündigten. Die Bergsteiger kämpften sich den von dichtem Wald gesäumten Hunku hoch erstiegen einen 6000-Meter-Paß, den Sherpani Col, dann einen kaum weniger hohen, den Amphu Labtsa; sie schafften es gerade noch ins vergleichsweise zivilisierte Khumbu-Tal, bevor ihnen der Proviant ausging. Es war ein heroischer Treck, aber ein Yeti ließ sich nicht blicken.

Es ist leicht, sich über diese gescheiterten Anläufe zu mokieren – ein humorbegabter, himalayaerfahrener Alpinist hat die Yeti-Suche einmal als „Suche der Ungeeigneten im Unwegsamen nach dem Unwahrscheinlichen" definiert –, aber der Schneemenschen-Jäger hat es viel, viel schwerer, als es sich anhört. Zuerst und vor allem ist der Himalaya samt Vorgebirgen, wo die meisten Yeti-Meldungen ihren Ursprung haben, so schwer zu bereisen wie sonst kein Landstrich auf dieser Erde. Es gibt so gut wie keine Straßen, und die Fußwege winden sich – immer hoch und runter, über abschüssige Berghänge, in 1500 Meter Höhe eine Flußdurchquerung, dann über einen 4000-Meter-Paß – in wildem Zickzack über die Flanke eines Bergriesen.

Von Lamosangu an der Straße Katmandu–Lhasa zum Basis-Camp der Mt.-Everest-Kletterer sind – zu Fuß – über 250 Kilometer zu bewältigen; irgend jemand hat einmal ausgerechnet, daß man auf dieser Strecke eine Höhe von *zwölf* Kilometern erklimmt. In der Regenzeit gibt es Schlammlawinen, die ganze Dörfer verschlingen. Dazu kommen die bewußten Blutegel. Im Winter herrschen Sturm (auf den höchsten Pässen mit Geschwindigkeiten bis zu 300 Kilometern in der Stunde) und Schnee. Das Wasser und das Essen beschert einem die Ruhr, wenn man Glück hat; hat man keines, dann fängt man sich was *wirklich* Schlimmes ein – Hepatitis, Bandwürmer, Hakenwürmer, Leberegel. Und ein gut Teil der vermutlichen Yeti-Heimat ist für ausländische Reisende schlicht und einfach tabu: das Grenzgebiet zwischen Tibet und Nepal, um nur ein Beispiel zu nennen, aber auch die von Bergstämmen bewohnte Region an der Grenze von Assam und Burma.

Verwechseln einen dort die Nagas nicht mit einem indischen Spion, was den Verlust des Kopfes zur Folge hat, dann benutzen einen die Opium anbauenden Tong als Zielscheibe für ihre M-14-Knarren. Selbst in den halbwegs friedlichen Bergen Nepals gerät man gelegentlich an unangenehme Zeitgenossen: Deserteure der indischen Armee, die sich aufs Wegelagern kaprizieren, besoffene Khampas, unter deren malerischen Gewändern Pistolen stecken. Die Khampas, ein aus Tibet geflohener Nomadenstamm, sind einmal die „Hell's Angels Zentralasiens" genannt worden. Nüchtern sind sie nett. Aber sie sind nie nüchtern.

•

„Vor langer, langer Zeit gab es noch viele Yetis; sie stahlen, was sie kriegen konnten und richteten viel Unheil an. Da fiel einem Sherpa auf, daß die Yetis gern die Menschen nachäfften, nur daß sie nicht wußten, wann sie aufhören mußten: Wenn ein Yeti sah, daß ein Mann einen Baum fällte, dann riß er gleich 20 Bäume nieder.

Dieser Sherpa entschloß sich, dem Yeti-Unwesen ein Ende zu machen. Er und seine Freunde stellten draußen im Wald, wo die Yetis ihnen zuschauen konnten, einen Tisch auf. Sie ließen sich nieder und tranken Tee aus Kesseln, wobei sie so taten, als ob sie sich berauschten. Dann brüllten sie einander an, als ob sie sich stritten, und schlugen mit hölzernen Schwertern aufeinander ein. Dann gingen sie weg und ließen Kessel mit ‚Chung' (aus Weizen gebrautes Bier) und stählerne Schwerter auf dem Tisch zurück.

Als die Männer fort waren, kamen die Yetis aus dem Wald. Sie setzten sich an den Tisch und tranken ‚Chung'. Bald waren sie sehr betrunken. Dann begannen sie mit den Schwertern aufeinander einzudreschen.

Als die Sherpas zurückkamen, waren alle Yetis tot. Seitdem haben wir im Khumbu-Tal keinen Ärger mehr mit ihnen."

(Populäre Sherpa-Erzählung)

•

Wir flogen von Los Angeles nach Hongkong, von dort über Bangkok nach Katmandu; ein Flugzeug der Royal Nepal Airlines – ein winziger, propellergetriebener Apparat ohne Druckkabine – brachte uns dann zum Flugfeld von Lukla, das eine Woche Fußmarsch vom Mt. Everest entfernt im Khumbu-Tal liegt. Royal Nepal Airlines ist mit Sicherheit die einzige Fluglinie auf dieser Welt, deren Markenzeichen der Gott des Todes ist, ein Wesen, das die Nepalesen „Bhairav" nennen, mit grimmiger, violetter Visage und drei Augen. Ein enervierter westlicher Fluggast soll sich einmal erkundigt haben, wie um alles in der Welt das Unternehmen auf ein solch unheilkündendes Signet verfallen sei, worauf ihm die Antwort zuteil wurde: „Bhairav sehr wütend – vertreiben alle bösen Geister." Die Geschichte hört sich durchaus glaubhaft an.

Von Lukla treckten wir vier Tage lang das Tal hinauf nach Khumjung, einem aus Steinhäusern bestehenden Nest, das in 4000 Meter Höhe an einer abweisenden Bergflanke klebt. Dort erstanden wir einen umfangreichen Vorrat an „Star Beer" und „Kukri Rum" (beides in Nepal hergestellt und beides ausgezeichnet) und machten uns an die Organisation der Yeti-Suche.

Eines schien ziemlich sicher: Im Khumbu-Tal einen Yeti zu finden, war

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 186)

GEHEIME KOMMANDOSACHEN

In den Archiven der Luftstreitkräfte stöberten für PLAYBOY **BRUCE McCALL** *und* **BROCK YATES**

NICHTS IST VERGÄNGLICHER als die Produkte menschlichen Erfindergeistes. Wer beispielsweise erinnert sich heute noch an das Atom-Fahrrad „Mars", das im Jahre 1965 seinen Erbauer Sigfried Maroder in sieben Minuten von Lübeck nach Kiel expedierte? Niemand. Wem ist die Großtat des französischen Physikers Jean-Pierre de Brombourt gegenwärtig, der bereits im Jahre 1955 auf der Marseiller Weltausstellung seinen selbstgetriebenen Hula-Hoop-Reifen kreisen ließ? Keinem. Der Fortschritt rast in solchem Tempo, daß selbst die Erinnerungen nicht mehr mitkommen. Hohe Zeit, sich endlich einmal Zeit zu nehmen. In Tagen, da nur noch Sonden zum Uranus unterwegs sind, scheint es uns angebracht, auch einmal darauf hinzuweisen, mit welch gigantischen Leistungen patriotisch gesinnte Konstrukteure und Ingenieure seinerzeit den irdischen Luftraum füllten. Und hätten ihre Flugkörper tatsächlich das gehalten, was man sich von ihnen versprochen hat, darf man davon ausgehen, daß der letzte Weltkrieg erheblich anders verlaufen wäre.



HEINKEL XY „KUKA" Das „Kufenkampfflugzeug" darf nicht mit dem ähnlich klingenden Stuka, „Sturzkampfflugzeug", verwechselt werden. Das Kuka hatte dem Stuka voraus, daß es nicht herunterstürzen mußte, weil es gar nicht erst hochkam. Die Maschine wurde mit allen Arten von Feuerwerkskörpern angetrieben. Der erste Start war für Silvester '44 geplant. Man hatte das Flugzeug mit Schlittenkufen ausgerüstet, da der Wetterbericht Schnee angesagt hatte. Beim ersten Versuch, die Maschine hochzubringen, flog sie in alle Richtungen auseinander. Es war das größte Feuerwerk, das die Berliner je gesehen hatten. Eine Wiederholung dieser Show mit 50 Kukas mußte leider wegen unvorhergesehener Ereignisse im Mai des folgenden Jahres abgesagt werden.



CAPRONI-MORONI C2 „SPERIMENTALE" Diese Konstruktion war ein direktes Ergebnis der politisch-strategischen Situation. Da die Italiener erkannten, daß ein eventueller Frontwechsel schnell erfolgen müßte, beauftragten sie die Aeronautica da Vinci in Turin, ein Flugzeug zu bauen, das sofort alle Schwenkungen der Führung mitvollziehen konnte. Das Ergebnis hatte zwei Motoren, zwei Armaturen, einen schwenkbaren Sessel und – für alle Fälle – Schwenkflügel. Zur Demonstration des italienischen Kampfwillens war die Wundermaschine unbewaffnet. Die gesamte Fachwelt hat es sehr bedauert, daß das Flugzeug nie in Serie ging. Als die Fließband-Produktion anlaufen sollte, hatte die italienische Regierung in letzter Minute eine Schwenkung vollzogen.



HEAVY METAL BOMBER „GALLIPOLI" Spezialität dieser Maschine war, daß sie jedes Radar unterflog. Sie unterflog überhaupt alles: Hochspannungsleitungen, Brücken, sogar die Erd- beziehungsweise Wasseroberfläche. Wegen seines teuren Equipments konnten nur wenige Bomber an die RAF (= Britische Luftwaffe; nicht zu verwechseln mit einer gleichnamigen deutschen Organisation, die ebenfalls mit Bomben hantiert) ausgeliefert werden. Diese gab sie per Schiff an die Royal Indian Air Force weiter, von wo sie unausgepackt an die Royal Malayan Air Force wanderten. Vor ihrem ersten Einsatz brannten die Flugzeuge leider aus. Das einzige, was unversehrt blieb, waren die Bomben, da die Zünder auf der langen Reise irgendwo liegengeblieben waren.



AMPHIBIEN-JÄGER „KAMIKAZE" Das einzige Flugzeug, von dem noch heute sehr viele Exemplare erhalten sind. In den letzten Kriegsmonaten produzierten die Japaner davon etwa 25 000 pro Tag zum Stückpreis von umgerechnet 1,18 Reichsmark. Die außergewöhnliche und zwar psychologische Kampfkraft der Maschine lag darin, daß der Pilot, während er sich auf ein amerikanisches Schiff stürzte, einen Hebel zurückriß. Sofort wurde der am Bauch des Jägers angebrachte Korb nach vorne gekippt und ließ einen fürchterlichen Köter frei, der dem Gegner ans Bein pinkelte. Auf diese Weise sollten die Amerikaner ihr Gesicht verlieren. Da sie das aber nicht taten, mußten die japanischen Piloten zusätzlich zu ihrem Kamikaze auch noch Harakiri begehen.



MILITÄRTRANSPORTER „ROTER OKTOBER" Dieses Flugzeug gilt als Unikat. Seine eigenwillige Form ist darauf zurückzuführen, daß die Pläne leicht zerknittert im volkseigenen Betrieb „Roter Stern" ankamen. Die Flugzeugingenieure wurden nach dem Jungfernflug zur Erholung nach Sibirien geschickt. Es war nicht einfach, die Maschine so schwer zu machen. Jedes der Räder hatte das Gewicht einer Transsib-Lok. Da das Flugzeug nur auf Schienen landen konnte, saßen auf den Flügeln Polit-Kommissare, die auf das genaue Einhalten der Linie achteten. Der Transporter hat während des ganzen Krieges außer sich selbst nichts transportiert. Trotzdem galt er als Muster guter Planerfüllung und stärkte das Vertrauen des Sowjet-Volkes in die eigene Kraft.



EVA
GIBT SICH HIN



Wenn ich einmal verliebt bin, vergesse ich mich selbst", gesteht unsere Playmate. „Dann tue ich alles für diesen einen Mann"

Eine Emma bin ich wirklich nicht. Ich mag es, wenn ein Mann mir den Koffer trägt. Als Emanze müßte ich das Ding ja selber schleppen









Wer mich anmachen will, darf nicht mit der Tür ins Haus fallen. Nur mit einem witzigen Spruch kommt man bei mir weiter

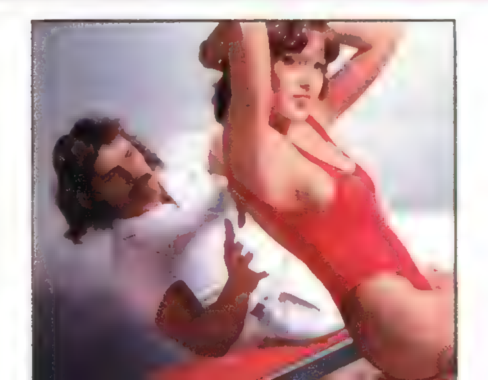




Manchmal
ziehe ich mich super an und gehe
ganz alleine aus.
Ich möchte nämlich sehen, wie
Männer auf mich reagieren

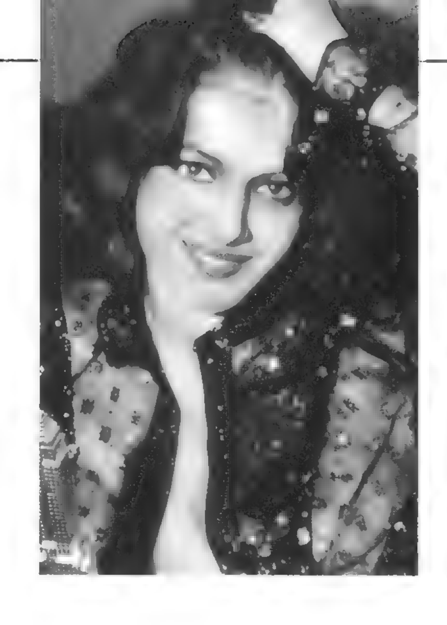
*Nacktfotos
sind doch heute ganz normal. Ich
finde allerdings, daß
man halbangezogen viel mehr Sex
ausstrahlt als ohne Kleider*

FOTOS: JACQUES SCHUMACHER/FOLDER: PETER WEISSBRICH






MISS DEZEMBER
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS



ANGABEN ZUR PERSON:

NAME: Eva-Maria Kunth

GEBOREN: 13.04.1959

MASSE: 88-56-85-

BERUF: Schülerin

GRÖSSE: 165 cm

Vor 22 Jahren ging es in Köln los mit dem Spaß, Eva-Maria Kunth zu sein. Als Kind wurde mir eine gewisse Eigensinnigkeit bescheinigt, eine Eigenschaft, die sich wohl bis heute gehalten hat.

Die schulische Karriere in München gedieh bis zur mittleren Reife, dann hatte ich vom (Un-)Sinn des Lebens erst einmal genug. Mit ein paar Jobs in Boutiquen, als Modell für Bademoden und in der Sprachenschule vertreibe ich mir die Zeit zwischen den zahllosen Reisen innerhalb meines magischen Dreiecks: Paris (dort hat mein Vater seine Galerie) – Frankfurt (die Wohnung des Vaters) – München (meine eigene Bleibe in Schwabing).

In den Münchner Discos bin ich jetzt recht häufig anzutreffen, einfach weil ich sehr gern tanze. Eine Neigung, die der Mann meiner Träume unbedingt teilen muß. Wenn er zudem noch, wie ich, einen Hang zum Okkultismus hat, liegen wir exakt auf der gleichen Wellenlänge. Jetzt muß er nur noch meinen Dickkopf akzeptieren und ein Buch gelesen haben: „Die Kunst des Liebens" von Erich Fromm.



7 Jahre:
trotziger Dickkopf



18 Jahre:
ganz die Mama



22 Jahre:
Dancing-Queen


MISS DEZEMBER
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS


eva maria

PLAYBOYS PARTY WITZE

Abgemacht, wir führen erst mal eine Ehe auf Probe. Und wenn wir feststellen, daß wir einen Fehler gemacht haben, dann trennen wir uns einfach wieder", schlägt Heinz seiner Braut vor.

„Grundsätzlich bin ich damit einverstanden", meint die Verlobte, „aber was machen wir mit dem Fehler?"



Herr Doktor, ich brauche eine neue Brille."

„Kurzsichtig oder weitsichtig?"

„Durchsichtig!"

Mir stinkt's in Deutschland. Ich hau' ab nach Australien", erzählt Klaus seinem Kumpel. Als der sich wundert, erklärt Klaus: „Wegen der Homosexualität. Erst gab es die Todesstrafe, dann Zuchthaus, danach Gefängnis, und jetzt ist sie straffrei. Bevor es Pflicht wird, wandere ich lieber aus."

Warum kann man in der DDR so schlecht skifahren?

Weil es ständig bergauf geht.

Reagan und Breschnew wetten, welches ihrer Länder länger bestehen wird. Nach fünf Jahren treffen sie sich wieder.

Breschnew: „Heute las ich in der *New York Times,* daß nun auch der letzte Winkel der USA kommunistisch geworden ist."

„Stimmt", sagt Reagan. „Aber haben Sie schon von den Streitigkeiten an der finnisch-chinesischen Grenze gehört?"

Liebling", fragt er schüchtern in der Hochzeitsnacht, „bin ich der erste Mann, der bei dir schläft?"

„Wenn du die Absicht hast zu schlafen, bist du wirklich der erste."

Gottesdienst in Laramie. Der Pfarrer spricht über Nächstenliebe. „Warum sollte man also seinen Mitmenschen gegenüber auch mal ein Auge zudrücken?"

Der Sheriff: „Damit man besser zielen kann!"

Das Fernsehteam soll Aufnahmen im Raubtierkäfig machen. „Keine Angst, die Löwen sind mit der Flasche aufgezogen worden", beruhigt der Tierwärter den schlotternden Kameramann.

„Ich auch", stottert der, „und ich esse jetzt Steaks."

Ein Lkw nähert sich der Unterführung. „Verdammte Scheiße: nur 3,40 Meter Höhe, und wir haben 3,60."

„Ist doch völlig egal", meint der Beifahrer, „oder siehst du irgendwo einen Polizisten?"

Zwei ältere Herren spazieren über eine Wiese und schwelgen in der Vergangenheit.

„Unter diesem Baum hatte ich meinen ersten Geschlechtsverkehr. Und das Tollste ist, ihre Mutter war dabei!"

„Kaum zu glauben. Was hat denn die alte Dame gesagt?"

„Määäähh!"

Im Restaurant. Sie meckert ihn an: „Ich hoffe, es stört Sie nicht beim Rauchen, wenn ich weiteresse?"

„Aber nein", beruhigt sie ihr Nachbar. „Ich kann den Klavierspieler trotzdem gut hören."

Unser PLAYBOY-Lexikon definiert eine frigide Flachbusige als Kalte Platte.



Fortbildungslehrgang für Schrankenwärter. „Was tun Sie, wenn sich auf einer eingleisigen Strecke zwei Züge entgegenkommen?"

Antwortet Sandner: „Ich laufe ganz schnell nach Hause und hole meinen Schwager. Der hat so einen Bums auch noch nie gesehen."

Für einen veröffentlichten Party-Witz gibt es 100 Mark. Schicken Sie ihn an PLAYBOY, *Kennwort: „Party-Witz", Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83. Bitte, haben Sie Verständnis, daß wir nicht alle Einsendungen berücksichtigen können.*



„Der Doktor hat nichts dagegen,
Sie müssen es nur wie die Igel machen . . .“

TRUMAN CAPOTE: AUS DEM LEBEN EINES MONSTERS

IRGENDWO auf dieser Welt lebt eine höchst außergewöhnliche Philosophin namens Florie Rotondo.
Kürzlich stieß ich in einer Zeitschrift, die sich schriftstellerischen Versuchen von Schulkindern widmet, auf einen ihrer tiefsinnigen Gedanken. „Wenn ich alles könnte", hieß es da, „würde ich zum Mittelpunkt unseres Planeten gehen und Uran, Edelsteine und Gold suchen. Ich würde nach unverdorbenen Monstern Ausschau halten. Dann würde ich aufs Land ziehen. Florie Rotondo, acht Jahre."
Florie, Liebling, ich weiß genau, was

ILLUSTRATION: GOTTFRIED HELNWEIN



du meinst – auch wenn du es nicht weißt: Wie solltest du schließlich auch, mit deinen acht Jahren?

Ich bin nämlich in der Mitte unseres Planeten gewesen; habe zumindest das Ungemach erfahren, das eine solche Reise mit sich bringen kann. Ich habe nach Uran, Edelsteinen und Gold gesucht und auf meinem Weg andere bei dieser Suche beobachtet. Und hör zu, Florie – ich habe unverdorbene Monster getroffen! Verdorbene auch. Aber die unverdorbenen sind eine Seltenheit. Ein Unterschied wie zwischen weißen und schwarzen Trüffeln; zwischen bitterem wildem und Garten-Spargel.

Das einzige, was ich nicht getan habe, ist, aufs Land zu ziehen.

Übrigens schreibe ich diese Sätze auf Briefbögen des Christlichen Vereins Junger Männer, auf YMCA-Papier also, in einer YMCA-Herberge in Manhattan, wo ich seit einem Monat im ersten Stock eine Zelle ohne Ausblick bewohne. Ich würde den sechsten Stock vorziehen; das wäre ein tödlicher Unterschied, wenn ich beschlösse, aus dem Fenster zu springen. Vielleicht werde ich tatsächlich das Zimmer wechseln. Um höher zu wohnen. Vielleicht auch nicht. Ich bin ein Feigling. Aber nicht feige genug, um mich hinunterzustürzen.

Mein Name ist P. B. Jones, und ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen jetzt schon etwas über mich erzählen oder noch warten soll, um die Information dann in die Handlung einfließen zu lassen. Genausogut könnte ich auch ganz darauf verzichten, Ihnen etwas über mich zu sagen; denn ich betrachte mich in diesem Fall als Reporter, nicht als Beteiligten, wenigstens nicht als einen wichtigen. Trotzdem ist es vielleicht einfacher, mit mir zu beginnen.

Ich heiße, wie gesagt, P. B. Jones. Ich bin entweder 35 oder 36 Jahre alt. Niemand weiß, wann ich geboren wurde und wer meine Eltern sind. Alles, was wir wissen, ist, daß ich als Baby auf dem Balkon eines Varieté-Theaters in St. Louis ausgesetzt wurde. Katholische Nonnen zogen mich in einem freudlosen, düsteren Waisenhaus am Ufer des Mississippis auf.

Ich war der Liebling der Nonnen, denn ich war ein kluges Kind und ein hübsches. Ihnen wurde nie klar, wie sehr ich mich verstellte, um sie hinters Licht zu führen, und wie sehr ich ihren Duft verabscheute: Weihrauch und Spülwasser, Kerzen und Karbol, weißer Schweiß. Eine der Schwestern, Schwester Martha, gefiel mir. Sie war so überzeugt von meiner schriftstellerischen Begabung, daß ich schließlich selbst davon überzeugt war. Trotzdem ließ ich ihr nicht mal einen Zettel da, als ich aus dem Waisenhaus verschwand, wegließ, und habe ihr auch später nie einen Brief geschrieben: bezeichnend dafür, wie abgestumpft und opportunistisch ich bin.

Ohne ein bestimmtes Ziel im Sinn, versuchte ich Autos zu stoppen und wurde von einem Mann mit einem weißen Cadillac-Cabriolet mitgenommen. Ein stämmiger Kerl mit einer gebrochenen Nase, der aussah wie ein Ire. Keiner, den man für schwul gehalten hätte. Aber er war's. Er fragte, wohin ich wolle, und ich zuckte bloß mit den Achseln. Er wollte wissen, wie alt ich sei – ich sagte 18, obwohl ich in Wahrheit drei Jahre jünger war. Er grinste: „Ich möchte nämlich nicht die Moral eines Minderjährigen untergraben."

Als ob ich damals noch eine Moral gehabt hätte!

Dann sagte er feierlich: „Du bist ein gutaussehendes Bürschchen." Das stimmte: ein bißchen kurz geraten zwar, einssiebzig (später einszweiundsiebzig), aber kräftig gebaut und wohlproportioniert, mit lockigen Haaren, braunen Augen und einem aufregend kantigen Gesicht. Ein Blick in den Spiegel war jedesmal ein beruhigendes Erlebnis für mich.

Als Ned sich also ans Werk machte, glaubte er, eine Jungfrau erwischt zu haben. Haha! Ich hatte früh angefangen, mit sieben oder acht. Und ich hatte es nach allen Regeln der Kunst mit so manchem älteren Jungen, mit verschiedenen Priestern und auch mit einem hübschen farbigen Gärtner getrieben. Ich war so etwas wie eine Hure, die für Süßigkeiten arbeitete. Für ein Stück Schokolade hätte ich fast alles getan.

Obwohl ich einige Monate lang mit Ned zusammenlebte, kann ich mich nicht an seinen Nachnamen erinnern. Ames, vielleicht? Er war Chefmasseur in einem großen Hotel in Miami Beach – einer dieser bonbonfarbenen jüdischen Klitschen mit französischem Namen. Ned brachte mir das Geschäft bei, und nachdem ich mich von ihm getrennt hatte, verdiente ich meinen Lebensunterhalt als Masseur in einigen Hotels von Miami Beach. Außerdem hatte ich eine Reihe von privaten Kunden, Männer und Frauen, die ich massierte, und denen ich Übungen zur Verschönerung von Figur und Gesicht beibrachte – wenn auch solche Gesichtsübungen großer Blödsinn sind. Es gibt nämlich nur eine, die wirkt: Schwanzlutschen. Das ist kein Witz. Es gibt nichts, was die Kinnpartie besser festigt.

Mit meiner Hilfe verschönerte Agnes Beerbaum ihr Gesicht auf diese Weise. Mrs. Beerbaum war die Witwe eines Zahnarztes aus Detroit, der sich nach Fort Lauderdale zurückgezogen hatte, wo er prompt einen tödlichen Herzinfarkt erlitt. Sie war nicht reich, aber sie hatte Geld – und Rückenschmerzen. Ich trat in ihr Leben, um diese Schmerzen zu lindern, und ich blieb lange genug bei ihr, um mit Hilfe ihrer Geschenke, die ich zu meinem üblichen Honorar erhielt, mehr als 10 000 Dollar auf die hohe Kante zu legen.

Damals hätte ich aufs Land ziehen sollen. Aber statt dessen kaufte ich mir eine Fahrkarte nach New York. Ich hatte einen einzigen Koffer bei mir, und der enthielt nur wenig: Unterwäsche, Hemden, ein Necessaire und einen Haufen Notizbücher, in die ich Gedichte und ein paar Kurzgeschichten gekritzelt hatte. Ich war 18, es war Oktober, und ich werde nie den Herbstglanz vergessen, in dem Manhattan lag, als mein Bus sich durch das stinkige Sumpfland von New Jersey der Stadt näherte.

Ich habe mich seither in viele Städte verliebt, aber nur ein einstündiger Orgasmus könnte die Seligkeit meines ersten Jahres in New York übertreffen. Unglücklicherweise beschloß ich zu heiraten.

Mag sein, daß das, was ich in der Frau suchte, eigentlich die Stadt selber war – das Glück, das ich in ihr verspürte, das Gefühl von unausweichlichem Ruhm und Reichtum. Aber leider war das, was ich heiratete, eben ein Mädchen. Eine blutleere, fischbauchweiße Amazone mit gelbem Haar und Fliederaugen, groß wie Hühnereier. Sie war meine Studienkollegin an der Columbia-Universität, wo ich einen Kurs in kreativem Schreiben belegt hatte. Mir gefiel an Hulga, daß sie niemals müde wurde zuzuhören, wenn ich meine Werke laut vorlas. Am Ende jeder Lesung strahlten ihre herrlichen Fliederaugen dankbar und die Tränen tröpfelten.

Schon sehr bald nach unserer Hochzeit fand ich heraus, warum ihre Augen eine so hinreißend schwachsinnige Heiterkeit ausstrahlten. Hulga war ganz einfach schwachsinnig. Mit Sicherheit hatte sie nicht alle Tassen im Schrank. Die gute humorlos-hölzerne Hulga – und bei alledem so zartfühlend und so hausfraulich. Sie hatte keine Ahnung, was ich wirklich für sie fühlte, jedenfalls nicht bis zu jenem Weihnachtsfest, an dem uns ihre Eltern besuchten: zwei schwedische Urviecher aus Minnesota; ein Mammutpärchen, doppelt so groß wie ihre Tochter.

Wir lebten in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung in der Nähe von Morningside Heights. Hulga hatte einen Weihnachtsbaum gekauft. Er reichte vom Boden bis zur Decke und von einer Wand zur anderen, das verfluchte Ding sog den gesamten Sauerstoff aus der Luft. Und dann das Getue, das sie darum machte! Ich haßte nun mal Weihnachten, weil dieses Fest mich immer an die deprimierendste Zeit des Jahres in meinem Waisenhaus erinnerte.

So kam es, daß ich am Heiligabend, Minuten bevor Hulgas Eltern zum großen Weihnachtstamtam eintreffen sollten, plötzlich meine Beherrschung verlor: Ich

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 198)



HAVANNA IM EXIL

Der Spaß ist teuer und schnell vorbei. Trotzdem mögen viele Männer nicht von den schlanken Schönen lassen. Havanna-Raucher sind wie Autofahrer unverbesserlich: Sie sehen gerne zu, wie ihr Geld in Rauch aufgeht.

Beide sind auch abhängig vom Preisdiktat aus Übersee. Die staatliche kubanische Monopolverwaltung „Cuba Tobacco“ konnte bislang ähnlich wie die OPEC nach Belieben schalten und walten. Kenner bezahlten beinah jeden Preis für die mittlerweile volkseigenen Nobelmarken wie „Montecristo“, „Upman“, „Partagas“ oder „Punch“. Inzwischen aber scheint es, als hätten sich die karibischen Tabak-Sozis ebenso überreizt wie die Ölscheichs. Sogar passionierte Raucher reagieren

angesichts der galoppierenden Inflation im Zigarrenladen wie ihre Kollegen am Steuer benzinschluckender Hubraum-Riesen: Sie steigen um auf sparsamere Modelle.

Da taucht natürlich unter Genießern sofort die Frage auf: Gibt es überhaupt eine Alternative zur echten Havanna? Die eindeutige Antwort – bis vor kurzem: „Nein." Mehrere Wirbelstürme, Devisenmangel dank Castros militärischer Afrika-Abenteuer und eine verheerende Blauschimmelseuche haben aber das neben Zucker und politischen Flüchtlingen wichtigste Exportgut der Kariben-Insel knapp und beinah unerschwinglich werden lassen. Und unter dem Druck der Ereignisse denken plötzlich viele anders.

Der Genfer Havanna-Papst Zino Davidoff etwa. Seine Spitzensorte „Dom Perignon" kostete noch vor rund zwei Jahren 38 Mark, inzwischen aber 58 Mark – *das Stück!* Diese Inflation muß wohl den Umsatz drücken. Jedenfalls bietet der Eidgenosse jetzt eine Zweitsorte an, deren Banderole den unverfänglichen Namen „Zino" trägt und die im Durchschnitt zwei Drittel weniger kostet als des Schweizers angestammte Kubaner. Die „Zinos" sehen aus wie Havannas, riechen wie Havannas und brennen auch genauso, sind aber etwas leichter. Die „Zino" stammt aus Honduras, der mittelamerikanischen Bananenrepublik, die zur Zeit den wohl perfektesten Havanna-Ersatz der Welt liefert.

Das ist gar nicht so verwunderlich – denn die honduranischen Tabake können sich einer edlen Abstammung rühmen. Als Fidel Castro 1960 zum letzten Sturm auf die Hauptstadt Havanna ansetzte, da war er zu spät am Flughafen, um die abziehenden Tabak-Barone aufhalten zu können. Wie beim Regierungswechsel auf lateinamerikanisch üblich, wuchteten die abgesetzten Machthaber schwere Koffer mit in die letzte Maschine. Statt Schmuck oder Dollarbündel enthielt das Handgepäck jedoch den wahren Schatz der Insel: Schößlinge der in jahrhundertelanger Züchterei veredelten Havanna-Tabake.

Mit solchem Startkapital versehen gingen die einstigen Plantagenbesitzer in der Fremde nun daran, ihren ehemaligen, inzwischen verstaatlichten Firmen Konkurrenz zu machen. Anfangs ohne großen Erfolg: Kenner kauften lieber das Original, zumal im Preis kaum nennenswerte Unterschiede herrschten. Nur in den Vereinigten Staaten, wo Havanna-Zigarren wie andere kubanische Erzeugnisse seit den Tagen von Kennedys Seeblockade von Amts wegen verboten sind, konnten die Zigarren aus der neuen Heimat Fuß fassen.

Heute herrscht jedoch Zufriedenheit unter den Exilkubanern, die im fernen Honduras, Nicaragua, Jamaika oder auf den Kanaren wehmütig von „La Habana", der Perle der Karibik träumen. Das Geschäft läuft nämlich immer besser, seit die Preise für echte Havannas steil nach oben gegangen sind. Außerdem setzte gerade rechtzeitig eine Art von „Zigarren-Renaissance" in Europa ein: Immer mehr Gourmets greifen nach einem guten Essen zu Großvaters Genußmittel mit der goldglänzenden, kunstvoll gestalteten Bauchbinde. Während die klassische Spitzen-Havanna „Montecristo Especial" jedoch mittlerweile 21 Mark kostet, bekommt man die aus Honduras stammende „Zino Elegance" im fast gleichen Großformat für ganze 8,50 Mark.

Allerdings ist die Qual der Wahl bei Ersatz-Havannas groß. Beim Original ist schon die Herkunftsbezeichnung „Kuba" Garantie genug für beste Qualität. Die wechselt leider bei den Nicht-Kubanern manchmal von Jahr zu Jahr, je nach Wetterlage, Lust und Laune oder nach den häufigen Wirren in der Politik.

So war zum Beispiel *Nicaragua* bis vor kurzem der absolute Geheimtip unter Zigarrenkennern; die Marke „Joya de Nicaragua" galt als die vielleicht beste Alternative zur Havanna überhaupt. Heute liegt die renommierte Fabrik in der Hauptstadt Managua in Schutt und Asche, die Arbeiter sind vor den Kämpfen des Bürgerkriegs aufs Land geflohen. Zigarren, die heute in Deutschland unter dem Namen „Joya de Nicaragua" verkauft werden, stammen fast immer aus Honduras (achten Sie auf die Aufschrift am Boden der Schachtel). Sollten Sie allerdings irgendwo eine Kiste mit echten „Joyas" sehen: zugreifen!

Erhebliche Qualitätsunterschiede finden Sie bei Zigarren aus *Honduras* – vor allem auch im Preis. Davidoff läßt seine „Zino" angeblich in der Fabrik der Firma „En Canto" fertigen – und die vertreibt ihre eigenen Zigarren bei uns um etwa 50 Prozent billiger. Je nach Format kostet eine „En Canto" zwischen vier und acht Mark. Noch preiswerter und ebenfalls zu empfehlen: die „Don Tomas", deren größtes Exemplar, die „Imperiales", für sechs Mark zu haben ist.

Die Tabake von *Jamaika* sind schon seit Jahrzehnten hoch im Kurs. Folglich muß der Kunde etwas tiefer in die Tasche greifen: 9,50 Mark kostet die „Churchill", das fast 18 Zentimeter lange Spitzenformat der Firma „Royal Jamaica". Weitere Namen, die man sich merken sollte: „Pride of Jamaica" und „Temple Hall" (die gelegentlich auch als „Macanudos" angeboten wird).

Auf den *Kanarischen Inseln* haben sich einige alte Tabak-Familien aus Kuba niedergelassen, darunter auch die ehemaligen Besitzer von „Montecristo", Memendez und Garcia. Inzwischen stehen amerikanische Geldgeber hinter der Firma, und in der dem Original exakt nachempfundenen Kiste mit dem täuschend ähnlich klingenden Namen „Montecruz" steckt Blattgut aus dem Kamerun. Der Geschmack ist entsprechend. Dafür vertreibt die gleiche Firma unter dem Markennamen „Don Miguel" eine sehr schöne Ersatz-Havanna, die wie die Konkurrenzmarke „Penamil" auch verwöhnten Ansprüchen genügt.

Ein ganz neuer Name bei hochwertigen Zigarren ist die *Dominikanische Republik.* Die Renommiermarke „Santa Julia" schwankt allerdings von Jahr zu Jahr in der Qualität.

Aus *Mexiko* stammen dagegen mehrere brauchbare Sorten, wie etwa „La Puebla" oder „Ejecutivos". Allerdings mag das im Vergleich zur normalen Havanna sehr dunkle Deckblatt manchen Feinschmecker etwas abschrecken. Fachleute kennen jedoch auch aus Kuba solche, allerdings sehr seltenen „Maduros".

Wenn auch in diesen schweren Zeiten die eingeschworene Havanna-Gemeinde noch enger zusammenrücken und jeden Ersatz strikt von sich weisen wird, so sei dennoch festgehalten: Diese Exilkubaner sind exzellente Zigarren. *Tim Cole*

GAHAN WILSON:

WIE MAN IN EINEM LUXUS-RESTAURANT ÜBER-LEBT!

Der Besuch verschwiegener, exklusiver Restaurants wird Ihr gesellschaftliches Ansehen heben. Sie sollten jedoch wissen, was Sie dort erwartet



Zu den Voraussetzungen für den Besuch eines kleinen, hochfeinen Restaurants gehört mehr als nur Appetit. Unter anderem ist die genaue Kenntnis der Lage erforderlich, da solche Etablissements mit einem Minimum an Beschilderung und Werbung arbeiten. Diese Unscheinbarkeit garantiert, daß Leute wie Sie das In-Lokal gar nicht erst finden.

Bereits das Abgeben Ihres Mantels ist ein deprimierendes, niederschmetterndes Erlebnis. Der mißbilligende Blick der Garderobiere vermittelt Ihnen das ungute Gefühl, daß Ihre Kleidung wesentlich unmoderner und schäbiger wirkt, als Sie sie in Erinnerung hatten.

Sollten Sie den Eindruck gewinnen, daß Ihr Kellner unentschlossen ist, wiederholen Sie Ihre Bestellung mehrfach klar und deutlich. So haben Sie die Chance, daß er mitschreibt und Ihre Wünsche in der Küche abliefert. Ihr Essen wird dann nur wenige Stunden später serviert.

Der Restaurant-Besitzer, der gerade noch einige Gäste auf das herzlichste begrüßte, hat es plötzlich so eilig zu verschwinden, daß Sie sich vorkommen wie der letzte Bahnhofspenner. Jetzt hilft Ihnen niemand mehr: Sie sind schutzlos dem Oberkellner ausgeliefert.

Sie können drei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wenn Sie ein Gericht bestellen, das am Tisch flambiert wird: 1. die Wartezeit verkürzt sich erheblich. 2. der unsympathische Kellner erleidet Verbrennungen dritten Grades. 3. mindestens die Hälfte der Umsitzenden verläßt das Lokal.

Der Oberkellner führt Sie in äußerster Hast an den besseren Tischen vorbei in einen wenig geschmackvollen Nebenraum. Für diese Maßnahme sollten Sie Verständnis aufbringen. Bedenken Sie, daß Ihre Nachbarschaft für die Stammgäste eine Zumutung darstellt.

Ihre Freude, endlich einen Platz gefunden zu haben, wird bald getrübt. Das Publikum an den anderen Tischen ist alles andere als schick. Manche Gäste sind bereits zu schwach, einen Wunsch zu äußern. Nur ein Schmiergeld in Höhe eines Monatsgehaltes wird Ihnen zu Bedienung verhelfen.

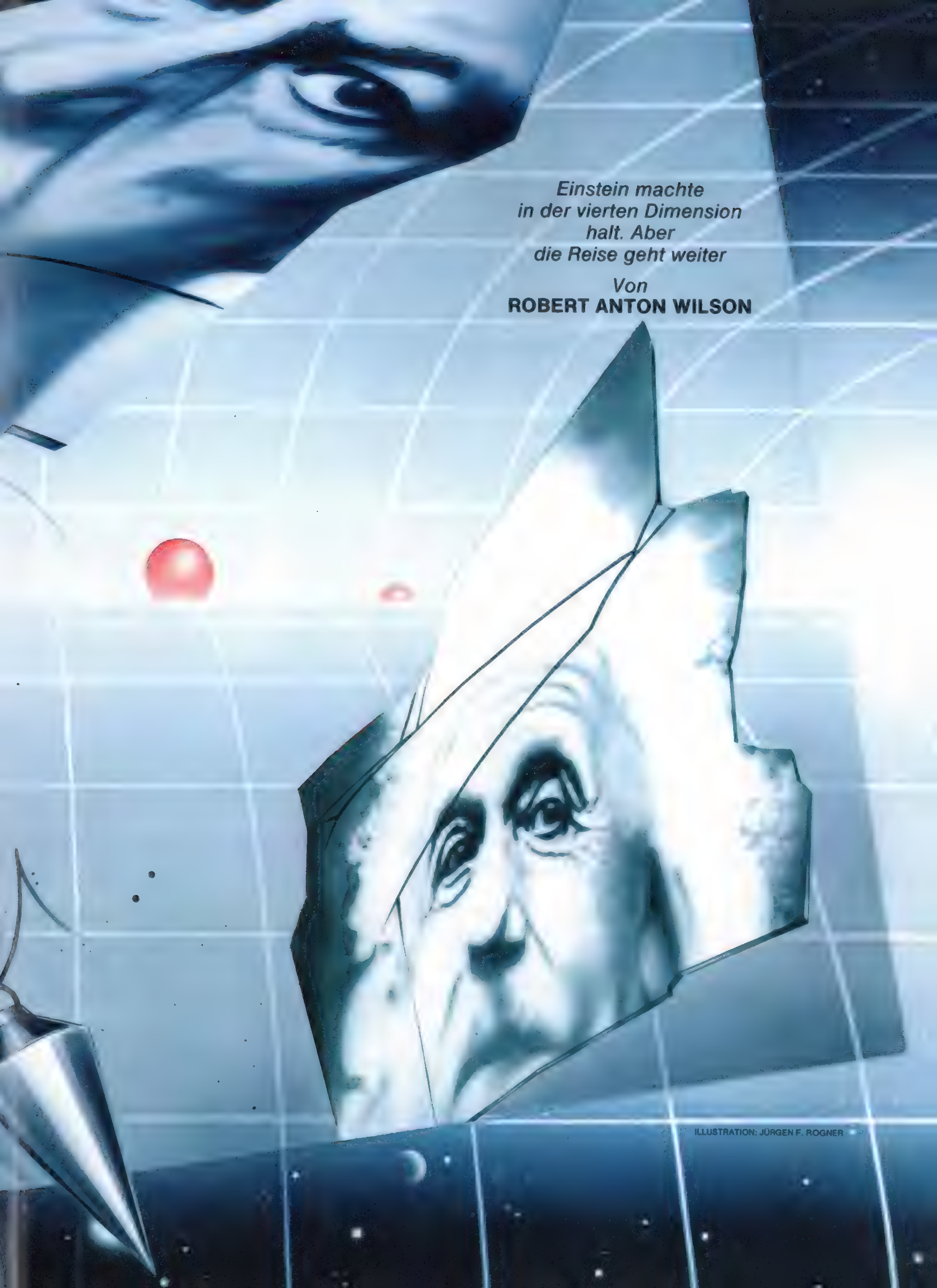
Sollten Sie zu Herz- oder Kreislaufbeschwerden neigen, empfiehlt es sich, vor dem Zahlen eine Portion Brom zu bestellen. So werden Sie in der Lage sein, die Rechnung mit der gebotenen Ruhe entgegenzunehmen und dem lauernden Personal nicht das Schauspiel Ihres Ablebens zu bieten.

Wenn es Ihnen – dank eiserner Konstitution – gelingt, das Restaurant ohne ärztlichen Beistand zu verlassen, sollten Sie alles vergessen, was Ihnen passiert ist. Wichtig ist allein die Wirkung Ihrer Schilderung auf Freunde, die zu schüchtern sind, selbst mal groß auszugehen.



An den Grenzen des Universums

An einem Tag im Jahre 1909 diskutierten in Wien Dr. Sigmund Freud und Dr. Carl Gustav Jung angeregt über außersinnliche Wahrnehmung. Freud – ich stelle ihn mir mit der unvermeidlichen Zigarre zwischen den Zähnen vor – bestand darauf, daß all dies Zeug Unsinn sei. Jung dagegen behauptete, daß bestimmt etwas an der Sache sei, wenn er auch nicht wisse, was. Während die Diskussion erregter wurde und die emotionale Energie förmlich im Raum zu knistern begann, ertönte plötzlich ein explosionsartiger Knall aus Freuds Bücherschrank.
„Das", sagte Jung, „ist jetzt ein sogenanntes katalytisches Exteriorisationsphänomen."
„Ach", rief Freud aus, „das ist ja leibhaftiger Unsinn!"
„Aber nein", erwiderte Jung, von intuitiver Überzeugung ergriffen, die er sich nicht erklären konnte. „Sie irren, Herr Professor. Zum Beweis, daß ich recht habe, sage ich nun voraus, daß es gleich nochmals so einen Krach geben wird!"
Jung hatte kaum zu Ende gesprochen, als eine zweite Detonation im Bücherschrank erfolgte. Freud sah so entgeistert aus, daß Jung, der selbst ein wenig außer Fassung war, sofort das Thema fallenließ. In dem Buch *Erinnerungen, Träu-*



Einstein machte in der vierten Dimension halt. Aber die Reise geht weiter

Von
ROBERT ANTON WILSON

ILLUSTRATION: JÜRGEN F. ROGNER

me, Gedanken schreibt Jung, daß er und Freud nie wieder über diesen Vorfall gesprochen haben.

Was soll man mit einer so unglaublichen Geschichte anfangen? Der Skeptiker wird sie als bloßen Zufall bezeichnen – oder, vielleicht noch nachdrücklicher, als reinen Zufall – und nicht weiter daran denken.

Parapsychologen können mit zwei alternativen Pseudoerklärungen dienen. Einige von ihnen werden sagen, daß die explosionsartigen Geräusche möglicherweise von etwas so Banalem wie Erdbeben oder Erschütterungen durch den Straßenverkehr bewirkt worden seien. Und der paranormale Aspekt des Vorfalls sei nur, daß Jung plötzlich *Vorkenntnis* zeigte – die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen. Andere Parapsychologen werden statt dessen die Vermutung äußern, daß dieser Vorfall ein Beispiel von *Psychokinese* sei – also die Fähigkeit, auf materielle Dinge einen physikalisch nicht erklärbaren Einfluß auszuüben.

Nach der zweiten Theorie *bewirkte* Jungs Unterbewußtsein auf irgendeine Weise diese zweite Explosion. Wer an diese Erklärung glaubt, behauptet, daß sie auch für den Spuk gilt, der angeblich manche Häuser monatelang mit Knistern und Krachen heimsucht und sogar Möbelstükke durch die Luft fliegen läßt. Der Spuk, sagen sie, sei psychisch-emotionale Energie, die unwillkürlich von einem der Hausbewohner entfesselt werde.

Der Haken ist, daß alle Erklärungen eben nur Worte sind. Der Ausdruck *Vorkenntnis* sagt uns nicht, was jeder Wissenschaftler gern wissen möchte: *wie* Jung in die Zukunft sehen konnte. Und das Wort *Psychokinese* sagt uns nicht, *wie* Jungs Geist den zweiten Knall verursacht hat.

Doch es *gibt* eine Erklärung dafür, wie für alle anderen paranormalen Ereignisse, über die Sie gelesen haben: das Löffelbiegen, das Erlebnis der Körperlosigkeit, selbst die Gesundbeterei. Und die Erklärung liegt in der Physik.

•

„Ich bin geneigt, an Telepathie zu glauben", hat Albert Einstein gesagt, „aber ich vermute, daß sie mehr mit Physik als mit Psychologie zu tun hat." Damals in den zwanziger Jahren verstanden weder die Physiker noch die Psychologen, was Einstein damit andeuten wollte. Heute ergeben neueste Erkenntnisse in einem Randgebiet der Physik – der Quantentheorie –, daß Einstein seinen Zeitgenossen wie gewöhnlich um 50 Jahre voraus war.

Diese Entdeckungen scheinen eine Erklärung für all die unheimlichen Ereignisse anzubieten, die von Parapsychologen unter so widerstreitende Bezeichnungen wie außersinnliche Wahrnehmung, unmittelbare Verstandeswahrnehmung, Hellsehen, Fernwahrnehmung, Psychokinese, das Erleben der Körperlosigkeit und kosmisches Bewußtsein (Erleuchtung) eingereiht werden.

Einige Physiker vermuten nun, daß all diese geheimnisvollen Gehirnfunktionen Aspekte desselben Phänomens sind: eines subatomaren, aber universalen Intelligenzsystems, das Informationen auf einem viel undurchsichtigeren Niveau empfängt, verarbeitet und weiterleitet als die Sinneseindrücke, die wir Raum, Zeit und beispielsweise Abgeschiedenheit nennen. Dieses Intelligenzsystem – obgleich außerhalb des Raum-Zeit-Kontinuums, das wir kennen – manifestiert sich in Zeit und Raum als Elektronen, Atome, Moleküle, Zellen, komplizierte Kreaturen wie Sie und ich, Planeten, Sterne und ganze Galaxien.

Was ist Quantenmechanik? Ein Quantum ist eine Wirkungseinheit – so wie ein Fuß oder ein Zentimeter eine Längeneinheit und ein Gramm eine Gewichtseinheit ist. Die Quantenphysik trat zum erstenmal in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts theoretisch in Erscheinung, als Philipp Lenard beobachtete, daß Licht sich nicht in gleichmäßigen Wellenbewegungen wie der Klang einer Violine fortpflanzt, sondern in zeitlich genau umrissenen, gesonderten Einheiten wie Trommelschläge. (Erst Einstein erkannte 1905 das Lichtquant als physikalische Realität und stellte damit der Wellentheorie des Lichtes eine Korpuskulartheorie gegenüber.)

Diese fest umrissenen Einheiten werden Quanten genannt, die einzelnen als Quantum oder Quant bezeichnet; und die Quantentheorie ist der Kern von Mathematik und Experimenten, die sich mit solchen diskontinuierlichen Aktionen befassen. Außerdem weiß man jetzt, daß alles subatomare Geschehen sich auf diese sprunghafte, sozusagen „quantische" Art abspielt – eine psychedelische Lichtorgel en miniature.

Die Welt der großen Dinge, die wir mit unseren Sinnesorganen wahrnehmen, ist wie eine gerade Linie (——), die Welt der Quanten wie eine Aneinanderreihung von Punkten (........). Oder, um drei Analogien aus der Welt der Kunst anzuführen: Ein Maler würde die Quantenwelt als eine Collage im Gegensatz zum Porträt beschreiben; ein Musiker würde sie stakkato im Gegensatz zu legato nennen; ein Filmemacher würde sagen, es handle sich um eine Montage im Gegensatz zu einer gradlinigen Story.

Keine Ursache-und-Wirkung-Beziehung konnte bis heute zwischen einem Quantensprung und dem folgenden gefunden werden. Die meisten Physiker sind überzeugt, daß es keine derartige Folge von Ursache und Wirkung auf dieser Ebene gibt. Es ist, als ob Gesetz und Ordnung nur oberhalb der atomaren Ebene funktionieren; innerhalb des Atoms haben die Surrealisten, Würfelspieler und Anarchisten den Laden übernommen.

Für den Normalbürger ist sowieso alles in der modernen Physik so verrückt wie eine dreibeinige Ente, und dieser fehlende Kausalzusammenhang im Wunderland der Quanten ist nicht eigenartiger als alles andere, was uns die Physiker erzählen. Für die Physiker selbst verhält sich die Quantenmechanik gegenüber der traditionellen Wissenschaft wie der Guerillero gegenüber der Armee. Einer der bedeutendsten Quantenphysiker, der österreichische Nobelpreisträger Erwin Schrödinger, war so beunruhigt über seine eigenen Gleichungen, daß er in einem Brief an Einstein über „diese verdammte Quantenspringerei" schimpfte. Wie Sie sehen, sollte die Wissenschaft also präzise Voraussagen gestatten, die auf dem ehernen Gesetz von Ursache und Wirkung beruhen. Das Fehlen des Kausalzusammenhangs innerhalb des Atoms erweckt nun den Anschein, als ob Wissenschaft an und für sich nur ein willkürlicher Versuch des Menschen sei, mit Gewalt *Ordnung* in eine ungeordnete Welt zu bringen.

Aus den Trümmern des Kausalzusammenhanges sind drei Denkmodelle hervorgegangen, die einen Sinn in die scheinbar sinnlosen Fakten zu bringen versuchen. Sie sind bekannt als die Kopenhagener Interpretation, das Modell der Parallelwelten und als Theorie der verborgenen Parameter.

DIE KOPENHAGENER INTERPRETATION wurde in den zwanziger Jahren von Nobelpreisträger Niels Bohr begründet und nach seiner Heimatstadt benannt, wo er auf dem Areal der Carlsberg-Brauerei in einem Haus lebte, das er vom dänischen König geschenkt bekommen hatte.

Das Fehlen des Kausalzusammenhangs in der Quantenmechanik wird mathematisch mit dem Begriff „der Zusammenbruch des Zustandsvektors" ausgedrückt. Sie brauchen nicht zu wissen, was das technisch bedeutet: Grob gesagt ist ein Vektor eine mathematische Bezeichnung für Richtung und Größe einer Kraft. Es genügt zu wissen, daß ein Vektor in der gewöhnlichen oder Großmechanik besagt, was als nächstes geschehen wird, während der Zustandsvektor in der Quantenmechanik lediglich sagt, was *möglicherweise* als nächstes geschehen wird.

Es befindet sich also ein großes, gähnendes Loch zwischen dem, was die Wissenschaft eigentlich vorherzusagen in der Lage sein sollte, und dem, was die Quantentheorie uns vorherzusagen gestattet, und dieses Loch ist groß genug, um

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 234)

PLAYBOY GESCHENKE

Männersachen, die man sich unter den Weihnachtsbaum legen lassen sollte

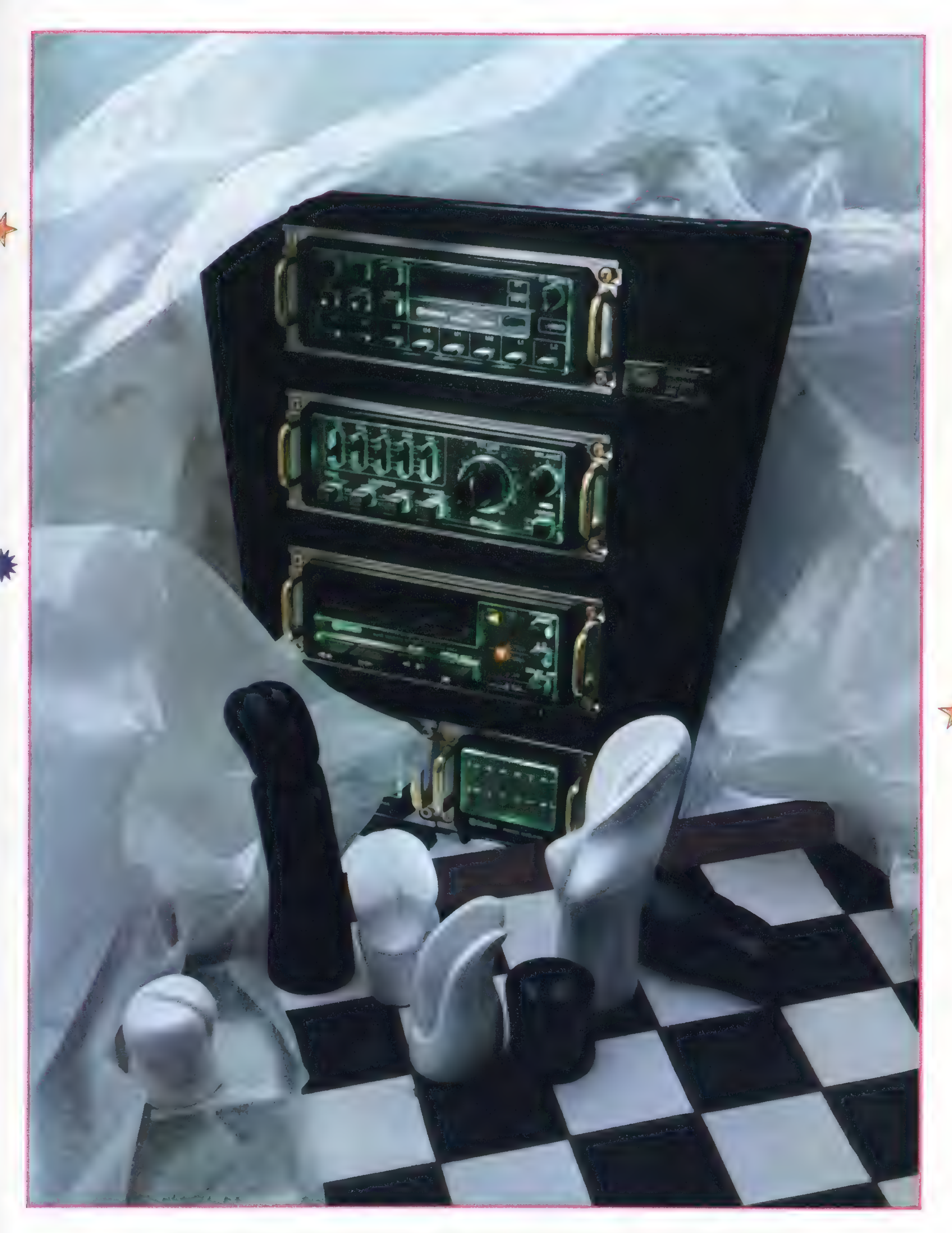
Der Spazierstock ist aus Ebenholz, hat einen Silbergriff und paßt zur korrekten Kleidung für abendliche Vergnügungen. Weitgereiste kennen ihn natürlich aus jedem Drugstore – den Abfalleimer. Die Chrom-Version des „Push-Can" wird aber auch Amerika-Profis neu sein. (Bezugsquellen für alle Geschenke auf Seite 243)



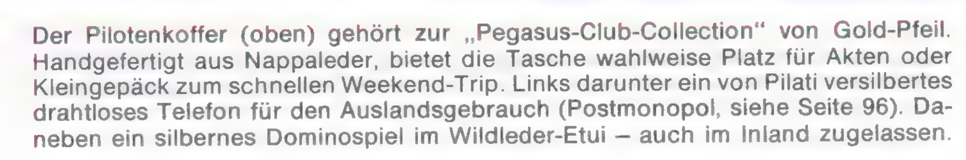


Die Kragenstäbchen (rechts) kommen von Tiffany. Sie sind aus Sterlingsilber; der sehr schmale Füllfederhalter von Aigner ebenfalls. Unentbehrlich für Leute, die ständig wissen wollen, was die Stunde in Hongkong oder San Francisco geschlagen hat, ist die Zweizeiten-Uhr mit schwarzmattiertem Zifferblatt. Das Feuerzeug (oben) ist eigentlich keins, sondern eine Kleinstkamera, die auch Feuer gibt.





Stereomusik in HiFi-Qualität ist im Auto selbstverständlich – aber neuerdings auch noch Gold wert: D&W, Autozubehör-Lieferant aus Bochum, verzierte den Clarion-Turm mit 24karätigen Goldgriffen; Auflage limitiert. Ebenfalls in begrenzter Stückzahl kam das Schachspiel (unten) auf den Markt. Die skurrilen Figuren sind aus reinem Acrylglas handgearbeitet, das Brett besteht aus bedrucktem Rindsleder.



Der Pilotenkoffer (oben) gehört zur „Pegasus-Club-Collection“ von Gold-Pfeil. Handgefertigt aus Nappaleder, bietet die Tasche wahlweise Platz für Akten oder Kleingepäck zum schnellen Weekend-Trip. Links darunter ein von Pilati versilbertes drahtloses Telefon für den Auslandsgebrauch (Postmonopol, siehe Seite 96). Daneben ein silbernes Dominospiel im Wildleder-Etui – auch im Inland zugelassen.



FOTOS: MANFRED SPACHMANN/PRODUKTION: CARMEN JUNG



Durch Lamborghinis Langlauf- und Tourenski kommt neuer Drive ins Angebot. Sowohl Langlauf wie die alpine Abfahrt werden durch fiberglasverstärkte Lamellenbauweise gefördert. Schneestapfer bevorzugen die neuen Stiefel von Sax, um aufzufallen. Wer zu Weihnachten auf einen anderen Duft umsteigen möchte, kann zum neuen „Antaeus" greifen. Chanel verpackt es in ein ledernes Reise-Necessaire.



Ohne Action läuft im Kino wenig und ohne Stuntmen schon gar nichts. Viele Kerle – von Coburn James, bis Redford, Robert – wären als solche nicht zu besichtigen, gäb's ihre gesichtslosen Filmdoubles nicht. Aber erst wer den freien Fall aus 60 Meter Höhe auch überlebt, ist erstens ein guter Stuntman und kann zweitens von seiner Gage existieren. Mit ihren spektakulären Nummern haben es einige amerikanische

Kopf hoch, Bein ab

Deutschlands Stuntmen träumen von Hollywood und sind froh, wenn sie in Geiselgasteig auf die Schnauze fallen dürfen

Bericht von Michael Koehler



Spezialisten sogar zu Ansehen und Geld gebracht.

Stuntman – oder Kaskadeur – in Deutschland ist eine andere Sache. Düster schaut's aus. Seit Jahren schindet sich das Häuflein heimischer Draufgänger vergeblich, dick ins Geschäft zu kommen. Bisher vermasselten ihnen französische, italienische und vor allem jugoslawische Kaskadeure meistens die Tour. Deutsche Risiko-Akrobaten fallen vorerst nur von einem Filmabenteuer ins nächste. Und die wenigsten wissen, wo sie landen.

Dreharbeiten zur *Tatort*-Folge „30 Liter Super". Der Hamburger Sensationsdarsteller Klaus Schichan, 41, soll einen Autoüberschlag bauen. Sechs Kameras sind drehbereit. Lässig setzt sich Schichan hinter das Lenkrad des roten Porsche 911.

Beim Kommando „Los!" drückt er voll auf die Tube. Der betagte Sechszylinder brüllt auf. Die Reifen drehen durch, Steine krachen unters Bodenblech. Schichan hakt die Gänge hoch. Im dritten, bei 120, rast er durch die erste Absperrung und zerlegt gleich danach eine Baubude. Die Bretter fliegen durch die Gegend. Der Fahrer ist einen Lidschlag lang irritiert – und fährt mit allen vier statt nur mit zwei Rädern auf die Rampe, von der er seitlich wegrollen will. Es klappt nicht.

Der Porsche wird zum Geschoß, fliegt über die Köpfe des Drehteams 30 Meter durch die Luft, bohrt sich knapp neben den bereitstehenden Feuerwehrleuten ins Gras, überschlägt sich, kracht mit dem Heck gegen einen Notarztwagen, überschlägt sich abermals, erfaßt um ein Haar eine Fotografin und bleibt nach weiteren 20 Metern als Schrott liegen. Schichan kommt wie durch ein Wunder nur mit Prellungen davon.

„Ich habe mich im Tempo verkalkuliert", sagt er kleinlaut. Allerdings nicht zum erstenmal. Deshalb ist Klaus Schichan inzwischen weg vom Fenster.

Wie man einen Wagen drehbuchgerecht zerlegt, weiß dagegen der Hamburger Peter Hick, 34. Sein Job: Bei einem Ausweichmanöver soll er nach rechts wegscheren, die Böschung mit drei Vollrollen nehmen und unversehrt aussteigen.

Weil Hick am Leben hängt, überläßt er nichts dem Zufall. Ein Freund, Flugbahnexperte bei MBB, hat ihm berechnet, mit welchem Tempo er über die Rampe fahren muß, damit der Roll-out funktioniert. Und an seine Knochen hat Hick auch gedacht. Ein Stuntman ist schließlich kein Dummy.

Nach seinen Anweisungen wurde in den Mercedes ein Überrollbügel eingebaut, der Sitz mit einem Spannschloß verankert, der Tank ausgebaut und durch einen Kunststoffbehälter ersetzt. Halb liegend schnallt er sich mit Hosenträgergurten fest und legt zusätzlich einen Gurt um die Brust. „Fertig?" Er streckt den Daumen hoch.

Hick startet, ein Helfer baut bei laufendem Motor die Batterie aus. Sicher ist sicher. Dann geht's los: erster Gang, zweiter. Die Linkskurve kommt, die Kreuzung, der querstehende Wagen. Hat die Karre genau 70 drauf? Paßt. Lenkrad nach rechts, mit den linken Rädern die Rampe erwischen . . . drauf . . . ruckartig geht's nach rechts in die Kippe . . . links gegensteuern, das erhöht das Drehmoment. Nach drei Turns landet das Fahrzeug wieder auf den Rädern. Klappe. Beifall vom Team.

Der Stuntman hängt benommen in den Gurten. „Verdammt", sächselt er. „Beim Überschlach bin ich mit 'm Hälm an dän Überrollbüchel gekom'. Ich hatte 'n richtchen Bläg-aud."

Wie man das lernt, frage ich Hick nach den Aufnahmen in Berlin. „Per Zufall", sagt er. Peter Hick arbeitete früher bei einem Bohrtrupp in der DDR. Er galt als Spezialist. Für seine Vorgesetzten hatte er nur einen Makel: „Mein Bruder läbte damals schon im Westen. So was hämmt drüb'n die Kajäre."

Im Sommer 1970 drehte die Ostberliner Defa einen Film aus dem Bohrarbeiter-Milieu. Als der Hauptdarsteller aus 36 Meter Höhe an einem Gestänge nach unten rutschen sollte, hat er abgewunken. „Da hab ich's ihm vorgemacht", erzählt Hick. „Überzeucht hat dän das nich. Also wiederholte ich die Klettertour." Der Genosse Regisseur war begeistert und ließ mitdrehen. „Zwee Tache späder hatte ich meinen ersten Vertrach als Kaskadeur und kam zur Trubbe von Wilfried Zander."

Der Defa-Chefkaskadeur, berühmt für seine Stunts mit Pferden und Autos, brachte ihm bei, worauf es ankommt: „Mut, Geistesgegenwart, ein gutes Auge und große Geschicklichkeit." Sicherheitsinspektoren, im Westen undenkbar, sorgten dafür, daß sich keiner übernahm. Hick und Zander wurden schnell zum Star-Duo der Defa. Doch den Funktionären mißfiel, daß die zwei ihre – relativ – hohen Gagen auch anlegten, für ein Haus im Potsdamer Diplomatenviertel, den Mercedes in der Garage. Dieser Neid ging den Stunt-Spezis auf die Nerven. So beschlossen sie 1977, „nüberzumachen".

Doch diese Nummer ging schief. Im tiefen Schnee wurde Peter Hick an der bulgarischen Grenze verhaftet und saß anderthalb Jahre als „Politischer", ehe ihn die Bundesrepublik freikaufte. Wilfried Zander kam kurz darauf ohne Schwierigkeiten in den Westen.

„Wer in däm Geschäft nich nachdänkt", resümiert Hick, „der wird och nich alt." Angst, sagt er, hat er nie gehabt. „Aber Respekt. Niemals darfst du eine Aufgabe unterschätzn, bloß nich gleichgültich sein. Du mußt tausend Situationen vorhärbedenk'n – und im entscheidend'n Auchenblig das Richtche machen. Sonst ändest du als Krüppl."

Keiner der höchstens 30 deutschen Stuntmen hat das vor. Und doch geht meistens mehr daneben, als im Drehbuch steht. Denn die Eitelkeit der Supermänner ist oft größer als ihre Fähigkeiten.

Wie schnell aus dem Spiel mit der Gefahr eine Katastrophe werden kann, begriff der Hamburger Wolfgang Köpke, 34, auch Tage nach seinem blutigen Crash noch nicht: In einer Folge der inzwischen abgesetzten Krimiserie *IOB-Spezialauftrag* wollte er gegen einen kleinen Felsen fahren und sich überschlagen. Doch weil er gar zu lässig loslegte, raste sein Alfa in die Gruppe der Kameraleute und Fotografen. Die Bilanz: fünf Schwerverletzte.

„In diesem Gewerbe gibt's 'ne Menge Verrückter", meint Dieter Fuchs, der Geschäftsführer der Hamburger PR-Agentur Fuchs & Partner. „Vielen Stuntmen, die Stürze von Dächern, Prügelszenen auf fahrenden Zügen oder Crash-Sensationen mit dem Auto anbieten, kann man nicht helfen. Die sind schon stolz, wenn sie im *Film- und Fernseh-ABC* stehen."

In diesem Nachschlagewerk für Produzenten firmierte Wolfgang Köpke als „Deutschlands As mit internationalem Format", zu erreichen über Fuchs & Partner. Eingeweihte hatten einen noch heißeren Draht zum Sensations-Star: Sie riefen bei der Davidswache auf der Reeperbahn in Hamburg an. Die Beamten wußten stets, in welchem Etablissement Köpke gerade als Rausschmeißer die schmale Kaskadeur-Kasse wieder auffüllte.

Wolfgang Köpke strebte immer hoch hinaus. Weil es ihm nicht reichte, für „1000 Mark Tagesgage in 230 Filmen" mitgewirkt zu haben, zog es ihn ins Stunt-Dorado Amerika. Dort wollte er den internationalen Durchbruch schaffen, um jeden Preis.

Sein Plan: Als zweiter Mensch den Sprung von der 75 Meter hohen Golden Gate Bridge in San Francisco überleben und 300 000 Mark kassieren. Die Aussicht, danach direkt nach Hollywood zu fliegen, war für ihn verlockend.

Er wußte, daß er bei 75 Kilo Körpergewicht plus Bleigewichten an den Füßen mit 170 Sachen aufs Wasser aufschlagen würde. Auf diese entscheidende Sekunde bereitete er sich sechs Monate vor. Am 26. August 1980 war es dann soweit. Köpke hatte sich seine Muskeln bandagiert, einen extrastarken Neoprenanzug übergestreift – wie in seiner Zeit als Kampfschwimmer der Bundesmarine – und eine Schwimmweste angelegt.

Seine Agentur hatte vergeblich versucht, ihm das wahnwitzige Unternehmen

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 174)



„Später stecke ich dir auch noch was in die Schuhe"


Trau, schau, wem?

Leigh und Lynette Harris *verkörpern einen uralten Männertraum: eine aufregende Frau und ihr perfektes Double – identisch in Aussehen, Reaktionen und Gefühlen. Kein Wunder, daß Naturvölker Zwillinge wie Götter verehren*







Leigh: *„Wir sind mal im Restaurant in den Waschraum gegangen, tauschten Kleider und dann die Männer. Sie haben nichts gemerkt – wir benützen das gleiche Parfüm"*



Lynette: *„Selbst wenn wir räumlich getrennt sind, spürt jede die Gefühle der anderen



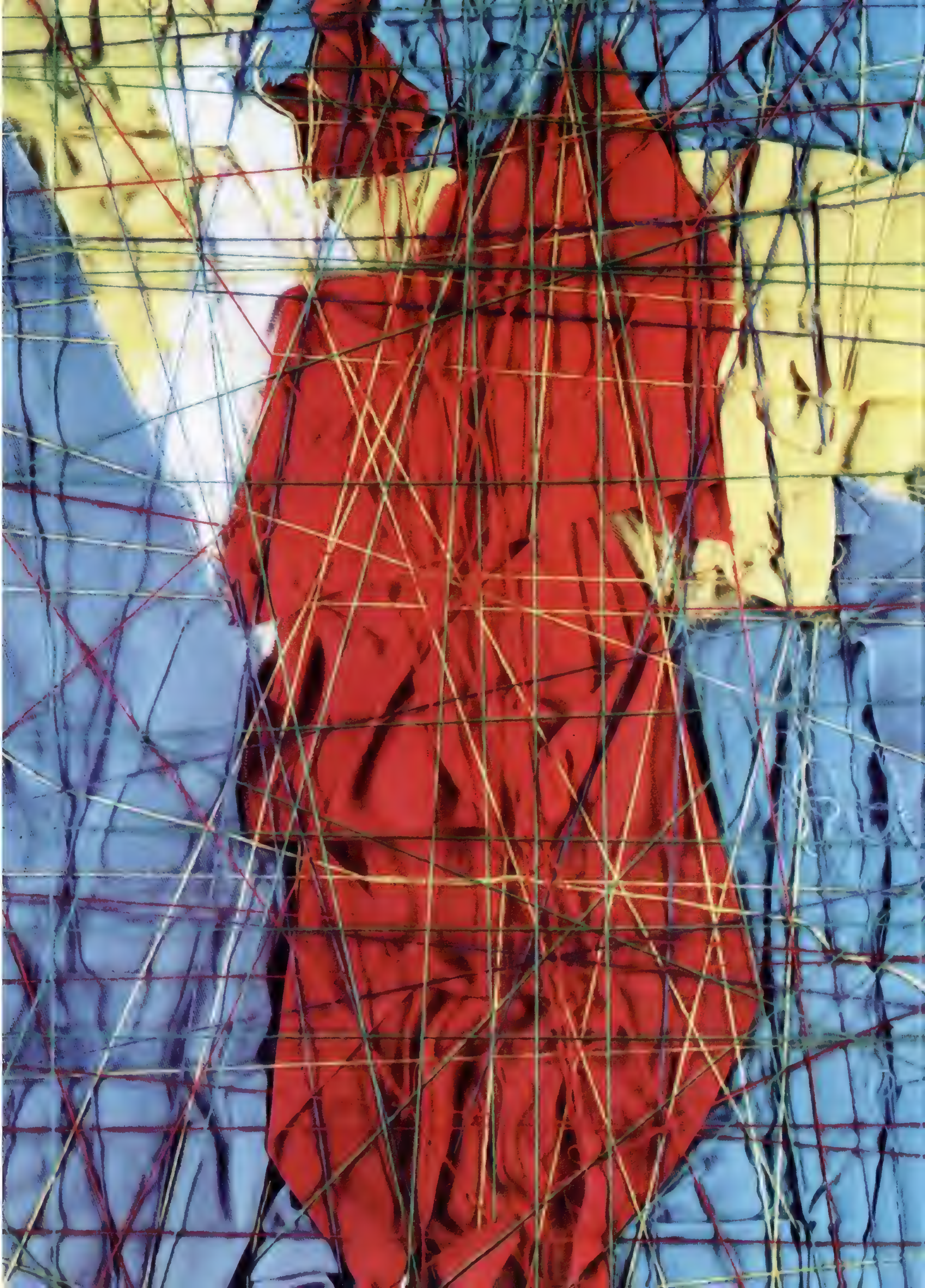
Ein Psychologe hat versucht, diese Abhängigkeit aufzulösen. Es war unmöglich“



FOTOS: ARNY FREYTAG

Die Zwillinge *zu unterscheiden – dafür gibt es nur eine sichere Möglichkeit. Bei einem Date ist Lynette unter Garantie pünktlich, und Leigh kommt sicher zu spät*







Für den Künstler Christo keine Frage: Er wird auch den Berliner Reichstag einwickeln. Was er sonst noch im Kopf hat, wird hier ausgepackt

Porträt von

CAROL CALDWELL

Vier Jahre hat sich Christo Javacheff abgestrampelt, um den „Running Fence" auf die Beine zu stellen, und abgerackert hat er sich auch, um den „Valley Curtain" aufzuhängen. Der Amerikaner aus Bulgarien wirbt für seine spektakulären Kunstprojekte vor Kaffeekränzchen von Frauenklubs, im Beisein von Stadträten, bei Rotary-Treffen, öffentlichen Hearings, Aufsichtsräten, vor Planungsbehörden und vor Gericht. Christo, so sein Künstlername, tut eine Menge von Dingen, die den meisten Leuten in etwa so lieb sind, wie in den Tiefen der Hölle langsam die Fingernägel herausgerissen zu bekommen.

Soviel er sich auch schon in diesen unübersichtlichen Kreisen bewegt hat – in Harlem liegt er leider voll daneben. Er hätte sich als „Christo vom Nylon-Planeten" vorstellen und sich selber in den Stoff hüllen sollen, in den er so gern größere Gegenstände fremder Leute einhüllt. Er braucht mehr Showmanship und Chuzpe.

Vor dem Community Board Eleven, New York City, einem Bezirksbeirat, sind die Bürger nicht eben zu einer Kunstplauderei aufgelegt. Christo ist mit seiner wilden Gestik und seinem Wortschwall gar nicht so schlecht drauf, aber eben nicht gut genug. Hier ist er nichts als ein Weißer. Ein Weißer, der die falsche Sprache spricht.

Christo hat genau 20 Minuten Zeit. Deshalb legt er los, was das Zeug hält – auf Bulgaro-Englisch. „The Gates", das Projekt, mit dem er den Central Park verschönern will, ist von der Parkverwaltung abgelehnt worden. Die Behörde hat sich auf ein unmißverständliches Nein versteift, unter Berufung auf den Präzedenzcharakter dieses Ansinnens (da könnte ja jeder kommen und sein künstlerisches Ich ausleben!), unter Hinweis auch auf Probleme mit der Kanalisation (Sie wissen sicher, wie schwer es ist, den Rasen wieder auf Vordermann zu kriegen, nachdem jemand Löcher reingemacht hat). Und schließlich erinnerten die Beamten an den längst verblichenen Fred Olmstedt, der den Park in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts zusammen mit anderen als eigenständiges Kunstwerk entworfen habe. Der Park genügt sich selbst. Tja, und dann meldeten sich auch noch die Naturschützer der Audubon Society mit der Befürchtung zu Wort, das Projekt „The Gates" könnte die ornithologischen Beobachtungen im Central Park erschweren und zeitweilig unmöglich machen. Also heuerten Christo und seine Frau Jeanne-Claude Vogelkenner, Umweltspezialisten und Sozialwissenschaftler an. Nun klappern sie mit deren Expertisen die Bezirksbeiräte ab, in der Hoffnung, genug Stimmen zusammenzubekommen, um die Ämter schließlich doch weichklopfen zu können.

Locker vom Hocker schildert Christo, wie schön seine Tore sein werden, alle 10 000 in aprikosenfarbenes Gewebe gehüllt; wie ihre Stoffstreifen an den Querstangen im Wind schwingen und einen Geh- und Schauraum von den eigenen Beinen bis zu den ersten Ästen der Bäume schaffen; wie gern man sie anfassen, mit ihnen spielen werde, welch wunderhübsche Muster das glänzende Nylongewebe ergibt, wenn der Wind hindurchweht – aprikosenfarbene Arabesken, an die 40 Kilometer stoffumwehter Korridor, aus der Vogelschau betrachtet. Und daß ihn das ganze über fünf Millionen Dollar kosten wird . . .

„Momentchen mal, junger Mann! Wir *haben* hier in Harlem keine Hochhäuser. Und Sie wollen *fünf Millionen Dollar* rausschmeißen, daß ein paar Weiße sich das Ding von oben angukken können?"

Das sitzt. Hier oben, in der dünnen Luft von Kunst und Ästhetik, kommt der gemeine Alltags-Geldverstand nicht mehr so recht mit. Immerhin sind die Ohren der Harlemer Gemeindevertreter halb in Richtung Christo gespitzt, als die Rede auf das Bare kommt. Fünf Millionen aus der eigenen Tasche für ein Ding, das zwei Wochen in der Gegend steht – aprikosenfarbene Tore im Niemandsland?

Das erstemal an diesem Abend hat Christo das Publikum in seinen Bann gezwungen.

„*Wer* ist der spinnerte Knallkopp?"

„*Fünf Millionen* Dollar für *so was?*"

„Wir müssen *Miete zahlen* hier in der Gegend, Mann. Wußten Sie das?"

Au Backe, Christo! Sein schmales, sehr sehr weißes Gesicht nimmt von innen her einen traurigen Ausdruck an. Seine Augen lugen hinter der Brille hervor wie fettgedruckte Fragezeichen. Er redet über das, was er vorhat, gern auf der künstlerischen Ebene – und nur auf der. Aber hier behauptet Brother Jason den Boden für die Söhne Harlems.

Am besten ist jetzt ein unauffälliger Rückzug angebracht. Weiße, die weißes Blabla verbraten. Das muß noch einmal ein bißchen besser überdacht werden, und dann noch ein Angriff auf Harlem. Die „Gates"-Skizzen zusammenpacken und nichts wie raus hier . . . Aber so schnell geht's dann auch wieder nicht. Da ist ja immer noch Dr. Kenneth Clark, den Christo noch gar nicht vorgestellt hat, derjenige, der die Auswirkungen der „Gates" auf die Menschen untersucht hat. Dr. Clark ist Schwarzer, und er trägt einen SAVE-OUR-CHILDREN-Button am Revers. Das hätte Punkte gebracht, aber jetzt ist es zu spät.

Deshalb trotten die Kunstakteure mißmutig die 125. Straße runter, durch den Abfall und die Dunkelheit.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 180)

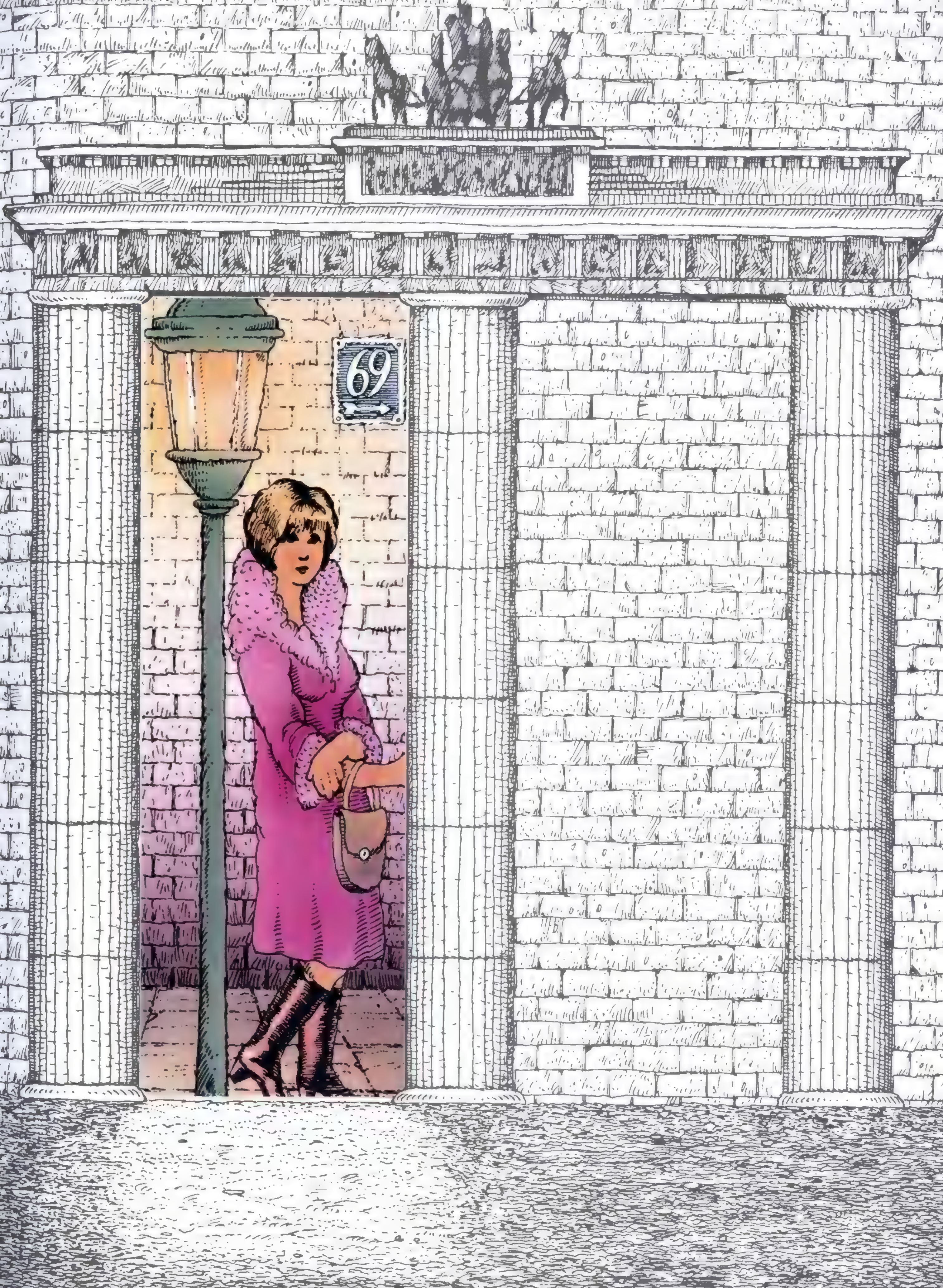
FOTO-ILLUSTRATION: CHRISTIAN PIEPER

SAG MIR, WO DIE NUTTEN SIND

Prostitution ist in der DDR verboten. PLAYBOY-*Autor* HANNES ZIRRFELDT *weiß jetzt, warum sie verboten werden müßte*

Die Herren haben die Zimmer 801 und 802. Ihre Koffer werden hinaufgebracht. Haben Sie noch einen Wunsch?"
„Wir wollen uns ins Nachtleben stürzen. Wo findet man denn hier Mädchen, die nett zu Männern sind?"
Genausogut hätte ich nach der Heisenbergschen Unschärferelation fragen können. Die Angestellte in der Rezeption schaut mich verständnislos an.
Jörn lehnt sich über das Pult. „Wir suchen die Mädchen, die für 'ne gute Mark etwas entgegenkommend sind. Sie verstehen?"
Die Frau zieht die Brauen hoch. „Bedaure – solche Mädchen gibt es hier nicht."
Zickige Alte!
„Aber zu essen gibt's doch sicher was?"
„Das Restaurant befindet sich im ersten Stock."
Vor dem Restaurant patrouilliert ein Schwarzgewandeter mit Silberkrawatte und grauen Schläfen. Welche Funktion er auch haben mag – zweifellos handelt es sich um einen Mann mit Lebenserfahrung.
„Sagen Sie mal – so von Mann zu Mann –, wo sind denn hier die Mädchen, von denen man sich verwöhnen lassen kann? Sie verstehen?"
Er versteht sofort. „Bedaure, solche Mädchen gibt es hier nicht. Aber wenn Sie speisen wollen, geht's hier lang."
Für jemanden, der Hunger hat, ist eine Speisekarte immer etwas Schönes. Selbst diese hier.
„Herr Ober, bitte zweimal Champignoncremesuppe, zweimal Hirschragout mit Champignons, zwei Pils. Und dann noch eine Frage" – ich winke sein Ohr näher heran – „von Mann zu Mann – wo finden wir die Mädchen, die ein bißchen nett zu Männern sind? Sie verstehen? Einen guten Tip würden wir entsprechend honorieren." Unmißverständlich greife ich in die Innentasche meines Jacketts.
„Tut mir leid – solche Mädchen gibt es hier nicht."
Hier – das ist laut Prospekt „ein Reiseziel mit vielen Möglichkeiten", „die pulsierende sozialistische Metropole", „Hauptstadt der DDR".
Ost-Berlin nennen wir es schnöde. Genau hier werden wir eine Woche lang hinter den Nutten hersein. Denn das ist unser Job: herumhuren. Der PLAYBOY zahlt.
Ein Traumjob?
Nur auf den ersten Blick. Denn die Sache hat einen Haken: Im Paradies der Werktätigen ist Prostitution offiziell abgeschafft und steht unter Strafe.
Doch auch drüben bumsen Deutsche. Lassen sich die Genossinnen die geschlechtsspezifische Verdienstmöglichkeit wirklich entgehen? Ist der sexuelle Bedarf der Genossen

ILLUSTRATION: DIETRICH EBERT


69

SAG MIR WO DIE NUTTEN SIND

Prostitution ist in der DDR verboten.
PLAYBOY-*Autor*
HANNES ZIRRFELDT
weiß jetzt, warum sie verboten werden müßte

tatsächlich durch Ehefrau und Freundin abgedeckt? Kann ein junger Staat ein uraltes Gewerbe einfach auf dem Verordnungsweg liquidieren? An wen wendet sich der Tourist mit dem legitimen Wunsch nach Entspannung?
Fragen, auf die es keine offiziellen Antworten gibt. Und auch keine inoffiziellen. Denn die DDR verbittet sich Nachforschungen westlicher Reporter, zumal, wenn sie vom PLAYBOY kommen. Das Motto „Alles, was Männern Spaß macht" macht den Parteifunktionären Kopfzerbrechen. Der PLAYBOY steht auf dem Index ganz oben, und jeder DDR-Zöllner beschlagnahmt das Heft mit besonderem Eifer.
Unter diesen Aspekten betrachtet, wird Ost-Berlin zur Terra incognita, zum weißen Fleck auf der erotischen Landkarte. Rio, Bangkok und Manila sind dagegen vertraute Pflaster. Um die Exotik Ost-Berlins zu entschleiern, gibt es nur eine Möglichkeit: hingehen und mitmachen.
So kommt es, daß mein Kollege Jörn und ich im Restaurant des Ostberliner Hotels Metropol sitzen und in der Rolle des vergnügungssüchtigen Touristen unser Hirschragout löffeln. Ein Mann an der Hammond-Orgel singt „Marina, Marina, Marina", der Saal ist leer, und wir sitzen mit unseren Nachforschungen erst mal auf dem trockenen.
Was würde Egon Erwin Kisch, Begründer des modernen Journalismus, jetzt an unserer Stelle tun?
Dasselbe wie wir: Zunächst fünf Pils, dann sieht man weiter. Schließlich haben wir einige todsichere Tips, alle von Kollegen, die Ost-Berlin „wie ihre Westentasche" kennen. „In der Kellerbar des Palasthotels, da gibt's Weiber, da gibt's Tanz . . ."

■

„Ein Totentanz! Ein Totentanz!" Der Herr, der uns auf der Treppe in die Kellerbar abfängt, fuchtelt verzweifelt mit den Armen. „Bleibt bloß draußen, wenn ihr nicht einschlafen wollt!" Trotz seines leicht alkoholgetrübten Blicks hat er uns als Westler erkannt.
Soviel haben wir schon gelernt: Ein Mann, der sich in Ost-Berlin aufhält, muß einen triftigen Grund haben. Der Herr hat einen: „Ich bin von der Stähf!"
„?????"
„Sprich ‚Stähf' und schreibe ‚StäV'. Die Ständige Vertretung der Bundesrepublik in Ost-Berlin."
Aha – Gaus, Bahr, Bölling und wie sie alle heißen. Der Name des verzweifelten Herrn sei hier nicht genannt. Denn er sucht dasselbe wie wir – etwas private Entspannung, nachdem er den ganzen


69
HO BA
NEUE

Tag an der politischen gearbeitet hat. „Wenn ihr Mädchen sucht, kommt mit. Es sind nur ein paar Kilometer."

Endlich ein Treffer! Wir steigen in seinen Wagen, und schon eine halbe Stunde später stehen wir vor verschlossener Tür. „Lolotte" heißt das Lokal in der Schönhauser Allee, in das man uns wegen Überfüllung nicht reinläßt. Der Türsteher läßt sich weder von Westmark noch vom Diplomatenpaß beeindrucken.

Doch der Diplomatenpaß soll noch seine große Stunde erleben. Auf der Fahrt zur nächsten Bar biegt unser Stähf-Vertreter falsch ab, und schon haben wir die Funkstreife im Rückspiegel. „Macht nichts!" feixt der Diplomat, „mit Diplomatenpaß können die mir gar nix!"

Als die Vopos uns anhalten und ins Wageninnere schnüffeln („Da hat jemand getrunken!"), wird er doch etwas hektisch. „Mein Diplomatenpaß! Sehen Sie denn nicht – ein Diplomatenpaß!"

„Wer hat hier getrunken?" will der Vopo wissen.

„Mein Diplomatenpaß!" eifert der Diplomat.

„Wer hat hier getrunken?" beharrt der Vopo.

Das geht eine ganze Weile hin und her, bis der Polizist eine goldene Brücke baut.

„Das waren sicher Ihre Beifahrer?"

Der Diplomat nickt heftig, der Vopo nickt diplomatisch, und wir dürfen nach längerer Verkehrsbelehrung in die Schönhauser Allee 46a weiterfahren. „Lotus" heißt die Nachtbar, in der unser Stähf-Vertreter seinen Schreck mit drei Doppelten hinunterspült. Wir spülen mit. Deutsche im „Ausland" müssen doch zusammenhalten!

Besonders an einer so trostlosen Örtlichkeit wie dem „Lotus". Vergammelt, verräuchert, klebrige Tischplatten und rote Neonröhren – „Gelsenkirchener Barock" nannte man das in den Nachkriegsjahren. Eine Szenerie für amerikanische GIs, deutsche Fräuleins und Chesterfield als Währungseinheit.

„Nichts los heute!" murrt unser Diplomat. „Ich hau' mich in die Falle."

Er verabschiedet sich, wir wollen bleiben. Schließlich haben wir eine Aufgabe zu erfüllen, und vielleicht ist das „Lotus" genau der richtige Anfang.

Tatsächlich stehen am anderen Ende der langen Theke zwei unbegleitete Mädchen zweifelhaften Flairs. Wir sprechen sie an.

„Ick heeße Jeanette!" sagt die Schlanke. Die Üppige heißt Karin. Zu einem Weinbrand sagen sie „nicht nein", zu einem zweiten und dritten auch nicht. Unsere Ansage, daß wir gutverdienende Werbeleute aus dem Westen sind und im besten Hotel wohnen, stößt auf wohlwollendes Interesse. Die Mädchen haben nichts dagegen, wenn man den Arm um sie legt.

Sind wir fündig geworden?

„Sagt mal, Mädels – wenn ihr mit uns mitkommt –, was soll's denn kosten?"

Vielleicht etwas forsch, wie mein Partner fragt, aber in der Aussage absolut präzise.

Helle Empörung: „Nee, solche sind wir nicht! Was denkt ihr von uns!"

Die Empörung beweist gar nichts. Schließlich ist Prostitution illegal, und die Mädchen könnten uns für Spitzel halten. Denn schon lenkt Karin ein: „Aber mitkommen können wir schon! So ein Hotel für Westler möchten wir gern mal von innen sehen."

Bei diesen Worten plaziert sie ihre Hand auf meinem Knie – geradezu klassisch-professionell, finde ich. Also fahren wir in das Hotel für Westler.

Bei den Mädchen werden wir los, was Männer loswerden müssen – nur unser Geld nicht. Auch nicht am nächsten Morgen, der uns schon um sechs Uhr auf den Beinen sieht. Karin und Jeanette müssen wieder in der Textilfabrik antreten.

„Bitte ruft uns nicht an und besucht uns auch nicht!" bittet Karin. „Westkontakte sind nicht so furchtbar gern gesehen. Ich habe schon einen Stempel in der Kaderakte."

Die Kaderakte, so erfahren wir, entspricht der westlichen Personalakte. Mit einem Unterschied: Sie wird von Betrieb zu Betrieb weitergereicht und begleitet den Werktätigen durch das ganze Arbeitsleben. Unregelmäßigkeiten irgendwelcher Art werden mit einem „Stempel" vermerkt.

„Wir lassen euch in Ruhe!" versichern wir. Ein Versprechen, das uns nicht sonderlich schwerfällt. Denn die Morgensonne, schon immer eine boshafte Himmelserscheinung, schlägt auch an diesem Tag wieder mal grausam zu. In ihrem Licht erscheint die üppige Karin doch sehr üppig, und Jeanette könnte ein paar Ringe weniger unter den Augen haben.

■

„Das darf uns nicht mehr passieren! Das kommt nur vom Alkohol!" resümiert mein Partner am Abend an der Hallenbar unseres Hotels und kippt den fünften Whisky.

Stimmt. Wir sind nicht hier, um gratis zu bumsen. Unser Thema heißt Prostitution in Ost-Berlin. Es muß was kosten – alles andere gilt nicht.

Die Barkeeperin heißt Helga. Wir sagen unser Sprüchlein auf: „Wo sind denn hier die Mädchen, die einen Mann verwöhnen? Darf ruhig was kosten – im Urlaub soll man nicht knausern."

Helga lächelt unbehaglich. „Solche Mädchen gibt es hier nicht." Wohler fühlt sie sich bei Diskussionen über Marx und Hegel. „Das Sein bestimmt das Bewußtsein", doziert sie, oder sie schüttet ihr Herz aus: „Mein Mann hat eine andere, ich lasse mich scheiden."

Ein Service ganz besonderer Art! Im



„Ich hatte ja keine Ahnung, daß Krankenhausbetten wirklich so knapp sind"


CAMPARI
Bitter
Da wettet mein Art-Directer um seinen Bart:
Den Campari-Shaker wollen alle haben. Mindestens alle. Zumindest die 1.700 ganz Passionierten, die dieses ganz andere, dieses ganz neue, dieses eiskalt-schöne Campari-Gefühl, das wir Shakerato nennen, haben wollen.
Mein Marketing-Chef wettet kühl dagegen, daß diesen Campari-Shaker so viele gar nicht so begehrenswert finden. Weil ihnen dieses ganz andere, dieses eiskalt-schöne Campari-Gefühl, das wir Shakerato nennen, viel zu neu ist.
Da habe ich dieses eiskalt-schöne Gefühl einfach mal geshakert: mit drei Würfeln Eis und der Menge Campari, die mir sonst so gut tut. Und aus dem Gefühl heraus halte ich es seitdem mit meinem Art-Director: mindestens alle werden diesen Campari-Shaker haben wollen.
Aber: Campari hat den Shaker limitiert. Da haben wir's mal wieder:
Campari. Was sonst.
Ich wünschte, der Reinhard könnte seinen Bart behalten.
Den Shaker, mit dem man den Shakerato machen kann, den Campari, der dieses eiskalte schöne Gefühl macht, kann man mit diesem Coupon bestellen.
Den Shaker gibt es direkt von Campari für einen Scheck über 18 Mark. Inklusive Porto und Versand und allem.
Ich möchte ___ Shaker haben; ein Scheck über ___ Mark ist beigefügt.
Name: ___ Straße: ___ PLZ/Ort: ___
An: Campari Deutschland GmbH, Postfach 26 01 63/6, 8000 München 26.
JWT 1-032

Westen ist Beichten und Philosophieren eher die lästige Pflicht des Mannes *vor* der Theke.

Ich will gerade etwas Geistreiches über die vertauschten Rollen sagen, als Helga abgelöst wird. Max hat die Nachtschicht. Unsere Standardfrage „Wo sind die Mädchen?" wird an ihn weitergereicht. Max wehrt sich mit einer energischen Geste: „Damit will ich nichts zu tun haben – gar nichts!"

Wir gehen weiter unseren heißen Tips nach. „Im Pressecafé in der Karl-Liebknecht-Straße, da wimmeln die ganzen Journalisten herum, dort herrscht Leben."

Die einzigen Journalisten, die dort wimmeln, sind wir, aber immerhin ist das Lokal nicht so steril wie das Hotel und nicht so trostlos wie das „Lotus". Es wird nicht nur berlinert und gesächselt, man hört Sprachen aus aller Herren Ostblockländer, auch mal Arabisches. Wir gönnen uns einen „Lindenblättrigen" für sieben Ostmark – ein Rebenprodukt, vor dem man übrigens nur warnen kann, und zwar in bezug auf Vorder-, Mittel- und Nachgeschmack.

An der Theke fallen uns drei junge Männer auf. Ihre angegammelten Parkas würden sie im Westen zumindest als Alternative ausweisen – doch hier bekommt ihre Kluft geradezu etwas Verwegenes.

Mein Partner bewacht den „Lindenblättrigen", ich plaziere mich neben den düsteren Gesellen. „Ich komme aus der BRD. Trinkt ihr einen mit?"

Sie nehmen einen Weinbrand.

„Also Prost!" Ihr Blick bleibt mißtrauisch, als dächten sie: „Der will doch was!"

Ich stelle die Mädchenfrage. „Für einen guten Tip lasse ich gern was springen!"

Die drei tuscheln miteinander, einer nickt mir zu. „In Ordnung. Du kannst mitkommen. Wir haben eine Adresse."

„Prima. Ich sage nur meinem Freund Bescheid. Er sitzt drüben am Tisch."

Ich informiere Jörn, wir gehen an die Bar – doch die drei Typen sind verschwunden. Ich frage die Barfrau. Nein, sie kann sich überhaupt nicht an drei bärtige Typen erinnern. Nie welche gesehen. Die Getränke für die drei Typen kassiert sie trotzdem von uns. Rätsel des Ostens? Natürlich hat sie auch keine Ahnung, wo wir Prostituierte finden können. „Ich mache hier jeden Tag meine Arbeit, und dann gehe ich pünktlich nach Hause. Um alles andere kümmere ich mich nicht."

Sie hat Angst, genau wie die Anarchen. Doch der Abend fängt ja gerade erst an, und schließlich gibt es in jeder Metropole eine Spezies, die alles weiß: die Taxifahrer.

„Ecke Tucholsky/Wilhelm-Pieck-Straße, da hat eine ihr Revier!" Wir lassen den Wagen mehrmals um den Block kreisen und starren ins Dunkle. Hat sie sich versteckt? Es ist nicht nur keine Nutte unterwegs – es ist überhaupt niemand unterwegs. Ost-Berlin, Sommer, 23 Uhr.

Dem Taxifahrer ist es sichtlich peinlich. Er hätte uns gerne etwas geboten. „Wissen Sie, das mit dem Mädchen, das ist jetzt auch schon zwei Jahre her. Vielleicht versuchen Sie's mal in der Berliner Chaussee, im Ballhaus."

Wir versuchen es. Acht Ostmark Eintritt – reichlich für Ostberliner Verhältnisse, doch wenig für einen Zeitsprung von 50 Jahren. Weimarer Republik feiert im Ballhaus Urständ. Tischtelefon, Plüsch, Kapelle – und das alles ohne nostalgisches Augenzwinkern. Publikum ist reifes Mittelalter.

Ein ganz heißer Tip, wenn man den Abend nett mit zwei Lohnbuchhalterinnen verplaudern will. Doch wo, verdammt, sind die Huren? Nutten? Strichweiber? Dirnen? Callgirls? Liebesdienerinnen?

„In der ‚Moskau-Bar', da findet ihr alles!" weiß der nächste Taxifahrer.

Die „Moskau-Bar" funktioniert mit Gesichtskontrolle, liegt im Keller und ist schummrig. Wir versuchen uns im Halbdunkel zu orientieren, da hastet auch schon ein Ober heran. Mit ein paar Handbewegungen verscheucht er die Gruppe vom Tisch, an dem wir zufällig stehen.

„Bitte, räumen Sie den Tisch! Er ist für die beiden Herren reserviert!"

Wir begreifen: Er hat uns als Devisenbringer aus dem Westen erkannt. Das Balkanpack soll uns weichen, Lew, Lei, Forint und Dinar sollen der D-Mark Platz machen. Peinlich. Wir suchen Zuflucht an der Theke. Dort wird uns Bescheid gestoßen: „Ihr fahrt nach Ost-Berlin, um euch zu amüsieren? So was habe ich noch nie gehört. Hier ist doch alles tot. Ihr müßt völlig beknackt sein!"

Die da unseren Geisteszustand so kompromißlos diagnostiziert, ist Ende Zwanzig, hübsch, blond, Geschichtslehrerin. Zusammen mit einer Freundin gönnt sie sich ein Cola-Schuß. Das wievielte?

Alles, was sonst noch an der Theke herumsteht, ist mit Freund da. Hier vertrödeln wir nur unsere Zeit. Wir wünschen der Lehrerin noch alles Gute und vertrauen uns wieder der Allwissenheit der Taxifahrer an.

Die führt zwei Tage lang immer durch die gleichen Nachtlokale: das „Pinguin" in der Rosa-Luxemburg-Straße, das „Lindenkorso" Unter den Linden, die „Libelle" in der Berliner Straße, die „Kleine Melodie" in der Friedrichstraße. Die wenigen Nachtlokale sind belagert, und manchmal müssen wir uns den Eintritt hart erkämpfen. Ein Anzug westlichen Schnitts auf dem Leib und ein paar DM-Scheine in der Hand helfen oft weiter. Fast alle Kneipen haben etwas von einer Werkskantine, die für das abendliche Betriebsfest mit roten Neonröhren und Disco-Sound aufgemotzt sind. Weiter geht das gastronomische Engagement nicht. Kein Wunder: Die meisten Wirte werden vom Staat bezahlt, und wie alle Staatsdiener wollen sie vor allem ihre Ruhe. In dieser Beziehung erreicht die DDR tatsächlich jenes Weltniveau, das sie in den Touristikprospekten penetrant beschwört.

Wir stoßen immer wieder auf drei Typen. Vor den Damen der ersten Kategorie sei gewarnt: Diese Mädchen nutzen in einer Art dumpfem Pragmatismus das Währungsgefälle aus. Sie machen Westtouristen gnadenlos an, lassen sich einen Abend finanzieren, und wenn man zur Sache kommen will, heißt es „Mach mich nicht an".

Auf eine zweite Gruppe wirkt unsere Mark geradezu abschreckend. Die Mädchen haben das Gefühl, daß sie von der stärkeren Westmark gekauft werden sollen, und reagieren allergisch und abweisend.

Und dann gibt es noch die dritte Sorte – diejenige, bei der man landen kann, wenn man einen flotten Spruch und ein dickes Spesenkonto hat. Doch das ist in Ost-Berlin nicht anders als in Schwabing oder Pöseldorf. Mit Prostitution hat es nichts zu tun.

Offensichtlich genügt es doch nicht, sich auf den Alexanderplatz zu stellen, zwei Paar Strumpfhosen nebst einer Tafel Sarotti in die Luft zu halten, um sich kurz darauf mit einem Dutzend williger Genossinnen auf einem sozialistischen Lager zu wälzen. Der *Bild*-Journalist, der die Situation so erlebt hat, muß sich in der Stadt geirrt haben. Zu Recht hat die DDR gegen die Veröffentlichung protestiert.

•

Wir sitzen wieder an der Hallenbar des Metropol. Man hat einen guten Blick über das Kommen und Gehen in der Eingangshalle – nur daß niemand kommt oder geht. Nach unserer Schätzung verteilen sich etwa 30 Gäste auf die 340 Zimmer. Logisch: Wer in Ost-Berlin zu tun hat, nimmt ein Hotel in West-Berlin und fährt mit Tagesvisum rüber.

Nur wenige schätzen wie wir den ganz subtilen Reiz, in einem leeren Mammuthotel mit der Bardame über Gesellschaftssysteme zu philosophieren und bei fünf doppelten Hennessy in den Abend hinüberzudämmern.

Selbstzweifel plagen uns. Sind wir zu dämlich, ein paar Nutten aufzutun?

Plötzlich sind sie da, eine nach der anderen. Kommen mit klappernden Absätzen durch die Halle, besetzen die Barhokker, die Ledersessel, lehnen an der Theke. Fünf Stück, acht Stück, zehn Stück. Blik-

Marlboro



Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN)



„Das muß ein Versehen sein. Wir hatten Johannes den Täufer bestellt"

ken stumm geradeaus, schlagen die Beine übereinander, zeigen die farbigen Nylons, nippen am Cola und lassen den Lippenstift am Glasrand.

Kein Zweifel, ihre Anwesenheit gilt uns. Wir haben die Rufe ausgesandt, die Buschtrommel gerührt, und jemand hat sie erhört. Doch das muß Fellini gewesen sein. Was uns hier einkreist, ist ein Gruselkabinett. Einige erinnern an Transvestiten, die die Geschlechtsumwandlung noch vor sich haben, andere an solche, bei denen sie mißglückt ist. Ihre Gesichter sind hart und freudlos. Bunte Totenvögel – keinesfalls die erstklassigen Mädchen, die man im besten Hotel einer pulsierenden sozialistischen Metropole erwarten darf.

„Nein", flüstert Jörn, „das ist im Honorar nicht drin!" Er spricht aus, was ich denke. Wir ziehen die Schultern hoch, bestellen einen Doppelten und noch einen. Helga blickt giftig, die Mädchen sitzen stumm und steinern. Wir bleiben beim Hennessy.

Eine halbe Stunde verstreicht. Dann klappern die Absätze wieder durch die leere Halle, die Wände werfen das Echo zurück, der Spuk ist vorbei.

Helga grinst schadenfroh. Sie hat in unseren Seelen gelesen, wie eine richtige Barkeeperin. „Was Besseres gibt's hier nicht." Zweifelnd schaut sie uns an. „Warum haltet ihr euch nicht an die normalen Mädchen?"

Natürlich hält sie uns für bekloppt, genau wie die Kellner, der Portier, das Zimmermädchen, der Empfangschef und alle anderen, die wir mit unserer Fragerei genervt haben. Welcher geistig gesunde Mensch verbringt schon seinen Urlaub in Ost-Berlin, versäuft seine Westmark an der Hallenbar und konzentriert sein Sexleben auf Nutten?

Keiner. Es sei denn, er kommt im Auftrag des PLAYBOY.

Aufgeben oder bleiben?

Ein Hennessy soll uns bei der Entscheidung helfen. Wir kommen nicht dazu, ihn auszutrinken.

Klack – klack – klack! Die beiden Mädchen, die die Halle durchqueren, sind blond, langbeinig und hochgewachsen – zwei Topmodelle, für Ostberliner Verhältnisse. Offenbar Nachzügler, die ihre Gruppe suchen. Sie verschwinden in der Kellerbar.

Die sind's! Im Laufschritt passieren wir die Tür zur Kellerbar, streben zur Theke und entern die Barhocker links und rechts neben den Mädchen. Die schauen uns erschrocken an – so schnell wie wir sind ihnen wohl noch keine Freier nachgerannt.

Noch außer Atem, versuche ich etwas Originelles zu sagen: „Trinkt ihr einen Schluck mit?"

„Nix verstehen. Wir polnisch. You speak English?"

Zwei Polinnen! Die im Lederlook nennt sich Johanna, die mit den langen Wimpern Marlena. Ihr Englisch bevorzugt den Telegrammstil. Macht nichts – das erlaubt es, uns auf das Wesentliche zu beschränken. Ich sehe keinen Sinn darin, viel Zeit zu verplempern und werde wesentlich, ehe mir die Lust wieder vergeht: „Schaut mal – wir sind zwei Männer. Wir suchen zwei Frauen. Ihr seid zwei Frauen. Okay?"

Die beiden senken den Blick: „Wir verstehen nicht!"

Kann man es noch deutlicher sagen? Ich versuche es. „Marlena, ich möchte mit dir schlafen!"

Marlena hält den Blick gesenkt, aber sie hat verstanden. „Ich möchte auch mit dir schlafen, Channes. Aber . . ."

„Aber?"

„Ich brauche Geld."

„200 D-Mark."

„300!"

„Also 300 – für die ganze Nacht!"

„Okay!"

Mein Partner Jörn ist inzwischen mit Johanna einig geworden. Für 250 Mark hat er den Zuschlag erhalten. Wir begießen den Abschluß und versuchen, die Mädchen etwas auszuholen. Beide sondern Courths-Mahler ab: Marlena muß für den todkranken Vater in Warschau aufkommen, der von ihrem Lebenswandel aber nichts wissen darf. Johanna hat zwei arbeitslose Brüder am Bein.

Wollen uns die Mädchen verarschen?

Einige Drinks später wissen wir immer noch nicht mehr. Bei konkreten Fragen über Prostitution und Zuhälterei, nähern sich die Englischkenntnisse der Polinnen praktisch dem Nullpunkt. „Ich verstehe nicht!" wird zum Standardsatz.

Ein einziges Mal geht Marlena aus sich heraus. „Wenn ihr wirklich schöne Mädchen sucht, dann kommt nach Warschau. Die in Ost-Berlin sind häßlich."

Das Gespräch bringt gar nichts. Zeit fürs Bett.

•

„Channes, I love you!" Marlena hat sich im Bad ausgezogen und schlüpft zu mir ins Bett. Sie zieht die Decke bis zum Kinn und hält sie dort mit beiden Händen fest, als gälte es, ihre Unschuld zu verteidigen. Was ist das für eine Masche? Mit einem Lächeln, das freundlich, aber bestimmt sein soll, ziehe ich die Decke weg.

Ihr Körper kann sich sehen lassen – kein Grund, ihn zu verstecken. Ein makelloser Busen, eine reine Haut. Marlena gibt sich weiterhin verschämt. „Schau mich bitte nicht so genau an."

„Ist doch im Preis drin, oder?" frage ich etwas rüde. Die verschämte Masche finde ich albern. Ich lege die Hand auf ihr blondes Dreieck – und zucke zusammen. Aus Marlenas Mund kommt ein ekstatisches Schnauben, als hätte ich den Mittelfinger direkt ins Lustzentrum ihrer Großhirnrinde gebohrt. Erschrocken nehme ich die Hand weg, und das Schnauben hört auf. Ich berühre sie wieder – das Schnauben beginnt. Marlena funktioniert wie ein Lichtschalter. An, aus. An, aus. An, aus.

Natürlich schmeichle ich mir, ein virtuoser Liebhaber zu sein, der jeden Frau-

Karstadt aktuell



enleib zum Klingen bringt wie ein kostbares Instrument. Doch meine heutige Virtuosität ist mir selbst etwas unheimlich. Zumal Marlenas Schnauben mit meiner Berührung nicht immer ganz synchron läuft. Manchmal setzt das Schnauben eine Idee zu früh ein, manchmal hört es zu spät auf. Insgesamt ist es zu heftig.

Kein Zweifel – Marlena versucht Ekstase zu simulieren, kommt aber leider über eine eher unfreiwillige Parodie nicht hinaus.

Es kann, denke ich, kaum Sinn dieser Nacht sein, die schauspielerischen Fähigkeiten einer polnischen Prostituierten zu testen. Ich unterbreche das Spiel: „Wie wäre es, Marlena, wenn du auch mal was machst?“ Ich deute auf meine Erektion, die sich trotz allen Schnaubens eingestellt hat.

Schlagartig wird Marlena wieder still. Ich lege mich bequem zurück, und das Mädchen setzt sich auf mich.

„Schffha – schffhahh – schffhaahh . . .“

Mein akustischer Eindruck ist der einer Dampflok, und meine Gefühle einer Dampflok gegenüber sind eher unerotischer Natur. Ich muß sie vom Schnauben abhalten.

Natürlich könnte ich jetzt zu dem Mädchen sagen: „Wir drehen hier keinen Pornofilm. Es gibt kein Mikrofon, für das du Erregung heucheln mußt. Es handelt sich um einen ganz normalen Fick!“ Doch das bringe ich nicht übers Herz. Bei all dem habe ich noch das Gefühl, daß sie mich sympathisch findet. Irgendwer muß ihr mal gesagt haben, daß es Männer erregt, wenn eine Frau ekstatisch mitgeht. Und seitdem schnaubt sie auf Teufel komm raus. So ärgerlich das auch ist – es hat etwas rührend Unprofessionelles. Nein, eine geborene Hure ist sie nicht, die Marlena, auch keine ausgelernte. Aber sie gibt sich Mühe, alles richtig zu machen. Weiß Gott, warum sie hier in Ost-Berlin ausgerechnet diesen Job ausübt – prädestiniert dafür ist sie nicht.

So geht die Nummer in einer fatalen Mischung von Dilettantismus, Vertragserfüllung, Sympathie, Lust und Genervtheit dem Höhepunkt entgegen. Schnaubend tut Marlena ihre Pflicht, und schließlich gibt auch mein Sexualorgan seinen Widerstand auf.

Marlena tut mir leid. Ich mir auch. Ich habe keine Lust, diese Nacht fortzusetzen.

Ich schicke Marlena weg, doch sie sträubt sich. Ohne ihre Kollegin will sie keinen Schritt tun; warum, sagt sie nicht. Vielleicht hat sie Angst, als alleinstehende Hure von Männern angesprochen zu werden.

Ich rufe Jörn an, der inzwischen auch bedient ist.

Die beiden Werktätigen der Lust haben ihr Soll erfüllt, nehmen sich ans Händchen und stelzen zum Lift. Jörns Partnerin war übrigens eine Spur professioneller als Marlena. Sie erklärte gleich zu Anfang kategorisch, was sie nicht tut: „Französisch kommt nicht in Frage. Und mit Negern treibe ich es auch nicht.“

Jörn ist kein Neger: Also durfte er tun, was ein Mann tun muß, und mehr aber auch nicht.

●

Was wir beide zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen: Mit Marlena und Johanna hatten wir, für Ost-Berliner Verhältnisse, geradezu zwei Raubtiere im Bett. Vier weitere Mädchen – drei Berlinerinnen und eine Sächsin – verkaufen uns für 150 bis 250 Mark das, was sie unter Sex verstehen: Immer wieder auf und nieder. Fragen beantworten sie entweder gar nicht oder mit entwaffnenden Klischees: Zweimal sind es gelähmte Geschwister, einmal die Mutter im Rollstuhl und einmal ein siecher Bruder, für die sie durch Prostitution Geld verdienen müssen. Tatort ist immer ein Bett in einem der Interhotels, den einzigen, die für Westbesucher zugelassen sind. Ob und an wen sie die Devisen weiterleiten, verraten sie nicht.

Die Kontaktaufnahme verläuft stets nach demselben Ritual: Eine Gruppe von Prostituierten erkennt unser Interesse. Stumm setzen sich die Mädchen in unsere Nähe. Kein ermunternder Blick, kein aufforderndes Lächeln. Überzeugt uns das Angebot nicht, so verschwinden die Mädchen ebenso stumm, wie sie gekommen sind.

Wir lernen zwei Gruppen kennen: Die Spitzengruppe, zu der Marlena und Johanna gehören, versorgt das Metropol und das Palasthotel.

Die zweite Gruppe hat ihren Stammplatz im Dachrestaurant des Hotels „Stadt Berlin“. Sie sind weniger geschminkt und besitzen die gemütliche Ausstrahlung von Wohnküche und Hinterhof.

Den Typ „Edelnutte“ – repräsentativ beim Dinner und virtuos im Bett – entdecken wir nicht.

Westdeutsche Unternehmer wissen, warum sie zur Leipziger Messe leistungsbewußte Gunstgewerblerinnen aus der Bundesrepublik mitnehmen, um die Verhandlungen mit den DDR-Partnern aufzulockern.

●

Heinrich-Heine-Übergang nach West-Berlin. Unser Nahziel: zwei kleine Helle in der ersten Kneipe links. Rentner am Nebentisch gewinnen gerade den Zweiten Weltkrieg. Am Spielautomaten prügeln sich ein paar Türkenkinder um den Vortritt. Der Kapitalismus hat uns wieder.

Was interessieren uns noch Nutten.




„Averna schmeckt himmlisch-süß...
...und teuflisch bitter"
AVERNA
AMARO SICILIANO
SPECIALITÀ ASSOLUTA
DELLA
PREMIATA E BREVETTATA S.p.A.
FRATELLI AVERNA
CALTANISSETTA
1912 · BREVETTO DELLA REAL CASA
1903 · DIPLOMA D'ONORE
AMARO SICILIANO
DAL 1868
AVERNA
AMARO SICILIANO – SEIN GEHEIMNIS SIND DIE KRÄUTER.

Kopf hoch, Bein ab

(Fortsetzung von Seite 150)

auszureden. Freunden in Hamburg versicherte er am Telefon: „Ich komme ganz groß raus." Statt dessen kam er ziemlich flach rein ins Wasser. Der Wind vereitelte seinen Plan, nach fünf Sekunden freiem Fall aufrecht anzukommen. Beim Aufschlag platzte die Lunge. Als man ihn ins Begleitboot hievte, war Stunt-As Wolfgang Köpke schon tot.

„Schockt es Sie nicht, wenn ein Kollege draufgeht?" frage ich den Stuntman Joachim Schulz, 35. „Nee", sagt der Hamburger Blondschopf mit der Zahnlücke, „weil so was einem guten Mann nicht passieren darf. Man springt nicht von einer so hohen Brücke, wo schon viele vorher auf die Schnauze gefallen sind."

Ein Feigling ist Schulz natürlich auch nicht. Im Gegenteil: Weil er als einziger im Stellvertreter-Geschäft eine komplette Ausbildung als Pyrotechniker besitzt und jeden Feuerzauber veranstalten darf, hält er große Stücke auf sich: „Was ich mache, sitzt immer."

Nun ja, warum sollte er nicht daran glauben? Schließlich gehört Trommeln im Schaugeschäft zu den unverzichtbaren Tugenden. Die schlechtbezahlten Sensationsdarsteller machen da keine Ausnahme. Und weil sich zu viele für die wenigen Aufträge bewerben und gegenseitig madig machen, herrscht im Lager der Kaskadeure ständig kalter Krieg.

Das Gerangel bringt gar nichts. Für Profi Peter Hick wird der harte Kampf ums Dabeisein „ohnehin nur unter einer Handvoll ernstzunehmender Männer ausgetragen". Nach Hick fragen die Produktionsleiter öfters, gelegentlich auch nach den Münchnern Freddy Unger, Hans-Peter Hoffmann und Günther Heinlein oder dem Stuttgarter Harald Wieczorek. Der Pyrotechniker Schulz dagegen setzt sich mehr mit Knalleffekten als mit dem eigenen Körper ins Bild.

Für Krimi-Altmeister Jürgen Roland läuft nie eine Produktion ohne Stunts, „ich brauch' die einfach", sagt er. „Aber bei uns gibt es keine Gilde wie drüben bei den Amis. Deshalb ernährt der Job hier auch keinen Mann." Schon deshalb nicht, weil die Filmemacher meistens knapp bei Kasse sind: „In Deutschland mangelt es ja schon am Gerät", sagt Roland. „Drüben haben sie fahrbare Rampen für Autoüberschläge, bei uns werden die provisorisch gebastelt. Und ein kleines, aber sicheres Luftkissen kostet schon 25 000 Mark", erzählt der Regisseur, der seinen Doubles in sportlicheren Tagen vorturnte, wie er's haben wollte. „In den USA geben sie dafür 100 000 und mehr aus."

Die amerikanischen Action-Stars kassieren denn auch Gagen, von denen die überwiegende Zahl ihrer deutschen Kollegen nur träumen kann: 1500 Mark am Tag und bis zu 200 000 Mark pro Film. Manchmal langen sie noch stärker hin.

Garry Davis, der im Kriegsfilm *Steiner* den Hauptdarsteller James Coburn doubelte, ließ sich die Knochenschinderei nach eigenen Angaben mit 300 000 Mark bezahlen. Roy Clarke, der für James Garner in der Krimiserie *Rockford* rallyemäßig durch die Gegend rast, kommt leicht auf 400 000 Mark im Jahr. Ähnlich schneidet auch Sammy Terman ab, der unter anderem für Jane Fonda Rinder per Lasso einfängt. Selbst Kitty O'Neill, das taubstumme Stuntgirl, beendet kein Filmjahr mit weniger als 200 000 Mark Einnahmen.

Den absoluten Gagenrekord kassierte Dar Robinson, 33, als Spezialist für freien Fall: 300 000 Mark forderte er für den Sprung vom 340 Meter hohen Fernsehturm in Toronto. Der Stuntman ließ sich sechs Sekunden fallen und zog dann einen verborgenen Fallschirm. Den Lohn der Angst überwies die Filmgesellschaft nach der geglückten Landung.

Zu solchen Tollkühnheiten lassen sich Leute wie Peter Hick nicht überreden, einfach weil bei uns die Kasse nicht stimmt. Seine Tagessätze liegen zwischen 1500 und 3000 Mark. Für den Autoüberschlag in Berlin bekam er sogar 6000. Unter den Gesichtslosen in Deutschland hat er schon einen Namen. Rund 80 000 hat Hick 1980 versteuert. Das macht ihm hierzulande kaum ein Stuntman nach.

Doch eine Garantie für die Zukunft gibt es nicht. Wenn man älter werden will in diesem riskanten Job, „mußt du den Nerv haben, Vorausberechnetes auch einzuhalten", erklärt Hick.

Immer vorausgesetzt, daß Stuntmen tatsächlich rechnen, zumindest aber nachdenken. Vielen fehlt dazu aber entweder der Nerv oder das Köpfchen. Oder beides.

Einer von der „pi-mal-Daumen"-Sorte ist Porsche-Bruchpilot Schichan. Was er mit seinen riskanten Einsätzen bezweckt? „Na, ganz einfach: gute Unterhaltung machen." Und weil er das, was er macht, für Kunst hält, und Kunst für ihn Unterhaltung ist, wird wohl kaum einer bezweifeln, daß er ein echter Künstler ist.

Für den Wim-Wenders-Film *Der amerikanische Freund* ließ er sich 82 Stufen „in einem Rutsch" zum Elbufer hinunterkugeln und hatte dabei „ein Ding eingeplant". Tatsächlich kam er nur mit leichten Prellungen unten an. „Das hat vor mir noch kein Stuntman der Welt gebracht", erklärt er stolz.

Zumindest keiner der Profis: „Die erledigen solche Aufträge in Etappen, mit Zwischenschnitten", berichtet Peter Hick. „In einem Gang ist das lebensgefährlich."

Auch Joachim Schulz bemüht sich, große Risiken auszuschalten. „Wenn ich ein unsicheres Gefühl habe, laß ich's lieber. Kaputte Knochen kann mir sowieso keiner bezahlen." Diese Einstellung hat ihn schon zweimal vor schweren Verletzungen bewahrt: Als er mit einem nicht versteiften Wagen eine Böschung hinunterkugeln sollte, setzte er sich erst gar nicht





„Du wolltest doch, daß ich meine Muschi rasiere"

Hitachi Video-live: drinnen wie draußen.

Mit ihrer Supertechnik ersetzen die Hitachi Videomobil-Bausteine zu Hause jede konventionelle und gewichtige Video-Heimanlage, und mit ihren schlanken Mini-Maßen bilden sie draußen das springlebendige Gegenstück zu üblichen Systemen.
Hitachi Video-Farbkamera VK-C 800 E, Profi-Technik für Amateure. Die 2/3 Zoll Saticon-Aufnahmeröhre garantiert auch bei wenig Licht eine hervorragende Farbwiedergabe, und die automatische Scharfeinstellung (Auto-Focus) sorgt per Knopfdruck für gestochen scharfe Aufnahmen – selbst bei extremen Nahaufnahmen. Ausführlicher Testbericht in PHOTO 8/81.
Der portable Hitachi Video-Recorder VT-6800 E bietet neben allen Vorteilen eines stationären VHS-Recorders auch Assemble- und Insert-Schnitt und Audio Dubbing für Ton-in-Ton Aufnahmen, so daß Ihrer Video-Kreativität keine Grenzen gesetzt sind. Die Stand-by-Funktion, die sich automatisch nach 5 Minuten Aufnahmepause einschaltet, reduziert den Stromverbrauch dieses Leichtgewichtlers (nur 4,9 kg mit Akku) um 80%. Ausführlicher Testbericht in „Film & Video" 9/81.
Der Hitachi Video-Tuner VT-TU 65 E sorgt als ideale Ergänzung des mobilen Aufnahmeteams dafür, daß Sie in max. 3 Wochen 8 verschiedene Fernsehsendungen im VHF-/UHF-Bereich vorprogrammiert aufzeichnen können.
Und der Hitachi TV-Radio-Recorder K-2400 eignet sich mit seinem 12-cm-s/w-Bildschirm ideal als Monitor zum sofortigen Betrachten Ihres Video-Films unterwegs.
Hitachi VHS-Video-Cassetten mit den Laufzeiten 1, 2 und 3 Stunden (E-60, E-120, E-180) liefern die optimale Bild- und Tonqualität – bei völliger Kompatibilität in allen VHS-Systemen.

Kaufen Sie Hitachi Fernseh- und Video-Geräte im Fachhandel und **nirgendwoanders.** Denn nur der Fachhändler garantiert Ihnen eine ausführliche und fachgerechte Beratung.

Sonderprospekt Hitachi-Video-Technik auf Anfrage bei:
Hitachi Sales Europa GmbH, Abt. TV-Video/II, Kleine Bahnstraße 8, 2000 Hamburg 54.
Hitachi Sales Warenhandels-GmbH, Kreuzgasse 27, 1180 Wien.

Hit

HITACHI INNOVATIVE TECHNOLOGY

Hitachi Hit – unter diesem Zeichen präsentiert Ihnen Hitachi außergewöhnliche technische Innovationen.



Karstadt aktuell



hinters Steuer. „Aber ein Möchtegern-Stuntman aus Holland hat es für 500 gemacht. Danach mußten ihm beide Unterschenkel amputiert werden."

Schulz weigerte sich auch, einen Lastwagen in einen Hang zu steuern, weil ihm die Sicherheitsvorkehrungen nicht ausreichten. Ein Rallyefahrer aus Saarbrükken war nicht so pingelig und kippte für 600 ab. Anschließend wurde er mit zahlreichen Knochenbrüchen ins Krankenhaus gebracht.

„Die denken alle, man muß anderen nur die Schnauze polieren, dann rollt der Rubel", ärgert sich Sascha Borysenko, 35. Laut Branchen-ABC betreibt er mit 35 Mann und 3 Frauen Deutschlands einzige Stuntmanschule in Ingolstadt. Sascha, 1965 „Mr. Germany" der Muskelmänner, Ex-Dekorateur, Ex-Catcher, Ex-Bodybuilder und heute „in erster Linie Schauspieler" gibt sich redlich Mühe, dem Beruf des Stuntman Ansehen zu verschaffen. Er will vor allem die ausländischen Konkurrenten vom deutschen Markt verjagen und, nach US-Vorbild, eine Gewerkschaft für Kaskadeure gründen. „Vor deutschen Kameras sollen nur noch deutsche Stuntmen auftreten."

Das nationale Berufsethos sitzt tief bei dem Wolgadeutschen. Borysenko schrieb deshalb an Ministerpräsident Strauß, Bundespräsident Carstens und an den Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit, Stingl, und beschwerte sich über die Münchner „Stuntmen group Prigl", die sich „Kaskadeurs Weltelite" nennt. „Der vermittelt dauernd billige Jugoslawen. Aber ich mag die nicht. Es ist eine Sauerei, daß die bei uns auftreten."

Da die hohen Herren sich bislang in Schweigen gehüllt haben, suchte Sascha zwischenzeitlich bei Gericht um Schützenhilfe nach und erreichte, „daß Prigl keine Jugoslawen mehr einsetzen darf. Die habe ich rausgeschlagen."

Doch weil ihm sein Image über alles geht, betont Sascha Borysenko: „Bei mir in der Schule geht es natürlich friedlich zu. Ich habe dufte Jungs im Training." Jeden Donnerstag wird geübt: Fechten, Schlägereien, Reiten, Klettern. „Wer bei mir anfängt, muß Spitzensportler und Schauspieler sein. Ohne Talent geht nix", beschreibt Sascha seine Ansprüche. Immerhin bewerben sich etwa 500 Männer und Frauen pro Jahr, „aber genommen wird höchstens einer". Und der Neue muß erst mal berappen, ehe er – vielleicht – drankommt: 10 Mark im Monat für Post- und Telefongebühren, 50 Mark pro Jahr für Reklame. Und nach einem Filmeinsatz sind zehn Prozent der Gage für die gemeinsame Kasse fällig.

Weil Sascha von seinen Einnahmen keinen ernähren kann (und auch nicht will), achtet er darauf, daß jeder im Kaskadeur-

Clan noch eine bürgerliche Geldquelle besitzt. „Meine Jungs haben Discos, Bars, sind Detektive, Computerfachleute, die drei Mädchen arbeiten als Sekretärin, Zahntechnikerin, und Manuela geht noch zur Oberschule."

Viel zu tun gibt es nicht für die Truppe. Es war denn auch eine Sternstunde, als in dem Film *Unterm Dirndl wird gejodelt* ein Malergerüst mit acht darauf „spannenden" Stuntmen zusammenkrachen durfte. Aber Sascha ist zuversichtlich: „Für Schlägereien und Auto-Nummern gibt's eine steigende Tendenz." Das hebt die Preise; 600 Mark plus Effekte will er pro Nase haben, für weniger läßt Borysenko seine Leute nicht antreten.

Angesichts der schwierigen Marktlage verlagert Sascha seine 100 Kilo Lebendgewicht zunehmend auf die Bretter, die angeblich die Welt bedeuten. Dafür hat er drei Jahre Schauspielunterricht genommen. Im *Mittsommernachtstraum* ist er an den Münchner Kammerspielen schon aufgetreten, als männliche Elfe. Auch Harald Juhnke war schon mal sein „Partner". Ins internationale Rampenlicht will der Stuntman-Manager treten, falls Roman Polanski seinen *Piraten*-Film wirklich dreht. Sascha ist zuversichtlich: „Ich hab ihm dreimal Fotos von mir geschickt. Bis heute ist nichts zurückgekommen."

Optimistisch ist auch die Berlinerin Evelyne Gutkind-Bienert, 35, die 1970 als erstes deutsches Stuntgirl für Schlagzeilen sorgte. Als sie dann zu harte Bekanntschaft mit der Kühlerhaube eines Wagens machte, hörte man nicht mehr viel von ihren Kunststücken, obschon sie „in mindestens 60 Filmen dabei war", wie sie betont.

Wie viele auch immer: „Ich reiß' mich nicht mehr um Stunt-Aufträge und mache jetzt mehr Management." Um wen's da geht? „Na, um meine Tochter." Die ist 14 und agiert, dank mütterlicher Aktivität, schon in frechen Filmen. Aus der frühreifen Tochter einen Star zu machen, lastet die robuste Lady jedoch nicht aus. Deshalb hat sie eine Stunt-Agentur gegründet. „Ein kühner Entschluß", sagte ich ihr. „Wieso? Ich kenne diese Haifisch-Branche und versteh' was vom Fach." An die 15 Adressen hat sie schon und auch „ein paar Dutzend Anfragen".

Damit ist es so eine Sache. Zum Beispiel sollte der Wilfried Zander eine riskante Pferdesturz-Nummer machen und wollte 5000 Mark dafür haben. Weil das der Filmgesellschaft zu teuer war, man dachte an 800, rief der Produzent bei der Bienert an. Die hatte aber keinen Stuntman, der so was konnte, und telefonierte mit Harald Wieczorek. Der war Profi genug, sich nicht zu überschätzen, und bot den Stunt Kollege Zander an. Der ist dann gekonnt gestürzt – für 4500 Mark.

Leben kann man von solchen Aufträgen nicht, denn gutbezahlte Jobs sind rar. Peter Hick schreibt Action-Szenen für Drehbücher und berät Filmunternehmen, sein einstiger Defa-Kumpel Wilfried Zander betreibt einen Reitstall und besitzt eine Türfabrik, Joachim Schulz verdient seine Brötchen hauptsächlich als Regisseur von „Action-Szenen mit Spezialeffekten". Pannenmann Klaus Schichan bessert die Familienkasse durch Kleinstrollen an Provinzbühnen auf.

Soviel Lebenskunst bewundert Bavaria-Produzent Georg Pfeil: „Für mich kosten Stuntmen unfaßbar wenig. Ich find' es unglaublich, daß die so niedrige Gagen bekommen." Pfeil meint die weniger guten. Im Branchenjargon gelten sie als „150-Mark-Artisten, die gar nicht wissen, was sie riskieren. Da gibt's welche, die springen, ohne vorher nachzudenken, aus dem Fenster und landen prompt im Krankenhaus." Weil solche Pannen Geld, Ärger und Drehzeit kosten, holt sich Pfeil lieber „Leute, die er schon kennt", meist französische oder italienische Akteure.

„Die sind zwar für die meisten deutschen Produktionen zu teuer", sagt Pfeil. „Aber wenn der Stunt gut ist, darf er auch was kosten." Der Produzent findet es „unklug, gute Leute schlecht zu bezahlen. Man kann einen Stuntman nicht für 800 Mark fünfmal eine Treppe runterkugeln lassen. Das ist nicht drin. Ich streiche dann lieber die Szene, als daß ich einen Billig-Artisten engagiere, der es nicht packt." Pfeil hat nur eine heimische Stuntman-Nummer im Notizbuch: die von Peter Hick. „Der Mann ist Spitze. Den nehm' ich blind, weil er so gut ist wie ein amerikanischer Stuntman."

Hick denkt auch an die Zukunft: Er zahlt seiner Versicherung monatlich 198 Mark fürs Privatleben und 180 Mark für den Berufseinsatz, „um wenigstens versorgt zu sein, wenn ich mal als Krüppel ende". Mit der nicht üppigen Deckungssumme von 100 000 Mark kommt man allerdings auch im Rollstuhl nicht weit. Nur wenige deutsche Stuntmen sichern sich so ab, die andern sind knapp bei Kasse oder halten sich für unverwundbar.

Die Zeiten, als es ein Draufgänger wie Armin Dahl unter mieseren Bedingungen zu Ansehen und Geld brachte, sind Vergangenheit. Heute hat nicht einmal der „junge" deutsche Film Verwendung für die hiesigen Vertreter einer Kunst, die kaum einer von ihnen beherrscht.

Produzent Georg Pfeil meint denn auch, daß die Kaskadeure bei uns „sich dauernd selbst besoffen machen mit ihren Stunt-Ambitionen". Gott sei Dank. Denn ein Kater ist leichter zu ertragen als kaputte Knochen.

PACKEN WIR'S EIN *(Fortsetzung von Seite 161)*

Sie treffen sich im „Showman's Café" wieder, wo Christo für ein paar Harlem-Notabeln ein Abendessen gibt. Was ist diesmal schiefgelaufen? Warum haben sie's nicht kapiert? Was sollen wir beim nächstenmal sagen?

Madame Christo, die schöne Jeanne-Claude, verbreitet nach Kräften französisches Flair und gute Stimmung um sich. Sie muntert das Team wieder auf.

„Wir haben uns ziemlich schlecht geschlagen, Liebling", sagt sie Christo und neigt sich dabei leicht zu ihm hinüber. „Du mußt als erstes sagen: ‚Ich bringe euch Arbeit, und zwar mit meinem Geld', das mußt du in Harlem klarmachen."

„Aber Jeanne", sagt er, immer noch traurig, „das Projekt – so kann man es doch nicht verständlich machen."

Zu Hause, in der umgebauten Fabrik in SoHo, geht die Diskussion weiter. Erst mal die dunklen Treppen hoch, am Stockwerk ihres Sohns vorbei, dann um die Ecke und wieder hoch, vorbei an der Werkstatt von Jeanne, in der sie Christos Packstoffe zusammennäht; im vierten Stock schließlich ist ihre Wohnung: eine geräumige Halle, weiß, spärlich eingerichtet. „Setzen Sie sich", meint Christo und fährt fort: „Wie glauben die, daß Leute Brükken bauen? Glauben die, ich stelle keine Leute ein?"

„Liebling, dieser eine Typ – du hast gar nicht gemerkt, was mit dem los ist. Du hast das Projekt erklärt, und er hat in seinen Akten geblättert, und dann sagst du: ‚Das Projekt wird fünf Millionen Dollar kosten.' Da hat er den Mund nicht mehr zugekriegt vor Staunen! Und dann wollte er wissen: ‚Und wo fließt die Knete hin?'"

„Aber Jeanne: *40 Kilometer Tore!*"

„Ein Haufen Stunden gutbezahlte Arbeit wird gebraucht, um dieses Kunstwerk auf die Beine zu stellen – das mußt du sagen."

„Hab ich doch gesagt. Vielleicht hat er mein Englisch nicht verstanden."

Resigniert und entschlossen zugleich schüttelt sie den Kopf. Jeanne-Claude ist für die geschäftliche Seite der Kunst von Christo zuständig – sich selber nennt sie das „Gaspedal". Er, sagt sie, ist der Motor. Christo und Jeanne-Claude machen das alles nicht zum erstenmal mit.

Vier Jahre brauchten sie, um die Einwohner von Sonoma und Marin County davon zu überzeugen, daß Christos „Running Fence" – 38 Kilometer weißes Nylon quer über die nordkalifornische Landschaft – tatsächlich so eine gute Idee sei, wie sie meinten. Das Projekt verschlang drei Millionen Dollar, beschäftigte neun Rechtsanwälte und erforderte 60 Pachtverträge, dazu eine Unzahl Baugenehmigungen, 17 öffentliche Hearings und vier Prozesse. Und außerdem die Hilfe von 400 Arbeitern.

Erst als sich der Staub legte und die Kampfhähne ihr Gefieder wieder in Ordnung brachten, nachdem der „Running Fence" längst der Vergangenheit angehörte, kapierten die Menschen von Sonoma und Marin, was da mit ihnen geschehen war: Daß Christo sie zu einem Teil seiner Vision gemacht hat, daß er sie zum Sehen gezwungen und Teil seines Kunstwerks werden ließ. Erst da erklärten sie den „Running Fence" zum *Sonoma County Landmark Nr. 24.* Aber der Zaun aus Nylon war nur noch vor ihrem geistigen Auge vorhanden – eine Erinnerung.

Deshalb sagt Christo, als er sich hinsetzt: „Es ist wichtig, die Leute dazu zu bringen, daß sie zu visualisieren versuchen, wie fürchterlich oder wie schön das Ganze aussehen wird. Wenn sie sich in der Phantasie vorstellen, wie diese Arbeit am Ende aussieht, nehmen sie viel aktiver am Projekt teil."

Allerdings. „Das Projekt ist listig, auf einer unbewußten Ebene", erklärt Christo. „Es beschäftigt die Gemüter. Das Projekt ist in hohem Maß öffentlich. In gewisser Weise weiß ich selbst nicht, was es letztlich ist. Es entwickelt seine eigene Identität. Das Projekt ist eine offene Dimension, und es nimmt eine Vielfalt von Interpretationen in sich auf. Es erzeugt Schwingungen, und die Schwingungen entwickeln die Sensibilität für Kunst. Es hat eine subversive Dimension, es schafft einen Wertkonflikt."

So tickt Christo. Er bringt die Gemüter ganzer Heerscharen besorgter Bürger in Wallung, und ihre Ängste und Einbildungen fließen in die „kombinierte Energie" des Kunstwerks ein. Bis ein „Running Fence" oder ein „Valley Curtain" zustande kommt, gibt so ungefähr jeder seinen Senf dazu. Christo nennt das Öffentlichkeitskunst. Diese Kunst findet im Freien statt – man muß sich für Christo nicht in Schale werfen oder in eine Parfümwolke hüllen.

Wollen Sie wissen, wie Christo aussieht, wie er in Jeans auf dem Boden seiner Fabriketage sitzt, die Beine über Kreuz und ziemlich in Fahrt?

Versuchen Sie sich Daniel Düsentrieb vorzustellen, den genialen Erfinder aus den Mickymaus-Heften. Alles an Christo erinnert irgendwie an Düsentrieb. Beide haben eine wilde Mähne, beide tragen Brillen, die ganz vorne auf der Nase sitzen. Jedesmal, wenn Düsentrieb einen tollen Einfall hat, leuchtet über seinem Kopf eine Glühbirne, und seine Sprechblasen quellen über vor Gleichungen.

Christos Sprechblasen sind voll von Eckverbindern, Drehmoment-Stabilisatoren, Spanndrähten, Ösen und Haken, Streben und Stützen, Zentimetern und Metern und Kilometern – also von all dem Zeug, das er für seine Inszenierungen braucht.

„Meine Projekte sind sehr einfach, sehr augenfällig, genau definiert. Das Ding selber ist ausgesprochen deskriptiv – sogar der Titel", doziert der Meister. „Mit ‚Running Fence' war das so – es *war* ein Zaun. ‚Valley Curtain' – ein Vorhang. Meine Projekte sind riesig, aber sie *tun* nichts – außer eben ein Kunstwerk zu sein. Das ist wohl auch das Unentschuldbarste an ihnen, das Provokativste. Für unsere materialistische Gesellschaft machen sie keinen Sinn. Sie sind ein paar Tage da – man kann sie sehen oder nicht –, sie sind da, und dann verschwinden sie wieder. Und das bringt die Leute natürlich völlig durcheinander. Wenn sie auf etwas Bezug nehmen würden oder irgendwas verherrlichen würden, wenn sie irgendeine symbolische Bedeutung hätten – aber sie haben natürlich *überhaupt keine Bedeutung.* All das beunruhigt die Leute sehr, für die Kunst etwas schrecklich Kompliziertes und Erhabenes ist."

Christo ist jetzt richtig in Fahrt, redet wie ein Maschinengewehr, während Jeanne-Claude geschäftig hin- und herhuscht. Sie sortiert Skizzen auf Transparentpapier. Gleich darauf hängt sie schon wieder am Telefon und macht Termine für das Pariser Projekt. Später steht sie am Schreibtisch. Die Christos haben zur Zeit fünf Projekte in der Mache; „The Gates" steckt noch im Planungsstadium.

„Der Ablehnungsbescheid von Park-Direktor Gordon Davis ist 237 Seiten lang", sagt Christo, „und wissen Sie, allein schon das Gefühl, das zustande gebracht zu haben, macht mich stolz. Es ist natürlich lächerlich, wenn man sieht, wie sich die Stadt über das Projekt aufregt und auf so ernste und gravitätische Art und Weise darauf antwortet. Das zeigt doch nur, daß die New Yorker noch nicht wissen, was für Dickköpfe *wir* sind. Am Reichstag-Projekt in Berlin arbeiten wir nun schon neun Jahre – jedes Projekt kriegt seine Genehmigung auf seine Weise. Jeanne! Das Seil für den Reichstag ist doch so gut wie fertig, *chérie?*"

„Ja. Nein, nein, nein. Das Ende von deinem Seil ist – na ja, du bist wohl ein bißchen müde. Aber wir sind überhaupt nicht müde."

„Aber so langsam steht doch das Projekt, oder?"

„Wir sehen Licht nach unserem Alptraum", meint Jeanne-Claude nüchtern. „Es ist die letzte Phase der Schlacht. Diese Deutschen! Die können mich so was von wütend machen. Solche *male chauvinist pigs!*"

Neun Jahre warten die beiden schon



Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,0 mg Nikotin und 15 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).



„Fred und ich haben herausgefunden, daß unsere einzige Überlebenschance im Kannibalismus liegt"

auf eine endgültige Entscheidung über das Reichstag-Projekt. Endlose Gespräche in Bonn und Berlin, mitmischen in deutschen Machtspielchen. Von allen Ideen, in die sie sich bisher verbissen haben, ist der Reichstag das bisher komplizierteste Stück Arbeit gewesen. Als die Glühbirne über Christos Kopf aufleuchtete, schien das ganz logisch zu sein: Ich glaube, ich sollte das Gebäude verpacken und verschnüren, das der Berliner Mauer am nächsten steht! Und das bedeutet Erlaubnis der Alliierten, Genehmigung der Deutschen, den Segen von Mütterchen Rußland und üble Kommentare in der *Prawda.*

„Wenn das keine Ironie ist!" sagt Jeanne-Claude bitter. „Die *New York Times* druckt einen Leitartikel gegen ‚The Gates', und die *Prawda* druckt einen gegen das Reichstag-Projekt. Sie sagen, das sei dekadente Kunst – die Amerikaner würden versuchen, den wahren Problemen aus dem Weg zu gehen, indem sie aus dem Reichstag ein großes Paket machen."

„Ich habe 22 Jahre in einem kommunistischen Land gelebt", sagt Christo, „und ich interessiere mich sehr für die Ost-West-Beziehungen. Ich glaube, das ist das wichtigste Problem unserer Zeit. Bis jetzt bezogen sich alle meine Projekte auf die westliche Welt, aber ich würde die gleichzeitige Interpretation aus dem Osten wie dem Westen mit Vergnügen mal in ein Projekt einbringen.

Das Aufregende daran ist, daß das verpackte Gebäude vom kommunistischen Ost-Berlin aus ganz leicht gesehen werden kann. Wenn man die Straßen entlangläuft, die der Mauer am nächsten sind, kann man den Reichstag vom Osten aus sehen. Das wird das erstemal sein, daß ein Kunstwerk in West- und Ost-Berlin zugleich ausgestellt wird."

Man stelle sich nur den gewichtigen Reichstag vor, gebaut, um die Parlamente des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und des Dritten Reichs zu beherbergen. Er steht verloren auf einem weitläufigen, windigen Platz herum, lehnt sich beinahe an die Mauer an. Und deshalb soll er in Unmengen von grauweißem Tuch eingepackt und über und über verschnürt werden, damit die Geister der Vergangenheit in ihm Ruhe geben, damit er seinen Frieden findet.

So mancher Kunst-Weise meint, Christo verpacke Dinge, um die Wirklichkeit zu verstecken. Doch er *mag* ganz einfach Stoff, wenn man ihn selber fragt. Stoff verändert sich ständig; und er liebt die Veränderung. Auch Mumien gefallen ihm, und Friedrich Engels, der einmal gesagt hat, daß Stoff den Menschen von seinen primitiven Vorfahren unterscheide. Er mag das einfach. Das hat vielleicht etwas mit seiner Jugendzeit zu tun, die Christo in Bulgarien verbracht hat. Er arbeitete bei der Eisenbahn und hatte dafür zu sorgen, daß das Land entlang der Orientexpreß-Strecke auch schön fortschrittlich aussah. Denn die Partei war der Ansicht, daß die bulgarischen Felder am schönsten aussähen, wenn Heustöcke draufstünden. Es ist ja auch ein Jammer, wenn das Heu unordentlich rumliegt.

Also schichtete Christo am Schienenstrang Heustöcke auf und deckte die Traktoren, die das Auge ja so langweilen und beleidigen können, mit Planen zu. Er nannte diese Arbeiten „Monets im realen Raum".

Dann kam das Jahr 1956, und reale russische Panzer rollten nach Ungarn. Christo begriff auch dieses Bild und verbarg sich in einem Eisenbahnwaggon, der nach Österreich rollte. Erste Station Wien, dann Genf und von dort 1958 nach Paris, wo er schließlich anfing, kleinere Sachen einzupacken.

Über seiner rechten Schulter, da, wo er gerade sitzt, befindet sich ein solches Mysterien-Paket aus dieser Zeit. An der gegenüberliegenden Wand hängt ein verpackter Steinbrocken von jenem australischen Küstenstrich, den er 1969 verhüllte. Die Verpackungsleidenschaft wurde immer raumgreifender, weshalb damals knapp 100 000 Quadratmeter Küste unter Christos Erosionsverhinderungs-Tuch verschwanden.

Ein Sprung in die Zukunft: ein Werk, das im Juni 1982 in Miami Premiere haben soll. Hubschrauber, wahrscheinlich viele, werden über dem Strand Floridas schweben wie apokalyptische Heuschrecken. Hubschrauber, die maßgeschneiderte Tücher über die Biscayne Islands senken werden, jungfräuliche Negligés aus rosa Polypropylen. Um sie zu verhüllen? Um sie sichtbar zu machen? Um einen weiteren *Christo* Wirklichkeit werden zu lassen – eine Schar rosafarbener Riesenquallen, die im Meer funkeln.

Das sind schon große Unternehmungen, echte Christos, zu denen es Hubschrauberpiloten braucht, Ingenieure, Subunternehmer, Polizei und Wachdienste, Überwacher, Prüfer, Versicherer und sackweise Dollars.

„Entschuldige, Christo", sagt Jeanne-Claude, und rennt mit einer Flüstertüte zur Tür, um etwas die Treppe hinunterzurufen, „ich glaube, da ist der Mann, der um vier die Reichstag-Zeichnungen ansehen wollte." Sie fragt mit ihrer Flüstertüte „Wer da?" und teilt mir dann ebenso lautstark mit: „Mein Haus ist zugleich eine Galerie – hier kommen jedes Jahr 2400 Leute her."

„Das bedeutet enorm viel verlorene Zeit", sagt Christo, „nicht unbedingt Zeitverlust, aber . . ."

„Zeitverlust? Mein Lieber, dieser Herr, der heute kommt, ist Milliardär! Er will dir 'ne ganze Menge von deinen Arbeiten abkaufen."

Die Sache läuft so: Christo fertigt große Zeichnungen und Collagen seiner Projek-



Simex D-5710 Jülich · Alle echt russischen Weine, Sekte und Spirituosen.

te an. Die älteren bringen auf dem internationalen Kunstmarkt immerhin 50 000 Dollar. Dieses Geld wandert dann in den Sparstrumpf für den Reichstag oder in das Sparschwein für den Central Park. In Europa (aber nicht in den Staaten) kann Christo seine Zeichnungen sogar Banken als Sicherheit für Darlehen verpfänden, die er braucht, um die Leute anzuheuern, die einen echten Christo auf die Beine stellen können.

Über unseren Köpfen hören wir die Schritte Jeanne-Claudes und die schweren Tritte des Milliardärs in Christos Studio. Der Meister muß jetzt rauf, um seine Collagen auszubreiten. Doch bevor er geht, sagt er noch: „Ich sollte noch mehr darüber nachdenken“ – Dollar-Zeichen füllen diesmal die Sprechblase –, „wir leben in einer extrem materialistischen Zeit – ein großer Teil des menschlichen Strebens bezieht sich direkt aufs Geld. Das ist eine sehr, sehr mächtige Realität.

Ich bin fasziniert von der Macht, die die Wirtschaft im zwanzigsten Jahrhundert hat. Wenn man nämlich die Ökonomie wirklich verstehen will, muß man sich auf völlig neue Dinge einstellen, die es nie zuvor gab und die mit der sozialen und politischen Dimension zusammenhängen. Ich finde das den wichtigsten, den entscheidendsten Teil meiner Arbeiten. Ich versuche, die sozialen und ökonomischen Elemente unseres Lebens zur Substanz meiner Werke zu machen. Sie haben nichts mit realer Ökonomie zu tun. Sie wurden zu meiner Kunst nicht etwa deshalb, weil ich das wollte, sondern *weil sie da sind.*

Ich will nicht als Marxist eingestuft werden, aber die ökonomische Struktur hat mit unserem ganzen Leben sehr viel zu tun. Ich habe in Bulgarien studiert bis ich 22 war. Und für die Dinge, die ich mache, war meine marxistische Ausbildung bestimmt sehr wesentlich. Mein Interesse an öffentlicher Kunst stammt wahrscheinlich noch aus der Erziehung in Bulgarien. Ich war entsetzlich stark beeinflußt von den sowjetischen Konstruktivisten der frühen zwanziger Jahre – besonders von der Agitprop-Periode.“

Christo meint gigantische Plakatwände im Getreidespeicherformat, voll scharfer Kontraste und Primärfarben, die den Stolz aufs Kollektiv steigern sollten: im Blickfang gereckte, massiv-muskulöse Arme, Industrie und Landwirtschaft auf dem Vormarsch, der Rußland ins zwanzigste Jahrhundert katapultieren sollte. Weizenfelder vor einem Himmel, in den Sensen stechen, Bäche von Schweiß, der Traktor als verehrungswürdige Ikone. *Ein* Traktor? Nein, *Hunderte* von Traktoren, Reihe an Reihe, und Tausende entschlossener Männer und Frauen, Arbeiter, einer wie der andere mit jenem Zug der Entschlossenheit um die Mundwinkel, Gewehr bei Fuß,. in Habachtstellung, die Füße fest auf *terra firma,* bereit, Wasserkraftwerke und moderne Fabriken zu bauen – vom Volk für das Volk!

„Da liegt für mich das Problem: Es ist sehr schwer, sich mit westlich erzogenen Künstlern auseinanderzusetzen. Die modernen Kunstschulen hier in den Staaten – oder in England, Deutschland, Frankreich – sind tief in der Entwicklung des westlichen Individualismus verwurzelt. Für jeden jungen Künstler, der aus diesen Schulen kommt, ist Kunst *Kunst.* Und er hat nicht diese Schule des Lebens mitbekommen, der wir in einem kommunistischen Land in der sehr harten Zeit des Stalinismus ausgesetzt waren.“

Inzwischen hat Christo den Milliardär wieder vergessen. Aber da rollt ein Fußball die Treppe runter, und Christo bemüht sich, den Gedanken so schnell wie möglich zu Ende zu führen, um dann nach oben zu verschwinden: „Ich schleppe große Einflüsse aus meiner Heimat mit mir herum. Aber das ist ja bei jedem so. Ich denke, wir sollten zu den Wurzeln der zeitgenössischen Kunst zurückkehren und versuchen, sie für mehr Einflüsse und Anregungen zu öffnen. Ich glaube zutiefst, daß der Künstler im zwanzigsten Jahrhundert etwas von Ökonomie, von der Gesellschaft, von Politik verstehen muß, weil ich meine, daß jede Kunst, die wenig mit Ökonomie, Gesellschaft, Politik zu tun hat, heute nur bedingt zeitgemäß ist.“

Das Studio: dunkler Dielenboden und Stille. Staub schwebt in der Luft, Gipslachen und uralte, verschüttete Farbe an den Fußleisten. Hohe Fabrikfenster an beiden gegenüberliegenden Wänden, dazwischen Leere. An der Wand steht ein langer Tisch, auf dem Skizzen zu verschiedenen Projekten herumliegen, etwa vom Pont Neuf, in wallende Stoffbahnen gehüllt. Diese Brücke, ein Pariser Heiligtum, in einem Sackkleid – man versuche sich das vorzustellen. Christo ging das Licht betreffs Paris schon vor langer Zeit auf. Er sagt, daß seine Arbeit durch und durch autobiographisch sei, weshalb sich auch Paris in seinen Kopf einbrennen mußte. Paris, die Stadt der Freiheit – und der Ort, an dem er Jeanne-Claude fand.

Die Situation ist in Paris besonders verzwickt. Der Bürgermeister, Jacques Chirac, ist ein Spezi des Vaters von Jeanne-Claude, einem ehemaligen gaullistischen General. Und da kommt der verrückte bulgarische Schwiegersohn von Géneral de Guillebon daher, dieser Teufelsbraten, und will das ehrwürdigste Souvenir der Stadt einpacken! Na ja, immerhin hat er es nicht auf den Eiffelturm abgesehen. Aber dennoch: „‚Frevelhaft, unverantwortlich!‘, das sagen die Franzosen dazu“, ärgert sich Christo so lautstark, daß seine Worte als Echo von den Wänden des Studios zurückschallen.

Konzentrieren wir unsere Phantasie noch auf ein weiteres Zukunftsprojekt von Christo, um endgültig eine Vorstellung von den politischen, ökonomischen und sozialen Elementen seiner Arbeit zu bekommen. Drüben an der Wand hängt die Skizze einer riesigen Mastaba, ungefähr zehnmal so groß wie die größte Pyramide. Dieses Projekt, einem ägyptischen Grabbau nachempfunden, ist in Orange und Schwarz gehalten. Es soll sich mitten in der Wüste des Emirates Abu Dhabi am Persischen Golf erheben. Diese große „Pyramide“ wird vor dem blendenden Himmel Arabiens als permanentes Christo-Objekt stehen bleiben, von oben bis unten bedeckt mit bunt angestrichenen Ölfässern.

Christos Dinger sind so GROSS, das ist das Problem. Ein Teil der Kunstwelt glaubt daran, und ein anderer nicht. Manchmal wird Christo vorgehalten, er realisiere seine Projekte nur, um den Verkauf seiner Zeichnungen zu fördern. Die *New York Times* zum Beispiel hat ihn zunächst ignoriert, bis „The Gates“ den Central Park bedrohten.

Christo selbst ist felsenfest davon überzeugt, daß große Kunst völlig absurdes Verhalten darstellt. Und weil seine Werke überhaupt nichts bedeuten, nicht in der Absicht produziert werden, Geld mit ihnen zu machen, muß nach seiner Ansicht die Logik der Leute an ihnen scheitern. Der Milliardär wird zur Tür geleitet. Und Jeanne-Claude hilft, die Pont-Neuf-Collagen wieder ordentlich aufzuräumen.

„Erinnerst du dich, Darling, daß wir mal geglaubt haben, in Paris würde es nicht so viele Schwierigkeiten geben? Deshalb versuche ich immer, das Ziel im Auge zu behalten – wie das Projekt sein wird, wenn alles durchgestanden ist. Das gibt uns den Mut und die Energie, weiterzumachen“, sagt Christo. Und kommt dann wieder ins Philosophieren.

„Das ist das Einzigartige an der Kunst, daß sie sich so sehr mit etwas einlassen kann, was niemand braucht. Und ich glaube so oder so, daß es nicht zu dem Projekt kommt, wenn die Menschen von New York oder Paris es nicht leiden können. Deswegen werde ich mich doch nicht umbringen. Wir haben eine halbe Million Dollar für ‚The Gates‘ ausgegeben. Ich werde dem Geld nicht nachweinen.

Das Problem ist, daß das Projekt mit nichts anderem gerechtfertigt werden kann. Es ist Kunst, und zwar *nur* Kunst. Niemand braucht einen ‚Running Fence‘. Niemand braucht einen ‚Valley Curtain‘. Aber ich glaube natürlich, daß Kunst der höchste Zustand menschlichen Seins ist.“

HIER SEHEN SIE 6 VON X GRÜNDEN, WARUM ES BESSER IST, DIE ZEIT AUCH ZU HÖREN:

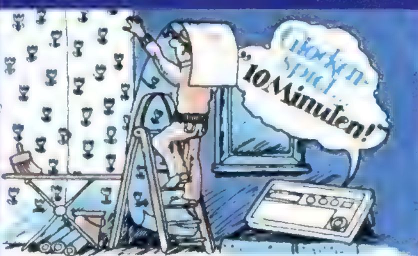


Kein Auge frei:



Konzentration. Und plötzlich ist der Termin verpaßt. Mit der „sprechenden Uhr" unmöglich.

Keine Hand frei:



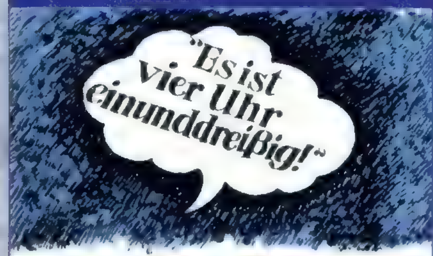
Die Zeit läuft, gleich laufen die Spieler ein. Mit der „sprechenden Uhr" pünktlich zum Länderspiel vor dem TV.

Kein Abend frei:



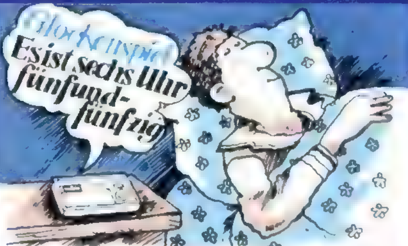
Von 6 Tagesordnungspunkten erst 2 erledigt. Es geht auch schneller. Die „sprechende Uhr" mahnt.

Nachtzeit:



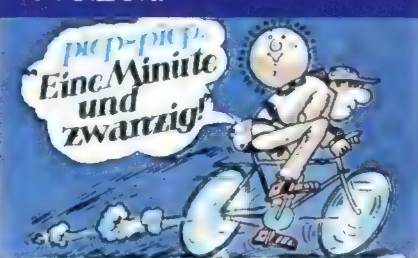
Der erste Gang am frühen Morgen. Wie spät ist es eigentlich? Bloß kein Licht! Die „sprechende Uhr" macht's möglich.

Weckzeit:



Ein neuer Tag, pünktlich auf die Minute. Sanft und freundlich geweckt durch die „sprechende Uhr".

Freizeit:



Locker Leistung bringen. Wieviel ist schon geschafft? Die „sprechende Uhr" sagt es automatisch. Die Stoppuhr zum Hören.

CT 660 G und CT 665 G, die sprechenden Uhren von SHARP.

Die sagen Ihnen, wie spät es ist:

- auf Tastendruck,
- automatisch halbstündlich (CT 660 G) oder stündlich (CT 665 G),
- als Wecker (mit Vorwarnung),
- als Timer mit Ansage der verbrauchten Zeit und Stoppuhr (CT 660 G) oder mit Restzeit-Ansage (CT 665 G)

Erhältlich im Büro-, Rundfunk- und Fernseh-Fachhandel sowie in den Fachabteilungen der Kaufhäuser.

„Es ist 11 Uhr fünfundfünfzig!"

CT 660 G
114 x 22,4 x 60,7 mm, ca. 165 g (mit Batterien).
DM 168,– (unverbindliche Preisempfehlung)





CT 665 G
98 x 11 x 52 mm, ca. 65 g (mit Batterien)
DM 178,– (unverbindliche Preisempfehlung)

SHARP

Synthesizer-Technologie für tagtäglich.

Die beste Geschenk-Idee hat man manchmal erst 5 Minuten vor 12...

O.O.P.&P.

SUCHE NACH YETI

(Fortsetzung von Seite 112)

höchst unwahrscheinlich. Es war einfach zu sehr bevölkert. Derzeit trecken jedes Jahr allein 5000 Touristen zum Basislager am Fuß des Mt. Everest, viele in großen, von Reisebüros organisierten Gruppen von 20 oder mehr Teilnehmern. Die Hochwälder des Khumbu-Tals sind fast völlig abgeholzt – man brauchte Feuer- und Bauholz für Schutzhütten und Teehäuser (primitive Hotels und Kaufläden in einem, die die Bergpfade säumen).

Die überzeugendsten Yeti-Berichte der letzten Jahre stammen aus anderen Gegenden als dem Khumbu-Tal: etwa aus Dolpo in Westnepal, wo es ein ganzes Dorf behaarter Menschen, angeblicher Halb-Yetis geben soll; eine Frau aus der Ortschaft wurde vor langer Zeit von einem Yeti vergewaltigt, und die Dörfler sind Abkömmlinge dieser Verbindung. Der amerikanische Naturforscher Peter Matthiesen sah 1973 in der Suli-Gak-Schlucht unterhalb von Dolpo etwas, was ihm wie ein Yeti deuchte; ein Tier, das nach seinen Worten „für einen roten Panda zu groß, für ein Moschus zu behaart, für einen Wolf oder Leoparden zu dunkel schien, und das viel schneller als ein Bär" gewesen sein soll.

Das Problem besteht aber leider darin, daß man nicht nach Dolpo fahren *darf:* Es liegt an einem umstrittenen Abschnitt der tibetisch-nepalesischen Grenze, und die Regierung in Katmandu hat es, was sehr weise zu nennen ist, für Ausländer zum Sperrbezirk erklärt.

Wie gesagt: Es war möglich, daß es im Khumbu-Tal überhaupt keine Yetis gab – aber immerhin *durften* wir dort suchen.

Wir teilten uns in drei Gruppen auf. Zwei Leute sollten mit einem Halbdutzend Sherpas die zum Khumbu hin gelegene Seite vom Amphu Labtsa absuchen, wo in der Vergangenheit Yeti-Spuren gesichtet worden waren. Amphu Labtsa ist zudem ein logischer Kreuzungspunkt für jeden Yeti, der vom oberen Hinku- oder Hunku-Tal in das obere Khumbu-Tal wandern will, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wieso ein Yeti sich auf 5780 Meter Höhe herumtreiben soll, wo es außer Eisbrocken und Steinen nichts zu essen gibt.

Zwei weitere Expeditionsteilnehmer, Gordon und Meredith, entschieden sich dafür, gemütlich durch die Gegend um das Everest-Basislager zu trecken; Gordon war schon einmal drei Monate in Nepal gewesen, mit einer Bergsteigergruppe, die den Baruntse, einen Siebentausender, besteigen wollte. Die Expedition hatte damals 300 Meter vor dem Gipfel wegen starken Sturms und zu tiefer Temperaturen umkehren müssen. Gordon: „Meine Nase war schon gefühllos. Ich wußte, daß ich es auf den Gipfel schaffen würde, aber wenn ich es getan hätte, wäre meine Nase futsch gewesen. Ich hab versucht, mir vorzustellen, wie ich ohne Nase aussähe, und dann hab ich es bleibenlassen."

Michele und ich entschieden uns für einen Marsch in ein Seitental des Khumbu, zu einer abgelegenen, unzugänglichen Yak-Hütersiedlung, Machhermo genannt. Dort wollten wir dem berühmtesten Yeti-Zwischenfall der letzten Jahre nachspüren, dem 1974er *Yeti-Überfall auf ein hübsches, achtzehnjähriges Sherpa-Mädchen.*

Von Khumjung aus marschierten wir, den Dudh-Kosi-Fluß tief unter uns, durch nebliges Berggebiet; dann über einen Steilhang, durch einen Wald verkrüppelter Bäume zum Dorf Dole (Dulai ausgesprochen). Es war ein harter Tagesmarsch; wir hätten ihn ohne unsere Trägerin Dolma, eine sechzehnjährige Sherpani, überhaupt nicht geschafft. Zuerst ist es peinlich, einem kleinen Mann oder einer zierlichen Frau 90 Prozent des eigenen Gepäcks auf den Rücken zu packen und zwei Dollar pro Tag dafür zu zahlen, daß sie den ganzen Kram bergauf, bergab durch das unwirtlichste, steigungsreichste, höchste Land der Erde schleppen. Doch die Scham verschwindet rasch, wenn man sieht, wie der Träger, mit mehr Gepäck beladen, als man jemals bequem tragen könnte, einen steilen Schlammpfad hochsprintet, dabei fröhlich pfeift und einen selbst, mit beinah nichts auf dem Rücken, keuchend und schwitzend zurückläßt.

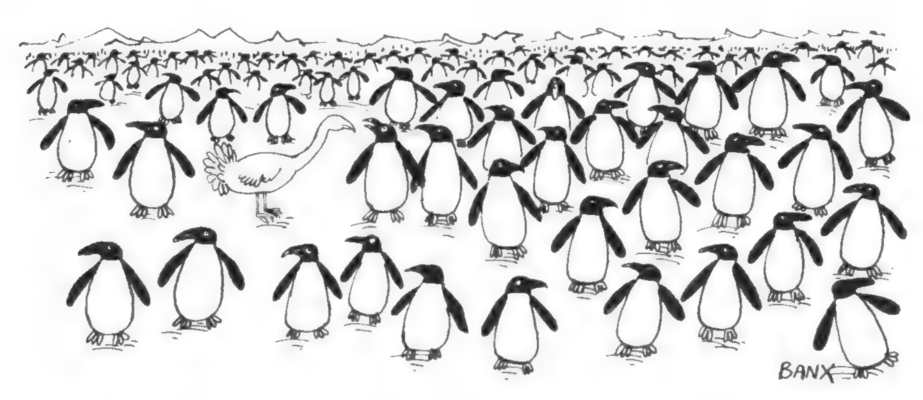
Aber kommen wir auf die Ereignisse von Machhermo zurück. Am 11. Juli 1974 hütete das achtzehnjährige Mädchen Lhakpa Domani aus Khumjung im Weidelager Machhermo alleine eine Herde Yaks. Sie hat das Geschehen in der Zeitung *Rising Nepal* vom 24. Juli 1974 selber so geschildert:

„Ich saß alleine da, als ich plötzlich hinter mir seltsame Laute hörte, so, als ob jemand laut hustet. Ich drehte mich um und sah eine Kreatur, die wie ein großer dunkler Affe aussah, mit eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen, die Stirn voller Runzeln; der Körper war mit rotbraunem Haar bedeckt, das unterhalb der Gürtellinie dunkler war als oben. Dieser ‚Bestie' ist es gelungen, mich zu packen und zum nahegelegenen Fluß zu schleppen, wo sie mich dann zu Boden warf. Eine Zeitlang blieb sie in meiner Nähe, und dann wandte sie sich ab und griff ein paar grasende Yaks an."

Es handelt sich um eine unglaubliche Geschichte, speziell im Licht der anschließenden Untersuchung durch die nepalesische Polizei: Die Beamten fanden drei Yaks, von denen zwei erschlagen und einem *das Genick gebrochen* worden war; außerdem entdeckten sie im sandigen Boden jener Yak-Weide seltsame Fußspuren, die nicht von einem Menschen stammen konnten, jeder Abdruck zehn Zentimeter breit und 30 Zentimeter lang.

Lhakpa Domani konnten wir nicht auftreiben und folglich auch nicht zu ihrer Geschichte befragen. Dafür fanden wir ihre Cousine, eine überaus hübsche und verschmitzte, etwa dreißigjährige Sherpani; sie führte das Teehaus von Dole. Wir fragten sie nach dem Vorfall von Machhermo, was bei ihr auf der Stelle einen Lachkrampf bewirkte. „O ja", brachte sie zwischen den einzelnen Lachern heraus, „alles stimmen! Yeti machen tot drei Yaks – eins für Frühstück, eins für Mittagessen, eins für Abendessen!"

Es war klar, daß sie nicht an die Existenz von Yetis glaubte; das Lustige an der Sache war, daß ich, nachdem ich ihr Lachen gehört hatte, auch in Glaubensnöte kam. Alles, was ich mir jetzt noch vorstellen konnte, war, daß Lhakpa Domani sich eine Flasche „Kukri Rum" nach Machhermo mitgenommen, leergesüffelt hatte und eingeschlafen war; und dann wurden die Yaks von einem der riesigen Tibet-Wölfe über eine Felswand gejagt. Das Sherpa-Mädchen hatte sich die Geschichte aus den Fingern gesogen, um sich



„. . . und sollte es jemanden geben, den Sie nicht kennen, sagen Sie mir einfach Bescheid"

Live in Concert



Dynamischer Tonabnehmer MC-5 mit exklusiver V/H-Matrix für optimale Kanaltrennung

Yamaha Plattenspieler P-850, überlegen durch Klangtreue und Komfort. Nahezu hundertjährige Tradition in der Fertigung wertbeständiger Musikinstrumente bildet den Vorsprung für HiFi-Spitzenprodukte: klangliche Überzeugungskraft durch Umsetzung bahnbrechender, dem Original verpflichteter Technologien.

Profitierend von dem Vorbild der Yamaha Tangential-Abspieleinheiten offenbart der neue P-850 überzeugend höchsten Entwicklungsstand.

Ideal auf den Optimum Mass-Tonarm abgestimmt, reproduziert der dynamische Abtaster MC-5 das ersehnt definierte Klangbild des Originals. Gleich dem MC-5 erschließen die Moving Coil-Abtaster MC-1X, MC-1S und MC-7 eine neue Dimension von Detailreichtum und Vitalität.

Über quarzgeregelten Direktantrieb des Plattenspielers P-850 hinaus sichern zwei microcomputer-gesteuerte Motoren alle Tonarmfunktionen. Automatische Ermittlung der Plattengröße und auch bei geschlossener Haube zugängliche Tipptasten zur Steuerung der Abspielvorgänge stehen für äußerst schonende Behandlung wertvoller Tonträger.

Yamaha ist in jeder Leistungsklasse die wertbewußte Entscheidung für ein Leben mit HiFi. Zum Plattenspielerprogramm gehören ferner

P-751: Vollautomat mit Quarzsteuerung und höhenverstellbarem Tonarm
P-550: Direktgetriebener Vollautomat
P-450: Riemengetriebener Vollautomat
P-350: Riemengetriebener Semi-Automat

Fragen Sie unsere Fachhändler oder uns direkt per Post
Yamaha Elektronik Europa GmbH
2084 Rellingen bei Hamburg



YAMAHA HIFI



ULW 859


323i
M-DY 4445

BMW 323i.
Sonderausstattung: Niederquerschnittsreifen 185/70 HR 14
auf BMW Leichtmetallfelgen, Stahlkurbel-Hebedach, rechter Außenspiegel.

Sie werden bereits erwartet.

Selbstbewußtsein kommt ohne vordergründige Demonstration aus. Deshalb fahren so viele von denen einen BMW 323i, die von Standing und Vermögen her ansonsten in viel 'eindrucksvolleren' Automobilen zu finden sind.

Das liegt aber nicht nur an den faszinierenden Fahrleistungen des BMW 323i. Sondern auch am Charakter dieser Fahrer. Sie sind darüber hinaus, die Qualität und Exklusivität eines Automobils mit dem Metermaß zu messen. Weil sie wissen, daß die reale Größe eines Automobils letztlich von einem anderen Faktor bestimmt wird: dem Format des Fahrers.

So kommt es, daß jeder neue Fahrer, den hohe Ansprüche und die Unterscheidungsfähigkeit zwischen künstlicher und wahrer Exklusivität zu BMW geführt haben, hier etwas kennenlernt, was ihm die Standardanbieter mit aufgewerteten Fahrzeugen nicht vermitteln konnten: das Gefühl, unter Gleichgesinnten zu sein. Besuchen Sie bald Ihren BMW Händler.

Die BMW der 3er Reihe. Kauf oder Leasing – für beides ist Ihr BMW Händler der richtige Partner.

BMW



Für die wenigen, die mehr verlangen.
Der Sekt, der unseren Namen trägt, verdankt seinen eigenständigen Charakter ausgewählten deutschen Rieslingweinen. Zur feinen Ausgewogenheit und Abrundung seines unnachahmlichen Buketts dienen uns die rassigen und stahligen Weine, die seit altersher im Bereich Johannisberg im Rheingau und in der Fürst von Metternich'schen Domäne kultiviert werden.
Paul-Alfons Fürst von Metternich
Riesling
Brut Jahrgang 1976
Fürst von Metternich
Sektkultur ist unsere Domäne.
Fürst von Metternich
Fürst von Metternich gibt es in den Cuvées „trocken", „extra trocken" und als „Brut Jahrgang". Fürst von Metternich Sektkellerei GmbH, Johannisberg im Rheingau

aus seiner Verlegenheit zu retten – und die Polizisten hatten während ihrer Ermittlungen allesamt Haschisch geraucht.



„So ein Zufall. Unserer soll auch Jesus heißen“

•

„Östlich von Suez, so meinen manche, hört die direkte Wirksamkeit der Vorsehung auf, und der Mensch wird der Macht der Götter und Dämonen Asiens überantwortet . . .“

(Rudyard Kipling)

•

Genau in dieser Stimmung befand ich mich auf dem Rückweg von Machhermo nach Khumjung; die Götter und Dämonen Asiens – der Teufel der Amöbenruhr, der Inkubus des schlechten Essens, der Sukkubus des schlechten Wetters – hatten mich in ihrer Gewalt.

Das Essen, das wir in den Teehäusern vorgesetzt bekamen, war ekelhaft: kiloweise gekochte Kartoffeln, bei denen Dreck das Salz und Kiesel den Pfeffer ersetzten; kesselweise *Shakpa*, ein aus dem Fleisch greiser Yaks, aus Kartoffeln, Gerste und allem sonst, was zu vergammelt war, um auf andere Weise serviert zu werden, zusammengestoppelter Eintopf; und literweise Milchtee, der so süß war, daß er Brechreiz auslöste. Gelegentlich setzte ein besonders ehrgeiziger Teehaus-Chefkoch ein kulinarisches Glanzlicht, indem er Kartoffeln in ranzigem Senföl ausbuk – das Ergebnis sah so ähnlich wie Pommes frites aus und schmeckte nach sehr, sehr totem Fisch. An irgendeiner Station unseres Weges hatte jemand das Menü mit *Endamoeba histolytica* aufgebessert, und jetzt hatte ich eine Amöbenruhr wie aus dem Lehrbuch. In der Tundra oberhalb von Machhermo hatte ich mir auch noch rasendes Höhenkopfweh geholt. Ich war krank und müde und hatte die Yeti-Jagd bis obenhin satt.

Ein Treck-Tag sah so aus: Wir marschierten von neun Uhr morgens bis nachmittags um drei. Dann wurde der Nebel so dick, daß man kaum noch den Weg sah. Wir stellten unser Zelt neben einem günstig gelegenen Teehaus auf und besorgten unserem Träger in dem jeweiligen Etablissement ein Bett für die Nacht. Gegen vier würgten wir ein grausiges Teehaus-Dinner runter; nach dem Abendessen horchten wir die ansässigen Sherpas nach Yetis aus, nahmen ihre Schauermärchen lachend zur Kenntnis, und zogen uns anschließend ins Zelt zurück. Weil es schon um halb fünf kalt und dunkel wurde und man sowieso nirgendwohin konnte und es nichts anderes gab, was man hätte tun können.

Von halb fünf bis ungefähr neun las ich dann – ich hatte nur ein Buch dabei, einen englischen Krimi, und es blieb mir tatsächlich nichts anderes übrig, als den verdammten Schmöker geschlagene *fünfmal* zu lesen. Von neun bis sieben versuchte ich zu schlafen, was ich nur mit Unterbrechungen schaffte, da mich Amöbenruhr-Anfälle in die bitterkalte Nacht trieben.

Es war schön, wieder in Khumjung zu sein. Gordon hatte ein zweistöckiges Bauernhaus gemietet, inklusive dem höflichen und befähigten Sherpa-Koch Namdu, und er verfügte über einen ungeheuren Proviantvorrat, der noch von seiner Baruntse-Tour stammte: Käse, Hühnchen, Würstchen, sogar Fruchtsalat in Dosen, Bier und Rum. Der reine Luxus. Gordon und Meredith waren gerade von ihrem Ausflug zum Mt. Everest zurück.

Die beiden anderen Expeditionsangehörigen waren immer noch irgendwo auf den Gletschern und Schneefeldern um Amphu Labtsa, wo sie sich wohl die Zehen abfroren und ein ums andere Mal in Gletscherspalten fielen.

„Ich glaube nicht, daß es im Khumbu noch Yetis gibt“, meinte Gordon. „Zu viele Trecker. Aber östlich von hier . . .“ Er zog auf der Karte mit dem Finger eine Linie vom Flugfeld in Lukla über eine Bergkette bis in ein Tal. „Das ist das Hinku-Tal. Es soll noch richtig urwüchsig sein. Letztes Jahr haben dort englische Bergsteiger Yeti-Spuren auf dem Mera-Gletscher gesehen.“

„Und wie sieht's da aus?“

„Na ja, Old Doc Roberts *(Dr. Gil Roberts von der ersten amerikanischen Mt.-Everest-Expedition)* war letztes Jahr dort, und er sagt, er hätte die Ecke richtig *gehaßt*. Das Wetter sei beschissen gewesen, und auf dem ganzen Tal läge wohl ein Fluch. Klingt für mich nach einer prima Yeti-Gegend.“

„Die Blutegel-Saison ist jedenfalls vorbei“, sagte ich. Ich dachte an meinen grauenhaften, von Blutegeln zum Martyrium gemachten Treck in der Monsunzeit 1972.

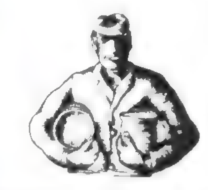
„Ja. Dem Himmel sei Dank. Das hättest du mal sehen sollen, letzten Herbst, auf dem Weg nach Baruntse. Die Viecher waren einfach *überall* – sogar in den Teehäusern. Da trinkt man friedlich seinen Tee, und auf einmal sieht man, wie einem so ein Biest in den Stiefel kriecht. Um Jiri herum, da hatten die Grünen Hochsaison; ich hatte immer vier an mir dranhängen, jeder mindestens 15 Zentimeter lang, mit einem Biß wie eine Königskobra.“

•

Am 14. November 1980 marschierten Gordon, Meredith, Michele und ich mit sechs Sherpas von Khumjung runter in Richtung Lukla; von Lukla wollten wir den sechseinhalbtausend Meter hohen Zatr-Og-Paß überqueren (es kann aber auch sein, daß er Zatr Walla heißt – unserer Karte war das nicht genau zu entnehmen) und ins Hinku-Tal trecken.

Zwischenstation sollte in dem Örtchen Ghat sein. Ralph Izzard nämlich hatte in seinem Buch *The Abominable Snowman* den Sherpa-Jäger Ang Nuri erwähnt, der dort lebte. Ang Nuri, so berichtet Izzard, kenne sich wie kein zweiter mit

Liebe Leute von Baileys, wir freuen uns, daß der neue Weihnachtsmann ein Ire ist!



Irisch gut die frische Sahne
Irisch gut der echte Whiske
Irisch gut dieser
unnachahmliche Geschmac

**Baileys Original
Irish Cream.
Ein Schluck Irland.**



BRAUCH & HUBE

VERTRIEB CHANDON MÜNCHEN

den Lebensgewohnheiten der Yetis aus; er hätte damals sogar den Plan erwogen, eine Falle zu bauen und einen Yeti lebend zu fangen. Seit Izzards Besuch waren zwar schon 25 Jahre ins Land gegangen, aber wenn Ang Nuri noch hier war, hätten wir uns ganz gern mal mit ihm unterhalten.

Am zweiten Tag nach unserem Aufbruch aus Khumjung trafen wir gegen Mittag in Ghat ein; Gordon fragte die Eigentümerin des örtlichen Teehauses, wo wir wohl Ang Nuri finden könnten. Sie sah uns belustigt an und zeigte auf ein paar Sherpa-Bauernhäuser, die auf einer Anhöhe lagen. Wir quälten uns hinauf und fragten einen aufgeweckt wirkenden Sherpa, ob er wisse, wo das Haus von Ang Nuri sei. Weshalb wir das wissen wollten? „Nun“, sprach Gordon tapfer, „wir haben in einem Buch gelesen, daß Ang Nuri ein großer Jäger ist und daß er sich mit den Yetis auskennt.“ Der Sherpa grinste; dann deutete er auf eine baufällige Hütte: „Das ist Haus von Ang Nuri.“ Während wir zu der Bruchbude rübergingen und an die Tür klopften, entfleuchten seiner Kehle halbunterdrückte Lacher. Es schien keiner da zu sein. Wir kehrten um und wandten uns wieder unserer Auskunftsperson zu; mittlerweile hatte sich um den Mann eine ganze Gruppe von Sherpas versammelt, die alle erwartungsfroh grinsten. „Du glauben, Ang Nuri ist Yeti-Jäger?“ fragte der Wortführer Gordon.

„Ja“, sagte Gordon voller Unschuld, „wir haben gelesen, daß er ein großer Jäger ist, und . . .“

Die Sherpas fingen an zu lachen. Schließlich brüllten sie vor Lachen, schlugen sich dabei vor Vergnügen auf die Schenkel und klatschten in die Hände. „Ang Nuri“, sagte der Oberkomödiant unter Lachkrämpfen, „er ist . . .“ Dazu zeigte er mit dem Finger auf den Kopf und sagte etwas auf Sherpali. „Er ist der Dorftrottel“, übersetzte Gordon.

Während wir auf dem Fußpfad, auf dem wir gekommen waren, wieder abhauten, verfluchten Gordon und ich Izzard und seine ganze Expedition. Es war klar wie nur was, was da passiert war: Der tumbe Engländer hatte die Sherpas gefragt, ob sie in der Gegend jemanden kennen, der sich auf Yetis verstünde; gab es noch einen besseren Witz, als ihm auf die Nase zu binden, daß Ang Nuri, der einäugige, trunksüchtige Dorfidiot, ein großer Yeti-Jäger sei? Und was für ein Spaß erst muß es für diese Leute gewesen sein, daß fast drei Jahrzehnte später zwei neunmalkluge Sahibs aufkreuzten und sich nach Ang Nuri erkundigten, dem Großen Yeti-Jäger des Khumbu!

•

„Viel ist über die Tatsache geschrieben worden, daß in extremen Höhen wie denen des Everest der Schleier, der das große Drunten verbirgt, besonders dünn ist . . ., so daß selbst völlig normale Menschen übernatürliche Erscheinungen erleben, von denen sie sonst nur in Gespenstergeschichten lesen.“

(Bergsteiger Peter Habeler)

•

Unsere Reise in das Hinku-Tal schien eine einzige Höhenhalluzination zu sein. Am ersten Tag verloren wir in den verfilzten Dschungelbergen oberhalb von Lukla die Orientierung. Wir kämpften uns stundenlang durch Unterholz, wateten durch Faulschlammlöcher, wanden uns durch Dickicht. Wir brauchten fast den ganzen Nachmittag, bis wir den Weg wiedergefunden hatten, den wir bei Einbruch der Dunkelheit zu unserem Camp machten. Am Tag darauf überwanden wir 1600 Meter Höhenunterschied in einem steil ansteigenden Rhododendron-Urwald, bis wir auf einen Felsvorsprung knapp unterhalb der Paßhöhe gelangten. Es war kalt. Die Quelle, auf die wir uns als Trinkwasserspender verlassen hatten, war eingefroren, und unsere Sherpas mußten erst einmal mit Pickeln dicke Brocken aus dem Eis hacken.

Im Morgengrauen überquerten wir den Zatr Og, was ebenfalls ein schweißtreibendes Unterfangen war. Der Scheitelpunkt des Zatr-Og-Passes bestand aus einem Schneefeld, das sich über 450 Höhenmeter erstreckte; der Pfad war mit verharschtem Schnee überzogen: Wäre einer von uns gestürzt, hätte er im extremsten Fall eine Rutschpartie über etliche hundert Meter in die Felsen gemacht. Gerade als wir über dem Paß waren, nach zwei Stunden mühseliger Kraxelei, machten die Wolken den Laden für diesen Tag dicht; die Fernsicht über das Hinku-Tal bestand nur noch aus Tundra mit riesigen Findlingen, die in einem Nebelmeer verschwanden.

Der Abstieg ins Hinku-Tal war wie der Eintritt in eine der kalten Abteilungen der Hölle. Wir überquerten etliche düster-abweisende Tundrabecken; dann führte der Pfad quer über eine Reihe von Geröllfeldern, die durch Erdrutsche entstanden waren – und das in schwindelnder Höhe über dem Hinku-Fluß; während wir uns vorsichtig von einem Fleck, der festen Stand bot, zum nächsten bewegten, lösten sich unter unseren Tritten Felsbrocken und verschwanden in den Wolken unter uns. Als schließlich Donnergrollen zu hören war und Schneefall einsetzte, schlitterten wir einen steilen, schlammigen Pfad hinab zum nächsten Lagerplatz: einer Reihe von Spalten und Höhlen zu Füßen eines gigantischen Findlings.

Das Wetter im Hinku-Tal blieb die ganze Zeit schlecht; in den Wäldern um uns herum hätten sich Dutzende von Yetis, ja ganze Armeen von Schneemenschen herumtreiben können – wir hätten nichts davon bemerkt. Und um die Wahrheit zu

OHREN AUF

*Wenn der Vector Twin Turbo W 2,
der amerikanische Herausforderer für Europas
Supersportwagen, die „Ohren"
aufstellt, merkt man, daß er es faustdick dahinter
hat. In den Flügeltüren des Prototyps steckt
das neue Blaupunkt-3-Way-Sound-Component-
System. Supersound im Superauto.*





Das 3-Way-Sound-Component-System von Blaupunkt bietet maßgeschneidertes Auto-HiFi. Separate Hoch-, Mittel- und Tieftöner, extrem flach konstruiert (so daß man sie da einbauen kann, wo sie akustisch perfekt sitzen), angesteuert über eine externe Frequenzweiche, sorgen für bisher im Auto wohl kaum gehörte Klangerlebnisse. Alle integrierten Lautsprecher sind bis 60/30 Watt Musik/Sinus belastbar. Die HiFi-Norm DIN 45 500 wird mühelos erreicht.



Bringt die Lautsprecher zum Klingen: Blaupunkt Bremen SQR 32. Cassetten-Autoradio in Digital-Technik. Mit quarzgenauer Senderabstimmung, Mikrocomputer für Sendersuchlauf in beiden Richtungen und Speicherung, je sechs Stationstasten für UKW und MW, eingebautem Überblendregler, aktive Höhen- und Tiefenregelung, Autoreverse-Laufwerk, einer Dolby-Rauschunterdrückung, Super-Arimat, 4 × 5/7 Watt/Sinus Musik. Im blendfreien Nachtdesign.



Macht den Klang zum Hörgenuß: Blaupunkt BEB 70. Ein Equalizer-Booster mit 4 × 17,5 Watt Musikleistung. Die Schieberegler mit fünf getrennten Frequenzbereichen steuern den Sound individuell aus. Natürlich ebenfalls im attraktiven blendfreien Nachtdesign.



Blaupunkt hat über 40 verschiedene Wagentypen akustisch vermessen lassen. Gesucht und gefunden wurden die optimalen Einbaupunkte für Lautsprecher. Ergebnis: Der Weg zwischen Ohr des Fahrers und Schallquelle wird jetzt entscheidend verkürzt. So entstehen kristallklare Höhen und eine kaum für möglich gehaltene Transparenz des Klangbildes. 3-Way-Sound-Component-System – man hat keine HiFi-Box in seinem Auto, man fährt in einer.

sagen: Es war uns auch ziemlich egal. Es war schon schwer genug, sich auf den tückischen Pfaden voranzubewegen, das Zelt auf steinigen, abschüssigen Gesimsen sicher im Fels zu verankern und warm zu bleiben, während unablässig Naßschnee fiel. Unter diesen Umständen noch nach Yetis Ausschau zu halten, das war nun wirklich zu viel. Unser Führer, ein rauhbeiniger, aber gutmütiger Sherpa, der stets eine Machete am Gürtel trug, erzählte uns, er *hätte* einmal einen Yeti gesehen, und zwar vor einigen Jahren, auf dem Weg ins Hinku-Tal, droben auf dem Zatr Og: Ein Weibchen mit großen Brüsten sei es gewesen, schilderte er genießerisch, und nur knapp einsfünfzig groß; aber, so fügte er hinzu, es hätte *sehr kräftig* ausgesehen. Er beobachtete das Yeti-Weibchen mehrere Minuten, hinter einem Felsen in Deckung; plötzlich aber habe es ihn gesehen – dann rannte er in die eine und das Yeti-Weibchen in die andere Richtung.

•

Wir blieben drei Tage im obersten Teil des Hinku-Tals, in dem Flecken Orshela. Er bestand aus drei Tomatenfeldern, Steinmauern und ein paar primitiven dachlosen Hütten auf mit Findlingen gesprenkelter Tundra. Dabei war Orshela im Hinku-Tal der Ort, der einem Dorf noch am nächsten kam; im Sommer lebt ein rundes Dutzend Viehhalter und Bauern aus Lukla hier. Die restlichen sechs Monate des Jahres ist der Ort verlassen. Enorme Gletscher hingen im Norden und Süden über dem Dorf. Es war ein düsterer, fluchbeladener Ort, über den die Sturmwolken zogen und ihren nassen Schnee abluden.

Als Dreingabe zu dieser gespenstischen Atmosphäre durften wir uns auch noch mit dem *Fluch des zwölfjährigen Zauberers* herumplagen.

Und das kam so: Einer unserer Träger war ein seltsam frühreifer zwölfjähriger Waisenknabe, den ich Ningma nennen will. Keiner der anderen Träger wußte etwas über ihn; er war uns im Basar von Namche über den Weg gelaufen, wo er nach Arbeit suchte.

Am ersten Abend in Orshela klagte einer unserer Träger, der ziemlich einfältige Koch Norbu, er fühle sich krank: „In meinem Bein ist ein Loch, und aus dem läuft mein Lebensgeist“, vertraute er Gordon an. Das klang anders als alles, was in unserem Erste-Hilfe-Handbuch vorkam; Gordon fragte genauer nach und bekam heraus, daß Norbu glaubte, er sei *verhext* worden. Wahrscheinlich hatten er und Ningma sich am Abend vorher, droben am Zatr Og, in der Wolle gehabt, worauf der Waisenknabe eine „schwarze Mantra“ gegen den unglücklichen Koch psalmodiert hatte; später schaute Norbu in seinen Hut und fand dort eine kleine Holzschnitzerei, die, wie er sagte, Ningma dort versteckt habe. Die Mantra und das Zauberholz hatten ausgereicht, um Norbu sehr, sehr krank zu machen.

Die Sherpas hängen zwar hauptsächlich dem Buddhismus an, aber sie glauben auch an Gespenster, übelwollende Geister, Schamanen und Dämonen. Dies war ein Zipfel dieser dunklen Welt, und hier oben, in diesem abseitigen Bergnest, wirkte es nur zu real. Der Koch wand sich am Feuer stöhnend in Krämpfen. Die anderen Sherpas standen um ihn herum und sprachen leise miteinander. Der junge Träger, der an allem schuld war, hatte sich alleine auf einer Yak-Weide niedergelassen.

Es war eine widerliche Situation: Nach allem, was wir wußten, würde Norbu sterben, und dann würden die übrigen Träger Ningma aus Rache totschlagen.

Zu unserem Glück hatten wir einen guten *Sirdar* (so heißen die Ober-Sherpas); er war erst 18, aber er besaß alle Weisheit und Bauernschläue des Ostens. Zunächst einmal zog er die ganze Sache ins Lächerliche; sogar den verzauberten Koch brachte er ein- oder zweimal zum Lachen. Dann überredete er den zwölfjährigen Shamanen, ins Lager zurückzukehren: „Wenn du den bösen Geist wieder vertreibst, den du Norbu angehext hast, ist alles wieder in Ordnung.“ Während wir also unser Abendessen – aus gefriergetrocknetem Hühnereintopf, Instant-Kaffee und Fruchtsalat aus der Dose – verspeisten, führte Ningma in etwa zehn Metern Entfernung in einer Höhle unter einem Gletscherfindling einen Exorzismus durch: Wir hörten einen merkwürdigen Falsettgesang und sahen im Licht des Feuers Ningmas tanzenden Schatten über dem hingestreckten Körper Norbus. Nach einer Stunde etwa kamen die beiden lächelnd und Arm in Arm zum Lagerfeuer zurück – als ob nichts gewesen wäre.

•

Kurz und gut – einen Yeti haben wir nicht gefunden; aber ich bin mir keineswegs sicher, ob er nicht doch irgendwo in diesen wolkenverhangenen Schluchten, auf diesen gottverlassenen Pässen östlich des Mt. Everest sein Leben fristet.

Wissen jedoch wird man das nie, und das ist auch der Punkt. Ein überaus tiefsinniger Sherpa brachte es auf den Nenner: „Der Yeti lebt. Aber keiner wird ihn je sehen.“ Und das reicht mir vollauf; gewisse Dinge bleiben besser auf ewig im Reich des Unbekannten, des Mysteriösen, des Mythischen: zwei Meter fünfzig große Yeti-Männchen, zwölfjährige Jungschamanen und steile, verharschte Schneefelder, die in Felsen enden – ganz zu schweigen von Kartoffelpampe, Amöbenruhr und Flugzeugen, an deren Flanke der Gott des Todes prangt.

Die Kunst, das Edle zu erkennen, ist ein Geschenk der Götter

VECCHIA ROMAGNA



Der römische Weingott auf dem Etikett verrät Kennern das Besondere an Vecchia Romagna:

Er wird ausschließlich aus den Trauben der Romagna gebrannt, dem berühmten Weinbaugebiet der Römer. Einer alten Sage nach steht es unter dem besonderen Schutz des Bacchus.

Den Romagna-Weinen verdankt Vecchia Romagna seinen unverwechselbaren Geschmack, der durch die behutsame Destillation und 3 Jahre Lagerung vervollkommnet wird.

Vecchia Romagna. Im Feuer geboren, zur Milde gereift.

LEBEN EINES MONSTERS *(Fortsetzung von Seite 134)*

nahm den Baum auseinander und warf ihn Stück für Stück im flackernden Schein der berstenden elektrischen Kerzen aus dem Fenster – während Hulga höllisch röhrte wie ein verendender Hirsch. Gleichzeitig machte ich ihr klar, was ich von ihr hielt. Und zum erstenmal verloren Hulgas Augen ihren idiotischen Glanz.

Kurz darauf erschienen Mama und Papa, die Giganten aus Minnesota. Sie brüllten wie eine Hockey-Mannschaft und führten sich auch so auf. Beide prügelten mich zwischen sich hin und her. Und bis ich zu Boden ging, hatten sie mir fünf Rippen gebrochen, ein Schienbein zersplittert und beide Augen blaugeschlagen. Dann mußte das Riesenpaar seinen Nachwuchs gegriffen und sich auf den Heimweg gemacht haben. Nie wieder habe ich seither ein Wort von Hulga gehört. Aber soweit ich weiß, gehören wir nach dem Gesetz immer noch zusammen.

•

Kennen Sie den Begriff „Killer-Frucht“? Er bezeichnet eine Spezies von Schwulen, deren Blut eisgekühlt ist. Der Tänzer Diaghilew zum Beispiel verkörpert diesen Typ ebenso wie der ehemalige Chef des FBI J. Edgar Hoover und Kaiser Hadrian. Der Kerl, an den ich dabei denke, ist Turner Boatwright – Boaty, wie seine Höflinge ihn nannten.

Mr. Boatwright war der Literaturredakteur eines Modemagazins für Damen, das „Qualitäts“-Autoren veröffentlichte. Er erregte meine Aufmerksamkeit – oder besser ich die seine –, als er eines Tages einen Vortrag in unserem Kurs für kreatives Schreiben hielt. Ich saß in der ersten Reihe und konnte aus der Art, wie seine kühlen, schoß-orientierten Augen immer wieder zu mir herüberwanderten, schließen, was in seinem hübschen grauen Krauskopf vorging.

Okay, dachte ich, aber nicht mit mir. Nach der Vorlesung drängten sich die Studenten um ihn. Nicht so ich; ich ging weg, ohne darauf zu warten, ihm vorgestellt zu werden.

Ein Monat verging, in dessen Verlauf ich zwei Geschichten noch etwas überarbeitete. Die eine hieß *Suntan* (Sonnenbräune) und handelte von *beachboy*-Huren in Miami Beach; in der anderen, deren Titel *Massage* hieß, ging es um die Demütigungen einer Zahnarztwitwe, die ihrem jugendlichen Masseur sklavisch ergeben war.

Die Manuskripte unterm Arm, machte ich mich auf den Weg zu Mr. Boatwright – ohne einen Termin bei ihm zu haben. Ich ging ganz einfach in die Redaktion des Magazins und bat die Empfangsdame, Mr. Boatwright zu sagen, einer von Miß Foleys Studenten sei gekommen, um ihn zu sprechen. Ich war überzeugt, daß er wissen würde, welcher es war. Als ich dann jedoch in sein Büro geleitet wurde, tat er, als erinnere er sich nicht an mich. Aber ich ließ mich nicht täuschen.

Mr. Boatwrights Büro sah ganz und gar nicht nach Arbeit aus; es wirkte eher wie ein viktorianisches Wohnzimmer. Mit einer müden Geste, hinter der sich die Wachsamkeit einer Kobra verbarg, gab mir der Redakteur zu verstehen, daß ich Platz nehmen solle. Trotz des warmen Frühlingswetters waren die schweren Vorhänge zugezogen, und nur zwei Leselampen sorgten für Licht.

„Nun, Mr. Jones?“

Ich sagte meinen Spruch auf, betonte, ich sei beeindruckt gewesen von seinem Vortrag an der Columbia-Universität, von seinem ernsthaften Wunsch, jungen Autoren zu helfen, und verkündete, ich hätte zwei Kurzgeschichten mitgebracht, an deren Beurteilung durch ihn mir sehr gelegen sei.

„Und warum haben Sie es vorgezogen, sie mir persönlich zu überreichen?“ fragte er mit einer Stimme, die zauberhaft sarkastisch klang. „Man erledigt doch derlei per Post.“

Ich lächelte. Mein Lächeln ist ein einschmeichelndes Angebot; und es wird in der Regel auch als ein solches verstanden. „Ich könnte mir vorstellen, daß nicht allzu viele solcher Geschichten je bis zu Ihnen vordringen.“

„Sie tun es, wenn sie es verdienen. Meine Assistentin Miß Shaw ist eine überaus fähige und scharfsinnige Lektorin. Wie alt sind Sie?“

„Im August werde ich Zwanzig.“

„Und Sie halten sich für ein Genie?“

„Ich weiß nicht.“ Das stimmte nicht; ich war überzeugt, eines zu sein. „Deshalb bin ich hier. Ich würde gern Ihre Meinung hören.“

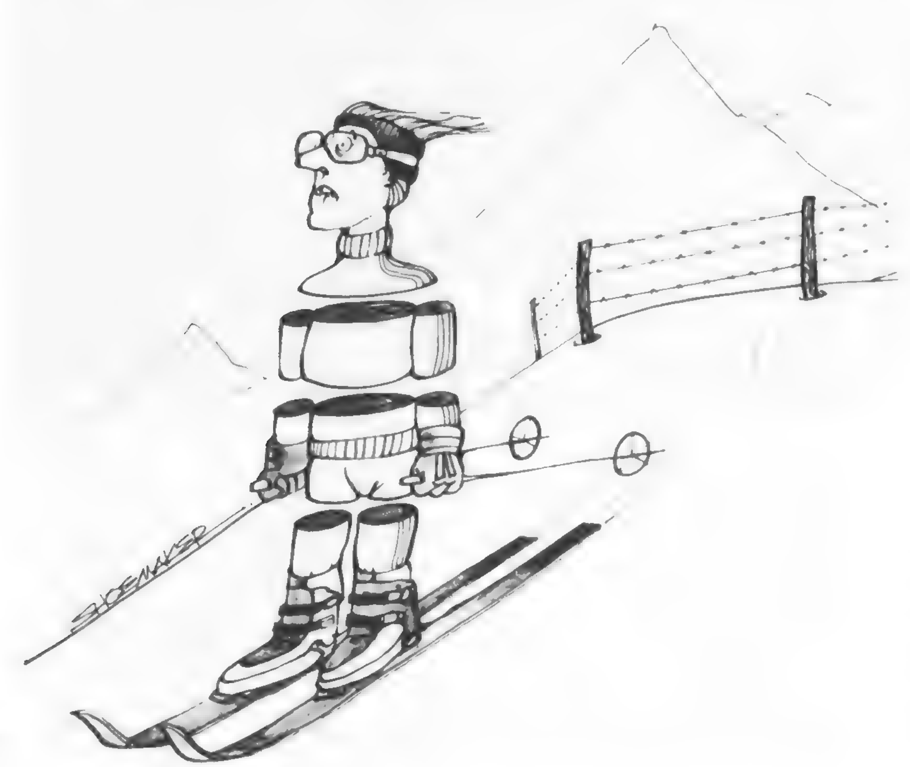
„Ich sage nur soviel: Sie sind ehrgeizig. Oder sind Sie nichts anderes als ein schlichter Draufgänger? Was sind Sie? Ein Jud?“

Meine Antwort war nicht eben ein Ruhmesblatt. Obgleich ich kaum zu Selbstmitleid neige (oder doch?), war ich mir nie zu schade, meine Herkunft auszuschlachten, wenn es darum ging, mir Sympathien zu verschaffen. „Schon möglich. Ich wuchs in einem Waisenhaus auf. Meine Eltern kenne ich nicht.“

Das hinderte den Herrn freilich nicht, mich schmerzhaft und präzise mit seinem Knie zu bearbeiten. Er wußte, woran er bei mir war. Ich dagegen war mir nicht mehr so sicher, ob ich wußte, woran ich bei ihm war. Ich nahm mir ohne zu fragen eine Zigarette aus einer griffbereit stehenden Schildpattdose. Als ich sie anzündete, explodierten sämtliche Streichhölzer in dem Heftchen. Ein kleines Freudenfeuer loderte in meiner Hand. Ich sprang auf und rieb sie wimmernd.

Mein Gastgeber deutete nur kühl auf das herabgefallene, immer noch brennende Streichholzheft. „Vorsicht“, sagte er. „Treten Sie's aus. Sie ruinieren den Teppich.“ Und dann: „Kommen Sie her. Geben Sie mir Ihre Hand.“

Seine Lippen öffneten sich. Langsam nahm sein Mund meinen Zeigefinger, der



LAURENS EXTRA
ENTRÉE IN EINE WELT DER EXTRAKLASSE

THE DORCHESTER London
Es heißt Dorchester, weil an der nämlichen Stelle einst das Stadthaus des Earl of Dorchester stand. Hunderte von Jahren war es die Residenz lebensfroher, ja ausschweifender Adelsgeschlechter.
Als das alte Palais abgerissen werden sollte, erhob sich im traditionsseligen London ein Sturm der Entrüstung. Doch als der Neubau Kontur gewann, verstummten die Kritiker. Das Dorchester Hotel wurde zum derzeit



The Dorchester, Park Lane, London W1A 2 HJ, Tel.: 01-6129888, Telex: 887704

fashionabelsten Gebäude Londons. Seine Zimmer waren größer als in allen bestehenden Hotels, es hatte mehr Bäder als jene und es wuchs schneller in die Höhe (je Woche um ein Stockwerk) als alle anderen Neubauten der Stadt. Es war in der Tat ein aufsehenerregendes Hotel geworden: Es kombinierte die „Qualität eines erstklassigen englischen Privathauses" mit denen eines zeitgenössischen Luxushotels allerersten Ranges.
Die Spezialitäten des Dorchester sind seine Suiten. Kein Hotel in London hat so viele wie das Haus am Hyde Park. Von den 280 Zimmern sind 70 Suiten.
Zwar hat das Dorchester nicht mehr 1.100 Angestellte wie noch vor zehn Jahren, aber auch heute gibt es pro Gastzimmer noch zwei Hotelkräfte. Auf jeder Etage arbeiten Butler, Valet und Maid noch wie in alten Zeiten rund um die Uhr. „Bei uns wird dem Gast noch auf Wunsch sein Koffer aus- oder eingepackt", sagt der deutsche General-Manager Udo Schlentrich. „Und er kann auch Garderobe hierlassen, die er dann beim nächsten Aufenthalt gereinigt und gebügelt in seinem Schrank wiederfindet."
Das Dorchester gab als erstes unter den führenden Hotels der Welt einem berühmten Designer die Möglichkeit, eine große Suite ganz nach eigenem Gutdünken einzurichten. Die Oliver-Messel Suite, ein Penthouse auf der achten Etage, war, insbesondere für Parties und Bankette, ein solcher Erfolg, daß auf dem Dach noch andere Penthouse-Suiten entstanden, alle mit herrlichen Terrassen und dem weiten Blick über den Hyde Park.
Das neue Terrace-Restaurant, gleichfalls mit Blick auf den Hyde Park, hat eine luftige, heitere Atmosphäre.



LAURENS
LAURENS EXTRA-CONTINENTAL BLEND
EIN ZEICHEN VON GESCHMACK
SEIT 1896



Mike Mackenzies Melodien machen die Dorchester Bar zu einem der gemütlichsten Plätze in Swinging London.

Hier pflegt der deutsch-schweizer Chefkoch Mosimann die feine französische Küche.
In diese Welt, in der man mit vielen Zungen spricht und zu genießen weiß, paßt eine Cigarette von wahrhaft internationalem Zuschnitt: Laurens Extra Filter, die Grand Classe des Geschmacks. Wie ein Grand Hotel seine Sterne trägt sie mit Stolz ihre Grand Prix Auszeichnungen für Geschmack, Würze und Eleganz des Aromas. Ihre typisch europäische Mischung – continental blend – aus internationalen Feinsorten, wurde vor fast hundert Jahren von Schweizer Herstellern komponiert und wie der Luxus des Grands in Jahrzehnten verfeinert.

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

am meisten lädiert war, in sich auf. Er stieß den Finger in die Tiefen seines Mundes, zog ihn fast ganz wieder heraus, stieß ihn aufs neue hinein. Dann hielt er inne und fragte: „Da. Ist das besser?"

Das Hin und Her war vorüber. Eine Machtübertragung hatte stattgefunden – jedenfalls glaubte ich es.

„Viel besser. Danke."

„Sehr gut", sagte er und erhob sich, um die Tür zu verriegeln. „Und jetzt werden wir die Behandlung fortsetzen."

Nein, so einfach war die Sache nicht. Boaty war ein harter Bursche. Wenn nötig, hätte er für seine Vergnügungen bezahlt, aber er hätte niemals eine meiner Geschichten veröffentlicht. Zu den zwei Texten, die ich ihm zunächst gab, meinte er: „Sie sind nicht gut. Aber du hast immerhin ein gewisses Gespür für Worte. Mag sein, daß sich daraus etwas machen läßt. Wenn du bereit bist, das Risiko auf dich zu nehmen, dann wag es, dein Leben zu ruinieren. Aber empfehlen tu ich's dir nicht."

Ich wünschte, ich hätte auf ihn gehört. Ich wünschte, ich wäre damals schnurstracks aufs Land gezogen. Aber es war zu spät; denn meine Reise ins Erdinnere hatte bereits begonnen.

Mein Papiervorrat geht zur Neige. Ich glaube, ich geh' unter die Dusche. Und anschließend zieh' ich vielleicht in den sechsten Stock um.

•

Ich bin in den sechsten Stock gezogen. Aber unmittelbar vor meinem Fenster steht schon die Mauer des Nachbarhauses; selbst wenn ich hinausspringen würde – ich würde mir lediglich den Kopf stoßen. Wir haben eine Hitzewelle, und mein Zimmer ist so klein, so heiß, daß ich Tag und Nacht die Tür offenstehen lassen muß – was mißlich ist, weil die Korridore hier wie in den meisten YMCA-Herbergen erfüllt sind von den Schlurfgeräuschen latschenbestückter lüsterner Christen. Und wenn man seine Tür offen läßt, wird das nicht selten als Einladung verstanden. Bei mir nicht, *no sir.*

Als ich vor kurzem mit diesem Bericht begann, hatte ich keine Ahnung, ob ich ihn fortführen würde oder nicht. Und was gibt es schon besseres zu tun für mich? Außer nach einem Job Ausschau zu halten? Doch was für Arbeit sollte ich schon suchen – wenn ich nicht wieder massieren will? Und um ehrlich zu sein: Ich finde immer noch, daß sich das Ganze vielleicht veröffentlichen ließe, wenn ich die meisten Namen änderte. Natürlich werden dann ein paar Leute versuchen, mich umzubringen. Aber damit würden sie mir nur einen Gefallen tun.

•

Nachdem ich mehr als 20 Geschichten angeschleppt hatte, kaufte Boaty tatsächlich eine. *Many Thoughts Of Morton,* von P. B. Jones. Es ging darin um eine Nonne, die einen farbigen Gärtner namens Morton liebt (eben den Gärtner, der mich geliebt hatte). Die Geschichte erregte Aufmerksamkeit und wurde in dem Sammelband *Best American Short Stories* jenes Jahres nachgedruckt. Aber wichtiger noch: Sie wurde von einer berühmten Freundin Boatys entdeckt, von Miß Alice Lee Langman.

Boaty besaß ein altes Haus aus braunem Sandstein im Osten der Stadt, und Boatys Salon war eine der größten gesellschaftlichen Attraktionen Manhattans.

Sowohl die Dietrich als auch die Garbo kamen gelegentlich, letztere stets eskortiert von Cecil Beaton, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, als er mich für Boatys Zeitschrift fotografierte (heimlich mitgehörter Dialog: Beaton: „Das Betrüblichste am Älterwerden ist für mich die Erfahrung, daß mein Geschlechtsteil schrumpft." Die Garbo nach düsterem Schweigen: „Ach, ich wünschte, ich könnte das gleiche von meinem behaupten."). Es war in der Tat eine illustre Schar von Berühmtheiten, denen man bei Boaty begegnete. Und nicht zuletzt gehörte Alice Lee Langman dazu, die für Boaty die bedeutendste Schriftstellerin Amerikas war.

Für all diese Leute werde ich heute vermutlich nicht mehr als eine sehr vage Erinnerung sein. Wenn überhaupt. Boaty würde sich natürlich an mich erinnern, wenn auch nicht mit Vergnügen (ich kann mir vorstellen, was er sagen würde: „P. B. Jones? Dieses Flittchen. Mit Sicherheit verhökert er inzwischen seinen Arsch in den Basaren von Marrakesch."). Aber Boaty existiert nicht mehr. Er wurde in seinem Mahagonihaus von einem heroinsüchtigen puertoricanischen Zuhälter erschlagen, der ihm beide Augäpfel herausriß, so daß sie ihm von den Wangen baumelten.

Und Alice Lee Langman starb im vergangenen Jahr.

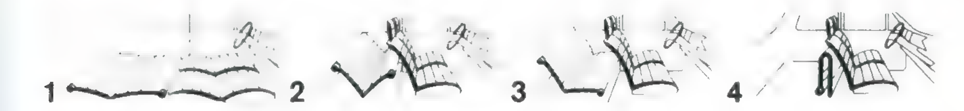
Die *New York Times* druckte den Nachruf auf der Titelseite ab, zusammen mit einem berühmten Foto von ihr. Kreative Frauen sind selten ansehnlich. Aber Alice Lee Langman war ein Schwan unter den Schwänen unseres Jahrhunderts: ebenbürtig einer Clêo de Mérode, der Garbo, Gloria Guinness, Lee Bouvier Radziwill, Audrey Hepburn, der Dietrich und Marilyn Monroe.

Alice Lee Langman war eine vollkommene Erscheinung, eine wie in Email gearbeitete Lady, die ein Hauch von Androgynem umgab, jene sexuell ambivalente Aura, die der gemeinsame Nenner gewisser Menschen zu sein scheint, deren Zauber alle Grenzen überschreitet. Ein Zauber, der nicht nur Frauen eigen ist; denn auch Nurejew besitzt ihn, von Nehru ging er aus und ebenso von dem jungen

Dr. Winter klappte Rücksitzbank und Vordersitze in normale Position zurück. „Interessant", murmelte er, „das könnte der Anfang vom Ende des Geburtenknicks sein."

Fiat Panda. Die tolle Kiste.

1. Alle Lehnen flach: Das Doppelbett, Stoffbezüge abknöpfbar und leicht zu reinigen. 2. Rückbank in V-Form: Die Kinderwiege. 3. Alle Lehnen in Normalstellung: Platz für fünf. 4. Rückbank vorgeklappt: Der Einkaufswagen (für Großfamilien, 900 Liter Laderaum). Serienausstattung: Verbundglas-Frontscheibe, heizbare Heckscheibe, getönte Scheiben rundum, 6 Jahre Gewährleistung gegen Durchrostungs-Schäden. Fahrleistungen: 33 kW/45 PS, Spitze 140 km/h. Verbrauch: 5,8/7,5/8,4 Liter Super bei 90/120 km/h/Stadtverkehr (DIN 70030-1). Auch dann noch attraktiv, wenn am Kindergeld herumgedoktert wird.







„So etwas dürfte es in unserem Plastik-Zeitalter eigentlich gar nicht mehr geben..."

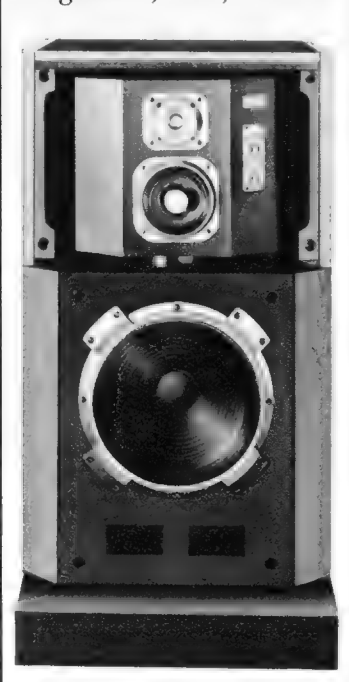
Kunststoffe, wohin man schaut. Wir leben wahrhaftig in einem Plastikzeitalter. Mag sein, daß es dafür eine Menge gewichtiger ökonomischer Gründe gibt, aber hat man in einer Zeit schnellebiger Mode, in einer Zeit des „Wegwerf-Artikels" noch eine Chance, wirkliche „Werte" zu entdecken?

Ich bin nicht gerade das, was man konservativ nennt, aber man macht sich halt so seine Gedanken. Und hat nicht mal irgendjemand gesagt . . .

Heute kennt man von allem den Preis, aber von nichts den Wert...

Ein wahres Wort. Nur, gerade im Konsumbereich, woran erkennt man eigentlich „Wert"? Wirklicher Wert ist zeitlos, meine ich, unabhängig von irgendwelchen Trends. Besonders deutlich wird dieses Problem bei HiFi-Geräten, insbesondere bei Tunern und Verstärkern. Kaum ein Monat vergeht, wo nicht neue, sensationelle Schaltungen angepriesen werden.

Erst neulich habe ich mich nach einem neuen Tuner-/Verstärkergespann umgesehen, eines, das nicht



Die Kenwood-Lautsprecherbox LS-1900. Damit Sie hören, was Tuner und Verstärker leisten.

schon vor Jahresfrist wieder „veraltet" ist. Eines, dem man auch wirklich noch die Wertarbeit ansieht. Es ist kaum zu glauben, aber ich bin fündig geworden.

„Vielleicht ist das Ihre letzte Chance", meinte mein Händler...

Die „Eingeweihten" werden jetzt schon ahnen, wovon ich spreche. Von jenen beiden Geräten nämlich, die nach wie vor von einschlägigen audiophilen Fachzeitschriften als Maß aller Dinge, als Referenzgeräte angesehen werden.

Und das im harten Testalltag. Der Tuner KT-917, einer der weltbesten – was zahllose Testsiege dokumentieren – und der Verstärker KA-907, ein Kraftpaket mit 2 x 150 Watt Sinus Dauerleistung an 8 Ohm. Beide zusammen bringen knapp 41 Kilogramm auf die Waage! Wenn das nicht für Solidität und Wertarbeit spricht, wie man sie in diesem „Plastik-Zeitalter" kaum noch findet... Und was



HiFi Extra Dry

die Technik der beiden angeht, müssen sich da die meisten hochgelobten Newcomer um Längen geschlagen geben (Prospekt anfordern!). Und übrigens: Mein Kenwood-Händler hat mir hoch und heilig versprochen, daß die Lieferengpässe, die bisher für die beiden bestanden, nun endlich abgebaut sind. Also, wenn das nicht eine gute Nachricht ist...

Irgendwann wird man für so etwas Phantasiepreise zahlen . . .

Ich glaube, die Zeichen stehen günstig, daß der Kenwood KA-907 und der KT-917 einmal zu jenen wenigen Komponenten gezählt werden können, die HiFi-Geschichte gemacht haben. Und es wird ihnen wahrscheinlich ergehen wie so vielen Raritäten: Sammler werden auftauchen und Phantasiepreise bieten, wer weiß . . . Wie dem auch sei, ich habe mir diese „Wertanlage“ jedenfalls zuhause hinstellen lassen. Und ich bin, ich gebe es zu, von ihrem exzellenten Klang mindestens so begeistert wie von ihrer Verarbeitung.
Ihnen wird's sicherlich genauso gehen. Wenn Sie sich beeilen!

Die Kenwood „Klassiker“ KA-907 und KT-917 gibt es beim Kenwood-Fachhändler. Prospekte und Händlerverzeichnis anfordern von: Trio-Kenwood Electronics GmbH, Rudolf-Braas-Straße 20, 6056 Heusenstamm.




DER KLASSISCHE GRIECHE
METAXA
★★★★★★★
Amphora
METAXA
PRODUCT OF GREECE
Established in 1888
GOLD LABEL
EXPORT
Produced and Bottled by
S.E.A METAXA S.A.
PIRAEUS-GREECE
aus der roten Traube
von Attika

Marlon Brando, von Elvis Presley, von Montgomery Clift und James Dean.

Als ich Miß Langman – ich habe sie niemals anders genannt – zum erstenmal begegnete, war sie hoch in den Vierzigern, aber sie sah, verglich man sie mit dem Porträt aus ihren zwanziger Jahren, geradezu beängstigend unverändert aus. Sie war blaß, eine gesunde Blässe wie die eines hellen Apfels. Ihre Stimme klang gedämpft wie das Kontra-Alt einer traurigen Taube.

An jenem ersten Abend bei Boaty sagte sie zu mir: „Würden Sie mich nach Hause begleiten? Ich höre es donnern, und ich fürchte mich vor Gewittern."

Sie fürchtete sich weder vor Gewittern noch vor irgend etwas anderem – nicht erwiderte Liebe ausgenommen.

In Artikeln ist die berühmte Miß Langman häufig als geistreiche Gesprächspartnerin beschrieben worden. Aber wie kann eine Frau geistreich sein, wenn sie keinen Sinn für Humor hat – und den hatte sie nicht. Darin lag ihr entscheidender Mangel als Person und als Künstlerin. Aber eine Vielrednerin war sie; eine erbarmungslose Schlafzimmer-Schwätzerin: „Nein, Billy. Behalt dein Hemd an und zieh die Socken nicht aus; der erste Mann, den ich in meinem Leben gesehen hab, hatte auch nur Hemd und Socken an. Mr. Billy Langman. Hochwürden Billy. Und es hat was, so ein Mann mit Socken und steifem Billy und bereit; hier Billy nimm das Kissen hier und schieb es mir unter den ja so genauso ah das ist *gut* genauso gut wie Natascha ich hatte mal was mit einer russischen Lesbe Natascha arbeitete bei der russischen Botschaft in Warschau und sie war immer hungrig sie fand es schön da unten eine Kirsche zu verstecken und sie sich dann mit dem Mund zu holen ah Billy ich kann kann nicht ich kann das nicht ohne ohne also rutsch hoch Schatz und saug meine ja so genauso laß mich deinen Billy halten aber Billy warum bringst du nicht *mehr!* Also! Mehr!"



„Uns liegt ein Antrag der Verteidigung vor, Sie aufgrund Ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen bewaffnete Raubüberfälle als befangen abzulehnen"

Warum? Weil ich zu denen gehöre, die beim Sex Ruhe brauchen, die Stille der totalen Konzentration. Das mag zusammenhängen mit meinem pubertären Training als Hure, die es gegen Naturalien macht, und damit, daß ich mich konsequent dazu gezwungen habe, mich reizlosen Partnern anzupassen. Aber was immer der Grund sein mag: Wenn ich erregt sein und kommen soll, dann muß zu all den mechanischen Dingen eine intensive Phantasiearbeit kommen; dann muß vor meinem geistigen Auge ein berauschender Film ablaufen; und dem ist Geschwätz beim Liebemachen nun einmal abträglich.

Tatsache ist, daß ich im Grunde kaum je mit der Person zusammen bin, mit der ich zusammen bin. Und ich glaube fest, daß viele, wenn nicht die meisten, diesen Zustand kennen: abhängig zu sein von der eigenen Phantasie, von erdachten und erinnerten erotischen Fragmenten, von Schattenbildern, die ohne Belang sind für den Körper auf oder unter uns – Bildern, die unser Kopf erlaubt, so lange die Erregung anhält, aber verbannt, sobald das Tier in uns schweigt. Denn mögen wir auch noch so tolerant sein: Für den kleinlichen Wächter in uns sind diese Szenerien unerträglich. „So ist es besser besser und besser Billy jetzt deinen Billy hmmmhmmm *genau* genau so nur langsamer langsamer und noch langsamer jetzt hart hart stoßen ja ja *los cojones* laß mich hören wie sie läuten jetzt langsamer langsamer ziehhhiehhh ihn raus jetzt stoßen hart stoßen ja ja Jesus Maria Erbarmen Herrgottallmächtiger komm gleichzeitig mit mir Billy komm! Komm!"

Wie soll ich kommen, wenn mich die Dame daran hindert, mich auf das zu konzentrieren, was mich mehr erregt als ihre schreiende, nervende, undisziplinierte Person?

„Mach es laß uns hören wie sie läuten": soviel zu der Art, wie sich die *grande mademoiselle* der Kultur-Redaktionen durch eine 60-Sekunden-Folge von mannigfaltigen Triumphen hindurchschwätzte. Ich zog danach ab ins Bad, streckte mich in der kalten, trockenen Wanne aus, dachte mir, was ich brauchte (ebenso wie sich Miß Langman inzwischen ihren Gedanken hingegeben hatte – der Erinnerung an ... eine Mädchenzeit? Den allzu eindrucksvollen Anblick von Hochwürden Billy? Nackt bis auf Hemd und Socken? Oder eine weibliche Zunge, die irgendeinen winterlichen Nachmittag mit ihren Liebkosungen versüßte?), und masturbierte.

Ich habe einen Freund, der zwar kein Homosexueller ist, aber Frauen nicht leiden kann. Dieser Freund sagte einmal: „Die einzige Frau, mit der ich etwas anfangen kann, ist Mrs. Fist." In der Tat ließ sich viel zugunsten von Mrs. Fist sagen – sie war hygienisch, machte niemals Szenen, kostete nichts, war durch und durch loyal und jederzeit benutzbar. Mrs. Fist, die Gummipuppe.

„Danke", sagte Miß Langman, als ich aus dem Bad zurückkam. „Erstaunlich, daß jemand in deinem Alter soviel Erfahrung hat. Soviel Selbstvertrauen. Ich hatte gedacht, einen Schüler bei mir aufzunehmen, aber es sieht ganz so aus, als habe er nichts mehr zu lernen."

Der Stil des letzten Satzes war typisch für sie – direkt, ehrlich gemeint und doch mit dem leisen Unterton einer öffentlichen Erklärung. Dennoch war für mich mehr als deutlich, wie wertvoll und schmeichelhaft es für einen ehrgeizigen jungen Schriftsteller war, der Protegé von Alice Lee Langman zu sein, und so zog ich denn kurz darauf in ihr Park-Avenue-Appartement ein.

Als Boaty davon hörte, wagte er zwar nicht, Miß Langman zu widersprechen, wollte aber trotzdem die Sache torpedieren. Deshalb rief er sie an und sagte: „Alice, ich sage das alles nur, weil du diese Kreatur in meinem Hause kennengelernt hast. Ich fühle mich verantwortlich. Nimm dich in acht! Er macht's mit allen – mit Maultieren, Menschen, Hunden, Was-

CREATED BY NERVAL PARIS · DÜSSELDORF · NEW YORK

UND SIE SPÜRT
DEN GANZEN MANN.

Musk von Nerval.
Sein ganz
persönliches
Duftsignal.
Aufregend männlich.
Eau de Toilette.
Eau de Cologne.
After Shave.
Deodorant Spray.
Shower Gel.
Men's Soap.



MUSK VON NERVAL.
DER DUFT VON HAUT ZU HAUT.

serhydranten. Erst gestern bekam ich einen wütenden Brief von Jean Cocteau. Aus Paris. Er hat im Plaza Hotel eine Nacht mit unserem *amigo* verbracht. Und zur Erinnerung plagt ihn jetzt die Syphilis! Weiß der Himmel, was dieses Geschöpf mit sich herumträgt. Am besten, du stattest deinem Arzt einen Besuch ab. Und noch etwas: Der Junge ist ein Dieb. Er hat mich mit gefälschten Schecks um mehr als 500 Dollar gebracht. Ich könnte dafür sorgen, daß er ins Gefängnis wandert.“ Einiges davon hätte wahr sein können, aber es stimmte nicht. Genau das meine ich, wenn mir der Ausdruck „Killer-Frucht“ einfällt, sobald ich an Boaty denke.

Nicht, daß solche Dinge von Belang gewesen wären. Selbst wenn Boaty ihr bewiesen hätte, daß ich ein Betrüger war, der bucklige siamesische Zwillinge aus der Sowjetunion um ihren letzten Rubel betrogen hatte, wäre Miß Langman davon schwerlich beeindruckt gewesen. Sie liebte mich – das sagte sie jedenfalls, und ich glaubte ihr.

Eines Nachts fragte sie mich, ob ich sie liebte – mit einer von zuviel Rotwein schwankenden Stimme –, so wimmernd und einfältig, so rührend dumm, daß man Lust verspürte, ihr die Zähne einzuschlagen, aber auch, sie vielleicht zu küssen. Da ich verdammt sein will, wenn ich kein Lügner bin, sagte ich ja. Glücklicherweise habe ich die vollen Schrecken der Liebe nur einmal durchlitten – ich werde darüber schreiben, wenn's an der Zeit ist.

Aber um auf die Langman-Tragödie zurückzukommen: Ich bin mir da nicht ganz sicher – ist es möglich, jemanden zu lieben, wenn das Hauptinteresse darin besteht, ihn auszunutzen? Schließt das gewinnorientierte Motiv und das daraus entwachsende Schuldgefühl nicht andere Gefühle aus?

Was ich von Miß Langman wollte, war: ihren Agenten, ihren Verleger und ihren Namen unter einer ekstatischen Rezension meiner Arbeit in einer der zwar muffigen, aber überaus einflußreichen literarischen Vierteljahreszeitschriften.

Diese Ziele erreichte ich mit der Zeit, ja mehr als das. Die Folge ihrer prestigeträchtigen Interventionen war, daß ich, P. B. Jones, schon bald ein Guggenheim-Stipendium erhielt (3000 Dollar), ein Stipendium des National Institute of Arts and Letters (1000 Dollar) und einen Verleger-Vorschuß für eine Sammlung von Kurzgeschichten (2000 Dollar). Darüber hinaus überarbeitete Miß Langman diese Geschichten, neun davon zumindest, brachte sie auf Hochglanz und widmete sich ihnen – den *Answered Prayers And Other Stories* – sodann als Rezensentin in der *Partisan Review* und ein zweitesmal in *The New York Times Book Review*.

Als das Buch erschien, meinten viele Schlüsselfiguren der literarischen Szene, Miß Langman habe ihren Baby-Gigolo ein wenig zu nachdrücklich gefördert, ja sie hatten sogar das Gefühl, daß sie einen Mangel an Integrität bewiesen habe, der bei einer ansonsten derart gewissenhaften Künstlerin empörend sei.

Niemand verriß meine Geschichten, aber es wäre besser gewesen, wenn sie jemand verrissen hätte, weniger schmerzlich, als dieses graue, ablehnende Schweigen, das stumpf machte, Übelkeit erregte und schon am Morgen Durst auf Martini-Cocktails aufkommen ließ. Miß Langman war genauso bekümmert wie ich – weil sie meine Enttäuschung teilte, sagte sie. Und weil sie schließlich fürchtete, daß es keinen anderen Chéri mehr für sie geben würde, wenn ich sie verließ.

Es gibt Frauen, die ihr ganzes Leben lang alles auf sich nehmen, um gefickt zu werden. Und Miß Langman war, wie man mir erzählte, bis an ihr Ende eine begeisterte Fickerin. Meine spätere Freundin, Kate McCloud, hat einmal gesagt: „Ein wirklich guter Fick ist – in mehr als einem Sinne – eine Reise um die Welt wert.“ Und Kate McCloud weiß genau, wovon sie redet. Meine Güte, wenn aus ihr ebenso viele Schwänze herausragten, wie in sie hineingesteckt worden sind, sähe sie aus wie ein Stachelschwein.

Miß Langman jedoch, Gott hab sie selig, hatte ihren Teil in der Geschichte des P. B. Jones hinter sich; denn P. B. war bereits der Zukunft begegnet. Er hieß Denham Fouts – Denny, wie seine Freunde ihn nannten. Freunde, zu denen nicht zuletzt Christopher Isherwood und Gore Vidal gehörten, die ihn nach seinem Tode beide in einem ihrer Werke als Hauptgestalt verewigten: Gore Vidal in seiner Erzählung *Pages From An Abandoned Journal*, Isherwood in seinem Roman *Down There On A Visit*.

Lange bevor er in meinem Dunstkreis auftauchte, war Denny für mich eine vertraute Legende, ein Mythos mit dem Titel: *Besterhaltener Knabe der Welt*.

Als Sechzehnjähriger lebte Denny in irgendeinem ländlichen Spießerkaff in Florida und arbeitete in der Bäckerei seines Vaters. Die Rettung – mancher mag sagen, der Ruin – kam eines Morgens in der Gestalt eines fettleibigen Millionärs, der ein brandneues Duesenberg-Cabriolet fuhr. Der Kerl war ein Kosmetik-Tycoon, der sein Vermögen weitgehend einem berühmten Sonnenöl verdankte. Er war zweimal verheiratet gewesen, aber seine Vorliebe galt ganymedischen Knaben im Alter zwischen 14 und 17 Jahren. Als er Denny zum erstenmal sah, muß dieser Anblick auf ihn eine Wirkung gehabt haben, wie sie etwa ein Porzellansammler verspürt, der ganz zufällig in einen Trödlerladen gerät und ein Meißener Schwanenservice entdeckt. Auf den Schock folgte die kalte Habgier. Der Millionär kaufte ein paar *doughnuts*, lud Denny zu einer Spritztour in seinem Duesenberg ein, bot ihm sogar an, selbst zu fahren – und noch in derselben Nacht war Denny, ohne zuvor auch nur zu Hause seine Unterwäsche gewechselt zu haben, 100 Meilen weit weg in Miami. Einen Monat später erhielten seine gramgebeugten Eltern, die in ihrer Verzweiflung Suchtrupps durch die Sümpfe der Umgebung geschickt hatten, einen in Paris abgestempelten Brief, der alsdann die erste Seite eines vielbändigen Sammelwerks zierte, das den Titel trug „Die weltumspannenden Reisen unseres Sohnes Denham Fouts“.

Paris, Tunis, Capri, St. Moritz, Budapest, Belgrad, Cap Ferrat, Biarritz, Venedig, Athen, Istanbul, Moskau, Bombay, Kalkutta, London und Paris – seinen ursprünglichen Besitzer freilich hatte er auf dieser Reise längst hinter sich gelassen, o ja, weit hinter sich.

Denny war inzwischen wie Porfiro Rubirosa zu einem Mythos geworden, der durch Mundpropaganda auf dem Kontinent seine Runde machte, und hatte längst das um sich entstehen lassen, was die Vorbedingung für den Erfolg jedes Abenteurers ist: das Flair des Geheimnisses und den allgegenwärtigen Wunsch, es zu ergründen.

Sowohl Doris Duke als auch Barbara Hutton zum Beispiel zahlten eine Million Dollar, um herauszufinden, ob andere Damen logen, wenn sie die krüllhaarige Hure, die sich Seine Exzellenz, der dominikanische Botschafter Porfiro Rubirosa nannte, in den höchsten Tönen priesen und aufstöhnten bei dem Gedanken an die massige Stoßkraft dieses Viertelneger-Schwanzes, eines – der Legende nach – 31 Zentimeter langen, milchkaffeebraunen Senkbleis, das dick war wie das Handgelenk eines ausgewachsenen Mannes (Personen, die es mit beiden versucht hatten, behaupteten, nur der Schah von Persien habe sich in der Penisparade neben dem Botschafter behaupten können). Was den dritten in dieser Riege, den guten Ali Khan, betrifft – der eine ehrliche Haut und ein großartiger Freund von Kate McCloud war –, was also diesen Ali betrifft, so wollte die ganze Brigade, die im Laufe der Zeit sein Bett heimsuchte, im Grunde nur eines wissen: Stimmte es, daß dieser Typ es fünfmal am Tag eine volle Stunde lang kann, ohne jemals zu kommen? Ich vermute, Sie kennen die Antwort.

Aber für den Fall, daß Sie sie nicht kennen – sie lautet: ja. Ein orientalischer Trick, ein wahrhaftiges Zauberkunststück, genannt *Karezza*. Das Entscheidende dabei ist nicht die Kraft der Lenden, sondern die Einbildungskraft: Während man sich dem Partner nach allen Regeln der Liebes-

kunst widmet, denkt man ganz fest an einen schlichten, braunen Karton oder an einen dahintrottenden Hund. Daß man darüber hinaus stets mit Austern und Kaviar gefüllt sein und keiner Beschäftigung nachgehen sollte, die sich nicht mit Essen und Schlafen und der Konzentration auf schlichte, braune Kartons verträgt, versteht sich von selbst.

Auch Frauen experimentierten mit Denny. Aber die entscheidenden Vergrößerer von Dennys Genfer Bankkonto blieben weiterhin die reichsten unter den halbseidenen Männern von Welt – ein Chilene namens Arturo Lopez-Willshaw etwa, der zu *le tout Paris* zählte und der Größte unter denen war, die unseren Planeten mit jener erstarrten Vogelscheiße beliefern, die sich Guano nennt.

Als ich in das Pariser *Rive-Gauche*-Appartement in der Rue du Bac 33 einzog, begegnete ich einem Denham Fouts, der zwar bleicher als seine elfenbeinerne Lieblingsopiumpfeife aussah, sich im übrigen aber kaum verändert hatte, seit er in Kalifornien der Freund des Schriftstellers Isherwood geworden war. Er sah nach wie vor auf eine wunderbare Weise jung aus, wie wenn Jugend eine chemische Lösung wäre, mit der Fouts für alle Zeiten durchtränkt worden war.

Wie aber kam es dazu, daß sich P. B. Jones in Paris wiederfand, als Gast im Dämmerlicht dieses Zimmerlabyrinths mit seinen hohen Decken und seinen geschlossenen Fensterläden?

•

Einen Augenblick, bitte. Ich gehe jetzt zum Duschen hinunter. Seit sieben Tagen herrscht eine Gluthitze in Manhattan.

Einige der christlichen Satyrn unseres Jungmänner-Instituts duschen so häufig und ausdauernd, daß sie wie durchnäßte Putten aussehen; aber sie sind jung und größtenteils wohlgebaut. Der besessenste unter diesen hygienischen Sex-Fanatikern jedoch, ein erbarmungsloser Schlurf-Schlurf-Spuk-Späher, ist ein ältlicher Typ mit dem Spitznamen Zahnfleisch. Er hinkt, er ist auf einem Auge blind, hat ewig eine komische Entzündung im Mundwinkel und eine Haut voller Pokkennarben, die wie eine teuflische, ansteckende Tätowierung wirken. Gerade eben ließ er seine Hand über meine Hüfte streichen, und ich tat, als merkte ich nichts; und doch löste die Berührung ein Gefühl aus, als seien seine Finger mit brennenden Nesseln besetzt.

•

Der Band mit den *Answered Prayers* war schon einige Monate auf dem Markt, als ich eine Nachricht aus Paris erhielt, die ebenso kurz wie bündig war: „Lieber Mr. Jones, Ihre Erzählungen sind brillant. Das Porträt des Cecil Beaton desgleichen. Bitte kommen Sie herüber und seien Sie mein Gast. Ein Erster-Klasse-Ticket für eine Überfahrt mit der ‚Queen Elizabeth', die am 24. April New York verläßt, liegt bei. Zielhafen Le Havre. Wenn Sie Referenzen brauchen, fragen Sie Beaton: Er ist ein alter Bekannter. Herzlichst. Denham Fouts."

Wie bereits gesagt, ich hatte viel von Mr. Fouts gehört – genug, um zu wissen, daß es nicht mein literarischer Stil war, der ihn zu seinem kühnen Schreiben veranlaßt hatte, sondern das Foto von mir, das Beaton für Boatys Magazin gemacht hatte, und das nun auf dem Schutzumschlag des Buches prangte. Später, als ich Denny kennengelernt hatte, begriff ich, was ihn an diesem Gesicht so sehr faszinierte, daß er bereit war, seine Einladung abzuschicken und sie mit einem Geschenk zu verbinden, das er sich nicht leisten konnte. Das Foto gab ein völlig falsches Bild von mir wieder – das Bild eines blütenweißen, unschuldigen, unbefleckten Jünglings, taufrisch und glitzernd wie ein Regentropfen im April. Haha.

Keinen Augenblick lang kam es mir in den Sinn, nicht nach Paris zu fahren. Und ebensowenig dachte ich daran, Alice Lee Langman zu erzählen, daß ich fahren würde. Sie kam vom Zahnarzt nach Hause und entdeckte, daß ich meine Sachen gepackt hatte und verschwunden war. Ich verabschiedete mich von niemandem; ich machte mich ganz einfach davon.

Um Mitternacht stach ich in See, mit einem Herzschlag, der wie das Scheppern der Gongs war, wie das rauhe Röhren der Schiffs-Schornsteine. Ich erinnere mich noch, wie ich auf Manhattans flackerndes Mitternachtslicht hinausschaute, das nach und nach hinter zitternden Konfettiwolken verschwand – ein Licht, das ich zwölf Jahre lang nicht wiedersehen sollte. Und ich erinnere mich auch, wie ich zu meiner



„Daß ich das noch mal erleben darf . . ."

Kabine in der Touristenklasse hinunterschwankte (nachdem ich mein Erster-Klasse-Ticket umgetauscht und den Differenzbetrag eingesteckt hatte), in einer Lache aus erbrochenem Champagner ausrutschte und mir dabei den Hals verrenkte. Schade, daß ich ihn mir damals nicht gebrochen habe.

Wenn ich an Paris denke, kommt mir diese Stadt so romantisch vor wie ein von Urin überflutetes Pissoir, so verführerisch wie eine erdrosselte Nackte, die in der Seine treibt. Die Erinnerungen stellen sich als klare Bilder ein, die schon im nächsten Augenblick wieder verschwimmen wie flüchtige Szenen zwischen dem schlaffen Hin und Her von Scheibenwischern.

Ich sehe, wie ich in der Ritz-Bar auf ein amerikanisches Gesicht warte, das nach Geld aussieht, um ein paar Drinks zu schnorren; wie sich das ganze danach im Bœuf-sur-le-Toit und in der Brasserie Lipp wiederholt, bevor ich mich bis zur Morgendämmerung zwischen Huren und Niggern in irgendeiner vom Qualm der Gauloises geschwängerten Kaschemme abstrample; und schließlich aufs neue in einem vor meinen Augen schwankenden Zimmer aufwache. Zugegeben, mein Leben war nicht das alltägliche Leben eines Eingeborenen von Paris.

Ich sprach kein Französisch, und ich hätte es nie getan, wenn nicht um Dennys willen. Er zwang mich zum Lernen, indem er sich ganz einfach weigerte, irgend etwas anderes zu sprechen als Französisch. Nachmittags gingen wir oft in eines der Kinos an den Champs-Élysées, und jedesmal begann er irgendwann leicht zu schwitzen und hastete dann zur nächsten Herrentoilette, um sich eine Dosis Heroin oder Opium zu verpassen. Abends inhalierte er Opium oder schlürfte Opiumtee, den er herstellte, indem er die Opiumreste, die sich in seiner Pfeife gesammelt hatten, in Wasser aufkochte. Gleichwohl habe ich niemals erlebt, daß er von Drogen benebelt oder geschwächt wirkte.

Das einzige, was geschehen konnte, war, daß Denny am Ende der Nacht, wenn das Tageslicht langsam durch die geschlossenen Schlafzimmervorhänge kroch, ein bißchen ausflippte: „Ich bringe mich um." Dann verschwand der lockere, tapfer-komische Ton, in dem er bis dahin geredet hatte, und er fuhr fort: „Du weißt, daß ich es tun könnte. Aber seitdem ich dich kenne, denke ich anders darüber. Ich würde nichts dagegen haben, weiterzuleben. Vorausgesetzt, du bliebest bei mir, Jonesy. Das bedeutet für mich das Risiko einer Entwöhnungskur. Und eine solche Kur ist ein Risiko. Ich hab's schon einmal versucht.

Aber wenn ich's riskierte, würdest du dann bei mir bleiben? Wir könnten zurückgehen in die Staaten. Wir hätten dann unsere Ruhe, und du könntest Erzählun-

gen schreiben. Im Grunde bin ich ziemlich gesund und außerdem ein guter Koch."

Denny bot mir gelegentlich Drogen an, aber ich lehnte ab, und er drängte mich nie, wenn er auch einmal sagte: „Angst?"

Ja, aber nicht vor Drogen. Es war Dennys hoffnungsloses Leben, vor dem ich mich fürchtete, und ich wollte ihm um keinen Preis nacheifern. Mag es auch seltsam anmuten, aber ich hatte mir den Glauben erhalten, daß ich ein ernsthafter junger Mann mit echtem Talent sei und keineswegs ein opportunistischer Tagedieb oder Gefühlshochstapler, der Miß Langman solange zugesetzt hatte, bis sie Guggenheim-Stipendien ausspie. Ich wußte, daß ich ein Bastard war, aber ich vergab mir, weil ich schließlich ein *geborener* Bastard war – und dazu ein begabter, der allein seiner Begabung verpflichtet war.

Trotz der nächtlichen Ausflüge, des vom Brandy verursachten Sodbrennens und des vom Wein übersäuerten Magens brachte ich es fertig, jeden Tag fünf oder sechs Seiten eines Romans zu produzieren. Ich durfte es nicht zulassen, daß ich dabei durch irgendwen oder irgendwas unterbrochen wurde, und so gesehen war Denny ein Verhängnis, eine Bürde. Ich spürte, daß ich ihn für den Rest seines Lebens huckepack mit mir herumschleppen würde, wenn ich mich nicht befreite. Zugleich wollte ich ihn zumindest nicht verlassen, solange er noch drogenabhängig war.

Ich riet ihm also, eine Entziehungskur zu machen, fügte jedoch hinzu: „Wir wollen keine Versprechungen machen. Mag sein, daß du dich danach vor dem Kreuz in den Staub werfen möchtest oder am Ende Bettschüsseln für Albert Schweitzers Nachfolger reinigst. Oder, daß ich es bin, den dieses Schicksal ereilt." Wie optimistisch ich damals noch war! Verglichen mit dem, was ich seither ertragen habe, wäre der Kampf gegen Tsetsefliegen und das Auslecken von Bettschüsseln ein süßes Nirwana.

Wir kamen überein, daß Denny allein zur Klinik von Vevey fahren sollte. An der Gare de Lyon sagten wir uns adieu. Seine letzten Worte waren: „Wenn es schiefgeht, dann tu bitte folgendes: Vernichte alles, was mir gehört. Verbrenn meine Kleidung. Meine Briefe."

Und wir einigten uns darauf, daß wir keinerlei Kontakt miteinander aufnehmen wollten, bis Denny aus der Klinik entlassen wurde. Danach wollten wir uns vielleicht in einem der Küstendörfer bei Neapel treffen – in Positano oder Ravello.

Da ich nicht die Absicht hatte, mich an diese Übereinkunft zu halten, und vermeiden wollte, ihn überhaupt noch einmal wiederzusehen, verließ ich das Appartement in der Rue du Bac und zog in eine kleine Dachkammer im Hôtel Pont Royal um. Das „Pont Royal" hatte damals eine

kleine Bar im Souterrain, die die bevorzugte Quelle der betuchten Mitglieder der gehobenen Bohème war.

Sartre, schieläugig, bleichgesichtig, Pfeife rauchend, und seine altjüngferliche Schickse de Beauvoir kauerten gewöhnlich in irgendeiner Ecke wie ein verlassenes Bauchrednerpuppenpaar. Oft sah ich auch Arthur Koestler dort; ein aggressiver Zwerg, selten nüchtern und stets zu Schlägereien aufgelegt. Und Camus, scheu und spröde wie eine Rasierklinge, ein Mann mit krausem, braunem Haar, Augen, die vor Lebendigkeit sprühten, und einem Gesichtsausdruck, der Besorgnis und ständige Aufmerksamkeit verriet.

Ich verdanke der Bar des „Pont Royal" viele Bekanntschaften. Zu ihnen gehörte nicht zuletzt Miß Natalie Barney, die erste Amerikanerin, die freiwillig ins Exil ging. Miß Barney, eine begüterte Erbin von geistiger und moralischer Unabhängigkeit, lebte seit mehr als 60 Jahren in Paris.

Miß Barney war es, die mir die Möglichkeit eröffnete, die Colette zu besuchen, deren Bekanntschaft ich nicht wie sonst aus opportunistischen Gründen machen wollte, sondern weil mir mein erster Förderer Boaty ihr Werk nahegebracht hatte (vergessen Sie bitte nicht, daß ich ein geistiger Hitchhiker bin, der seine Bildung auf Landstraßen und unter Brücken sammelt), und weil ich Respekt vor ihr hatte. Colettes *La maison de Claudine* ist ein meisterhafter Roman, in dem Sinnliches unvergleichlich vergegenwärtigt wird – Geschmack, Geruch, das Tasten, das Sehen.

Außerdem war ich neugierig auf diese Frau. Ich hatte das Gefühl, daß jemand, der so intensiv gelebt hatte und so intelligent war, auf mancherlei eine Antwort wissen müsse. Deshalb war ich Miß Barney dankbar für die Chance, die Colette in ihrer Wohnung im Palais Royal beim Tee kennenzulernen. „Aber ermüde sie nicht, indem du zu lange bleibst", warnte mich Miß Barney am Telefon. „Sie war den ganzen Winter lang krank."

Tatsächlich empfing mich die Colette in ihrem Schlafzimmer. Sie saß in einem goldenen Bett wie Louis XIV. beim morgendlichen Lever. Nur daß sie bemalt war wie ein Watussi, der einen Stammestanz aufführt: glänzende Schlitzaugen, die Lidränder geschwärzt; ein hageres, kluges Gesicht, weiß gepudert wie bei einem Clown, ihre Lippen wollüstig, erregend rot wie die eines Showgirls; und ihr Haar rötlich, ein Rosendickicht. Das Zimmer duftete nach ihrem Parfüm und einer Junibrise, in der sich Voile-Vorhänge bauschten.

Ein Dienstmädchen brachte den Tee herein und setzte das Tablett auf einem Bett ab, auf dem zwischen Bergen von Briefen, Büchern, Magazinen und Nippsachen – vorwiegend alten französischen Briefbeschwerern aus Kristall – Katzen vor sich hin dösten. Und nicht nur auf dem Bett sah ich diese kristallenen Kostbarkeiten. Viele davon lagen auch auf Tischen und auf einer Kamineinfassung. Ich hatte nie zuvor solche Briefbeschwerer gesehen. Als sie merkte, daß ich mich dafür interessierte, wählte die Colette einen davon aus und ließ ihn vor dem gelben Licht einer Lampe glitzern. „Den hier nennt man ‚Die Weiße Rose'", sagte sie. „Wie Sie sehen, steht mitten im reinsten Kristall eine einzelne weiße Rose. Er wurde 1850 in Clichy hergestellt. Als ich anfing, sie zu kaufen – auf Flohmärkten und bei ähnlichen Gelegenheiten –, waren sie noch nicht besonders teuer. In den letzten Jahrzehnten sind die Preise in schwindelerregende Höhen gestiegen. Für mich bedeuten sie mehr als Juwelen. Eine stumme Musik, diese kristallenen Universen.

Und jetzt", befahl sie in einem erschreckend geschäftsmäßigen Ton, „erzählen Sie mir, was Sie vom Leben erwarten. Von Ruhm und Reichtum wollen wir dabei absehen – Ruhm und Reichtum sind eine Selbstverständlichkeit."

„Ich weiß nicht, was ich erwarte", sagte ich. „Ich weiß nur, was ich gern sein würde. Und das wäre, ein erwachsener Mensch zu sein."

Die bemalten Augenlider der Colette hoben und senkten sich wie die Flügel



Wie lange kann man einen V

Mit dem automatischen Cassettenwechsler AG-7 zum Betamax SL-C7 E sind bis zu 14 Stunden 20 Minuten Aufzeichnung ohne Aufsicht möglich.

So manche vorprogrammierte Fernseh-Aufzeichnung nahm bisher ein unrühmliches, weil vorzeitiges Ende: Ende der Cassette gleich Ende der Vorstellung. Logisch, wenn niemand da ist, um für Nachschub zu sorgen.

Besitzer eines Sony Betamax SL-C7 E brauchen derartige Ereignisse in Zukunft nicht mehr zu

ideo-Recorder allein lassen?

fürchten. Vorausgesetzt, ihr Gerät ist mit dem Cassettenwechsler AG-7 ausgerüstet, der dafür sorgt, daß es automatisch weitergeht. Und zwar Schlag auf Schlag, denn der Wechsel dauert nicht länger als 20 sec.

So kann man ruhigen Gewissens für 4 Cassettenlängen weggehen oder -fahren. Egal, ob man den Betamax Timer mit 4 Aufzeichnungen innerhalb von 14 Tagen beauftragt hat oder mit einer jeden Tag oder jede Woche.

Daß der Betamax SL-C7 E auch in Anwesenheit des Besitzers nur Freude bereitet, versteht sich von selbst. Schließlich gibt er nicht nur ein gutes Bild ab, sondern auch ebensolchen Ton. Ganz zu schweigen von den Annehmlichkeiten im Umgang mit ihm, den vielfältigen Wiedergabe-Möglichkeiten, der Bildsuchfunktion, dem Kamera-Direkteingang, der Infrarot-Fernbedienung und und

Es wäre schön, wenn Sie Ihren Fachhändler nicht allzulange allein lassen würden.

SONY



Video-Recorder Betamax SL-C 7 E. Cassettenwechsler AG-7 als Zubehör

eines großen, blauen Adlers. „Genau das", sagte sie, „ist das einzige, was keiner von uns je werden wird: ein erwachsener Mensch. Meinen Sie damit einen Geist, der allein in dem Sack und der Asche der Weisheit lebt? Frei von allem Übel – von Neid und Bosheit, Habgier und Schuld? Unmöglich. Gewiß, Menschen haben dann und wann ihre *Augenblicke,* in denen sie wirklich erwachsen werden. Aber sie sind die noblen Ausnahmen von der Regel. Da . . .", sie schob die Kristallkugel mit der Blume darin zu mir herüber, „stecken Sie's in die Tasche. Bewahren Sie's auf, damit Sie durch diese Kugel immer daran erinnert werden, daß Erwachsensein heißt, dauerhaft und vollkommen zu sein, wie diese weiße Rose hier. Also auch nichts anderes bedeutet, als ein Objekt zu sein. Aber im Grunde ist es viel besser zu niesen und sich menschlich zu fühlen."

Irgendwann einmal zeigte ich später meiner Freundin Kate McCloud dieses Geschenk, und Kate, die sich als Taxator bei Sotheby's hätte verdingen können, sagte: „Sie muß blind gewesen sein. Ich meine, wie kam sie dazu, dir diese Kugel zu geben? Ein Briefbeschwerer in dieser Qualität hat einen Wert von . . . gut und gern 5000 Dollar."

Ohne diesen Zufall hätte ich seinen Wert nicht so bald herausgefunden. Doch ich war nicht bereit, ihn als stille Reserve für schlechte Zeiten zu betrachten. Ich würde ihn niemals verkaufen, gerade jetzt nicht, wo ich absolut am Ende bin – weil, nun ja, weil er für mich ein Talisman ist, auf dem der Segen einer sehr besonderen Heiligen liegt.

Es gibt zwei Situationen, in denen man einen Talisman nicht opfert: Wenn man nichts hat, und wenn man alles hat – das eine wie das andere ist ein Abgrund. Während all meiner Reisen – ganz gleich, ob ich Hunger hatte, bis an den Rand des Selbstmords verzweifelt war oder ein Jahr lang mit Hepatitis, von Fliegen umschwärmt, in einem glutheißen Krankenhaus in Kalkutta lag – die Weiße Rose blieb wohlbehütet. Hier in der YMCA-Unterkunft habe ich sie unter meinem Bett verborgen. Sie liegt in einem von Kate McClouds alten gelben Stricksocken, der seinerseits in meinem einzigen Gepäckstück, einer Reisetasche von der Air-France, versteckt ist. Und ich bezweifle, daß ich jemals wieder Battistoni-Hemden, Lanvin-Anzüge und Peal-Schuhe besitzen werde – was mir nur recht sein kann, da ihr Anblick dazu führen könnte, daß ich an dem ersticke, was ich erbrechen möchte.

•

In der vorletzten Nacht hatte es geregnet. Gegen Morgen bereitete dann trockene kanadische Luft der Hitzewelle ein Ende. Deshalb unternahm ich einen Spaziergang. Und wem ausgerechnet lief ich in die Arme? Woodrow Hamilton, dem Mann, der – zumindest mittelbar – verantwortlich ist für mein jüngstes niederschmetterndes Abenteuer. Ich stehe also im Central-Park-Zoo und betrachte gerade eingehend ein Zebra, als eine ungläubig klingende Stimme sagt: „P. B.?" Und diese Stimme gehörte ihm, dem Nachkommen unseres achtundzwanzigsten Präsidenten.

„Mein Gott, P. B., weißt du, wie du aussiehst?"

Ich wußte sehr wohl, wie ich in meinem schmierigen Leinenanzug aussah, der mir zur zweiten Haut geworden war. „Warum nicht?" fragte ich ihn.

„Oh, verstehe. Weißt du was?" sagte er. „Wir gehen rüber ins ‚Pierre' und trinken etwas."

Da ich keine Krawatte trug, wurde mir im „Pierre" kein Drink serviert. Also gingen wir in einen Saloon an der Third Avenue.

Mag sein, daß Woodrow wie das Musterbeispiel eines Hollywood-Bourgeois aussieht. Aber das ist im Grunde nichts als eine Tarnung, hinter der sich die weniger glatten Seiten seines Wesens verbergen. Ich hatte ihn zuletzt in den „Trois Cloches" in Cannes gesehen. Diese Begegnung lag inzwischen ein Jahr zurück. Er erzählte, er habe eine Wohnung in Brooklyn Heights und unterrichte Griechisch und Latein in einer Schule in Manhattan, in der Jungen auf das College vorbereitet würden. „Aber", fügte er halb versonnen und halb verstohlen hinzu, „ich habe daneben noch einen Teilzeitjob. Etwas, das dich interessieren könnte. Wenn mein Eindruck nicht täuscht, könntest du ein bißchen Extra-Geld gebrauchen."

Er griff in seine Brieftasche und reichte mir erst einen 100-Dollar-Schein – „Hab ich gerade heute nachmittag verdient, beim Tanz um den Maibaum mit einer Vassar-Absolventin, Auslese 09" –, dann eine Karte – „und so habe ich die Dame kennengelernt. Männer. Frauen. Krokodile. Vögeln zum Spaß und Geldverdienen. Auf jeden Fall zum Geldverdienen."

Auf der Karte stand: DER SELF-SERVICE. INHABER: MISS VICTORIA SELF. Dazu eine Adresse an der West Forty-second Street und eine Telefonnummer.

„Also", sagte Woodrow, „wasch dich, putz dich und geh zu Miß Self. Sie wird dir einen Job geben."

„Ich glaube nicht, daß ich das schaffen kann. Bin zu abgeschlafft. Außerdem versuche ich, wieder zu schreiben."

Woodrow knabberte an der Zwiebel aus seinem Gibson. „Einen *Job* würde ich das nicht nennen. Die paar Stunden in der Woche. Was für einen Service, glaubst du denn, bietet der Self-Service?"

„Einen Deckhengst-Service, ist doch klar."

„Aha, du hast also doch zugehört – du kamst mir leicht benebelt vor. Deckhengst-Service, genau. Aber nicht nur. Self ist allzeit bereit, überall alles zu bieten."

„Seltsam. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, mir dich als Miethengst vorzustellen."

„Ich auch nicht. Aber ich bin ein ganz bestimmter Typ: gute Manieren, grauer Anzug und Hornbrille. Glaub mir, die Nachfrage ist groß. Und Self-Service ist auf Vielfalt spezialisiert. Das Angebot umfaßt alles – von puertoricanischen Wüstlingen bis zu Börsenmaklern."

„Wo hat sie dich ausfindig gemacht?"

„Das ist eine Geschichte", sagte Woodrow, „die einfach zu lang ist." Er bestellte einen neuen Drink; ich lehnte ab. Ich hatte lange Zeit keinen Alkohol mehr angerührt, und jetzt war ich schon von einem einzigen Drink halb taub (Alkohol schlägt mir immer zuerst aufs Gehör).

Woodrow war irritiert, und vorsichtshalber schob ich seine 100 Dollar in die Innentasche meiner Jacke, so daß es ihm einige Schwierigkeiten bereitet hätte, sich den Schein wiederzuholen.

„Du schreibst also wieder", sagte er schließlich. „An einem Roman?"

„An einem Report. Einem Bericht. Ja, nennen werde ich das ganze vielleicht einen Roman. Falls ich je damit fertig werde. Natürlich, wirklich fertig werde ich mit nichts."

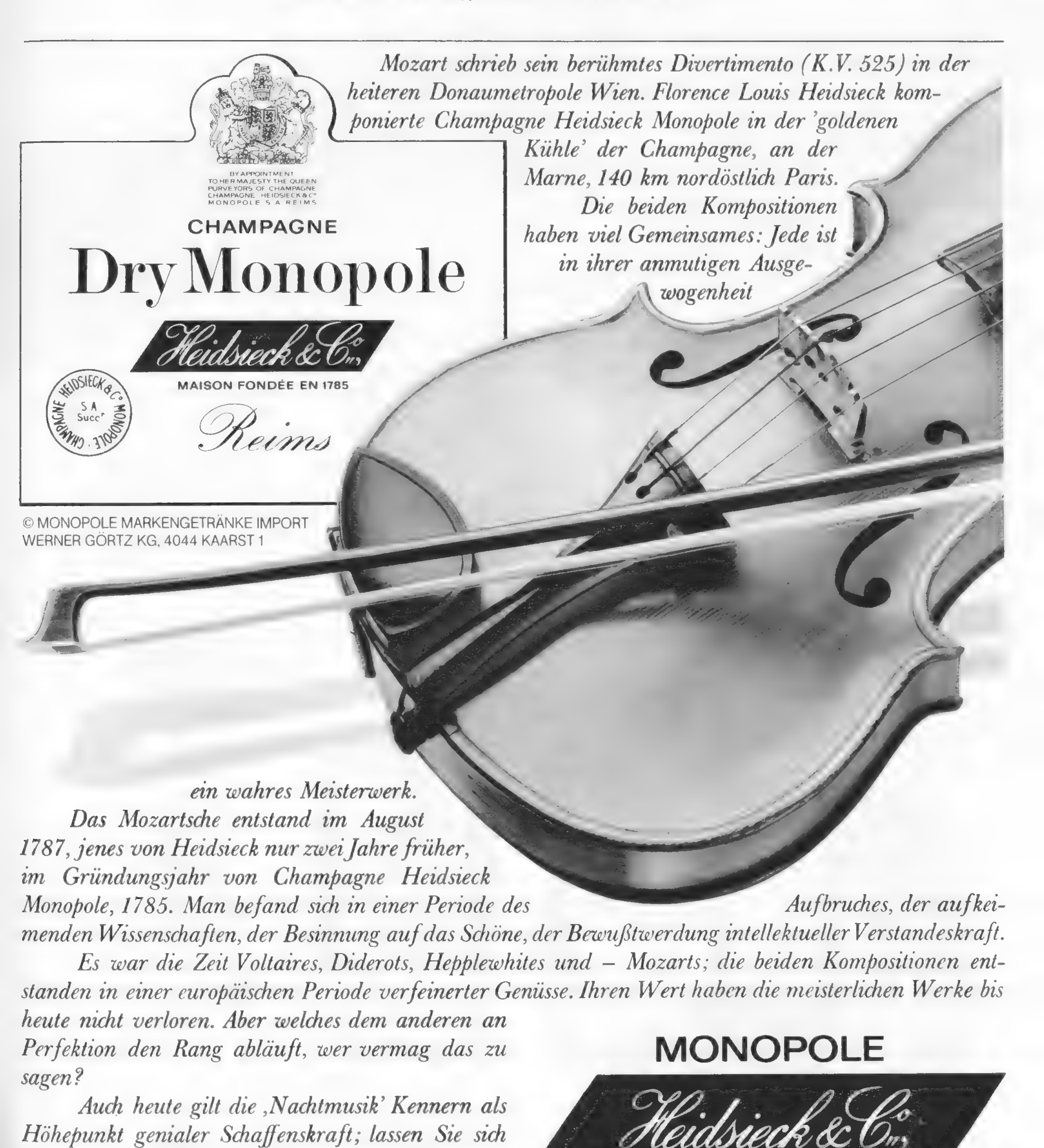
Am selben Nachmittag zog ich gegen fünf Uhr – die Leute strömten gerade aus ihren Büros – die Zweiundvierzigste Straße entlang und suchte nach der Hausnummer, die auf Miß Selfs Karte stand.

Ihre Geschäftsräume lagen im vierten Stock eines Gebäudes, in dem es keinen Fahrstuhl gab. Auf einer Tür mit Milchglasfenster stand in großen Lettern: DER SELF-SERVICE. Gleichwohl zögerte ich, wollte ich mich wirklich auf einen solchen Job einlassen? Nun, lieber den als irgendeinen anderen – zumindest, wenn es ums Geldverdienen ging. Dann kämmte ich mich, zog die Bügelfalten meines funkelnagelneuen 50-Dollar-Anzuges (Fischgrätmuster, mit zwei Hosen) glatt, klingelte und trat ein.

Das Empfangsbüro war fast leer – abgesehen von einer Bank, einem Schreibtisch und zwei jungen Herren, einem Sekretär, der hinter dem Schreibtisch saß, und einem schönen Mulatten mit einem modischen, dunkelblauen Seidenanzug.

Der Sekretär richtete mißbilligend seine grünen Augen auf mich. Ein Blondchen wie aus dem Bilderbuch! Seine Haut hatte jenen ölig-goldenen Schimmer, der auf lange Wochenenden in sonnigem Luxus schließen ließ. Aber er wirkte entschieden muffig, kühl wie der Rauch einer Mentholzigarette. Er fragte nach dem Zweck meines Besuchs, und ich antwor-

CHAMPAGNE HEIDSIECK MONOPOLE ZU KOMPONIEREN WAR UNGEFÄHR SO SCHWIERIG WIE MOZART'S „KLEINE NACHTMUSIK".



Mozart schrieb sein berühmtes Divertimento (K.V. 525) in der heiteren Donaumetropole Wien. Florence Louis Heidsieck komponierte Champagne Heidsieck Monopole in der 'goldenen Kühle' der Champagne, an der Marne, 140 km nordöstlich Paris.

Die beiden Kompositionen haben viel Gemeinsames: Jede ist in ihrer anmutigen Ausgewogenheit ein wahres Meisterwerk.

Das Mozartsche entstand im August 1787, jenes von Heidsieck nur zwei Jahre früher, im Gründungsjahr von Champagne Heidsieck Monopole, 1785. Man befand sich in einer Periode des Aufbruches, der aufkeimenden Wissenschaften, der Besinnung auf das Schöne, der Bewußtwerdung intellektueller Verstandeskraft.

Es war die Zeit Voltaires, Diderots, Hepplewhites und – Mozarts; die beiden Kompositionen entstanden in einer europäischen Periode verfeinerter Genüsse. Ihren Wert haben die meisterlichen Werke bis heute nicht verloren. Aber welches dem anderen an Perfektion den Rang abläuft, wer vermag das zu sagen?

Auch heute gilt die ‚Nachtmusik' Kennern als Höhepunkt genialer Schaffenskraft; lassen Sie sich gelegentlich von ihren Sätzen verzaubern. Am besten bei einer Flasche Champagne Heidsieck Monopole.

Wer denkt bei fettigem Haar schon an Haarausfall...

Fettiges Haar und Schuppen sind Risikofaktoren für das Haar, die zu vorzeitigem Haarausfall führen können. Das hat die internationale Haarforschung festgestellt.

Die Silvikrin-Haarpflegeserie beseitigt bei regelmäßiger Anwendung diese Risikofaktoren für beschleunigten Haarausfall: Schuppen und fettiges Haar.



Silvikrin Haarwasser-med
bewirkt, daß das Haar weniger schnell nachfettet, hilft wirksam gegen Kopfjucken, beseitigt Schuppen und verhindert deren Neubildung.

Damit wird vorzeitigem Haarausfall vorgebeugt. Silvikrin Haarwasser-med gibt es gegen Schuppen/fettiges Haar und gegen Schuppen/trockenes Haar.

Silvikrin Shampoo-med
wirkt normalisierend auf die Talgdrüsenaktivität und vermindert das Nachfetten der Haare. Es ist schonend mild und kann unbedenklich täglich angewendet werden.

So können Haar und Haarboden regeneriert und das Leben der Haare wirksam verlängert werden. Silvikrin Shampoo-med gibt es gegen fettiges Haar, gegen Schuppen und für trockenes/normales Haar.

Silvikrin Haarschaum
ist eine neuartige Kombination aus Haarkur und Haarfestiger und wird nach der Haarwäsche angewendet.

Er kräftigt das Haar, hält es gesund und verlangsamt das Nachfetten.

Gleichzeitig gibt er der Frisur Halt, Form und Fülle.

Neo-Silvikrin
ist ein hochwirksames Konzentrat gegen vorzeitigen Haarausfall, mit dem besonders gefährdete Stellen gezielt behandelt werden können.







Silvikrin. Pflege, die Ihr Haar erhält.

DR. CARL HAHN GMBH
DÜSSELDORF

S - 4/81 PL 12

tete, ich käme auf Empfehlung von Woodrow Hamilton.

„Dann müssen Sie unseren Bogen ausfüllen", sagte er. „Wollen Sie sich als Klient bewerben? Oder als potentieller Angestellter?"

„Als Angestellter."

„Schade", meinte die schwarze Schönheit nachdenklich, „schade. Ich hätte nichts dagegen gehabt, dir deine Eier durchzukneten, *daddy*."

Darauf befahl der Sekretär säuerlich wie eine Gouvernante: „Heb deinen wunden Arsch von meinem Schreibtisch, Lester, und schieb ab zu deinem 5-Uhr-30-Termin im Hotel Americana."

Als ich das Formular ausgefüllt hatte – nichts als die üblichen Fragen: Alter, Anschrift, Beruf, Familienstand –, zog der Sekretär ab in ein hinter dem Empfangsraum gelegenes Büro. Kaum war er weg, kam dieses Mädchen hereingeschlendert, ein übergewichtiges, aber verdammt attraktives Mädchen, mit einem rosig-weichen, runden Gesicht und einem Paar prallen Titten, die unruhig unter ihrem sommerlichen rosa Kleid wippten.

Sie hockte sich neben mich hin und schob sich eine Zigarette zwischen die Lippen. „Wie sieht's aus?" fragte sie mich. „Wo ist Butch? Butch!" rief sie und stand auf, um den zurückkehrenden Sekretär in die Arme zu schließen.

„Maggie!"

„Butch!"

„Maggie!" Und dann, nachdem er wieder zu sich gekommen war: „Du Miststück. Fünf Tage. Wo bist du gewesen?"

„Hast du Maggie etwa *vermißt?*"

„Leck mich. Was zähl' *ich* schon? Aber der Opa aus Seattle. Ein Riesentheater hat er gemacht, als du ihn Donnerstag abend versetzt hast."

„Tut mir leid, Butch. Wirklich."

„Aber wo bist du gewesen, Maggie? Zweimal bin ich in dein Hotel gelaufen. Hundertmal hab ich angerufen. Hättest zumindest mal reinschauen können."

„Ich weiß. Aber versteh doch – ich hab geheiratet."

„Geheiratet? Maggie!"

„Bitte, Butch. Es ist nichts Ernstes. Es wird überhaupt nicht stören."

„Ich kann mir nur schwer vorstellen, was Miß Self dazu sagen wird." Und endlich erinnerte sich der Sekretär an mich. „Oh, ja, Miß Self wird Sie jetzt empfangen, Mr. Jones. Miß Self", sagte er, während er mir die Tür öffnete, „das ist Mr. Jones."

Sie trug kein Make-up, und ihr Kleid – ihre Uniform, wäre wohl treffender – war aus jener blauen Serge, wie sie Aufseherinnen in Frauengefängnissen zu tragen pflegen. Eine Dame, der es ebenso an Luxus gebrach wie ihren Geschäftsräumen. Mit einer Ausnahme – an ihrem





„Also abgemacht:
Wenn du an mich glaubst, glaube ich auch an dich"

Handgelenk entdeckte ich eine ovale Uhr aus Gold mit römischen Ziffern. Meine Freundin Kate McCloud hatte genau die gleiche Uhr getragen. John F. Kennedy hatte sie ihr geschenkt, und sie stammte von Cartier in London, wo sie 1200 Dollar gekostet hatte.

„Nehmen Sie bitte Platz." Ihre Stimme klang zart wie Porzellan, aber ihre kobaltblauen Augen blickten stahlhart wie die Mündungen von Trommelrevolvern. Sie warf einen Blick auf die Uhr, die so wenig zu ihrer ganz und gar uneleganten Aufmachung paßte. „Trinken Sie mit? Es ist schon nach fünf."

Aus einer Schreibtischschublade zog sie zwei Schnapsgläser und eine Flasche Tequila hervor – ein Getränk, das ich nie zuvor probiert hatte und von dem ich auch nicht erwartete, daß ich es mochte. „Wird Ihnen schmecken", sagte sie. „Ist Musik drin. Und jetzt erzählen Sie mal. Haben Sie diese Arbeit schon einmal gemacht? Berufsmäßig, meine ich?"

Interessante Frage. Ich dachte einen Augenblick nach. „Ich würde nicht gerade sagen *berufsmäßig*. Aber gegen Bezahlung schon."

„Das ist berufsmäßig genug. Prost!" sagte sie und nahm einen kräftigen Zug Tequila. Sie verzog das Gesicht und schüttelte sich. „*Buenos Dios,* das haut hin. Machen Sie schon", sagte sie. „Kippen Sie's weg. Sie werden's mögen."

Es schmeckte wie parfümiertes Benzin.

„Und jetzt", fuhr sie fort, „werde ich Ihnen klaren Wein einschenken, Jones. 90 Prozent unserer Klienten sind Männer im mittleren Alter, und die Hälfte davon will's nicht normal. Wenn Sie sich hier also ausschließlich als einer fürs Normale verdingen wollen, dann vergessen Sie's. Können Sie mir folgen?"

„Durchaus."

Sie zwinkerte mir zu und goß sich ein zweites Glas ein. „Sagen Sie, Jones, gibt es etwas, das Sie nicht tun würden?"

„Ich lasse mir's nicht machen. Ich mach's bei denen, aber nicht die bei mir."

„Ah so?" Sie war also eine Deutsche. Man hörte es, obwohl ihr Akzent schwach war. „Und wie steht's mit S und M?"

„Mit allem Drum und Dran?"

„Ja, mein Lieber. Peitschen, Ketten, Zigaretten – alles, was dazugehört."

„Ich fürchte nein."

„Ah so? Hat das etwas mit moralischen Vorurteilen zu tun?"

„Ich halte nichts von Grausamkeit. Auch dann nicht, wenn es anderen Vergnügen bereitet."

„Dann sind Sie also noch niemals grausam gewesen?"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Stehen Sie auf", sagte sie. „Ziehen Sie Ihre Jacke aus. Drehen Sie sich herum. Noch einmal. Schade, daß Sie nicht ein bißchen größer sind. Aber Sie haben eine gute Figur. Und keinen Bauch. Wie sieht's unten herum bei Ihnen aus?"

„Bisher habe ich keinen klagen gehört."

„Vielleicht ist unser Publikum anspruchsvoller. Die erste Frage lautet immer: Wie groß ist sein Glied?"

„Wollen Sie's sehen?" fragte ich und fingerte an meinem Hosenschlitz.

„Zu Taktlosigkeiten besteht kein Anlaß, Mr. Jones. Sie werden die Erfahrung machen, daß ich zwar die Dinge beim Namen zu nennen pflege, aber dennoch keine taktlose Person bin. Und jetzt nehmen Sie wieder Platz", sagte sie und füllte



aufs neue unsere Tequila-Gläser. „Bis jetzt war ich der Frager. Und was möchten Sie von *mir* wissen?"

Was mich interessiert hätte, war ihre Lebensgeschichte. Es gibt wenige Menschen, die so spontan meine Neugier geweckt haben wie sie. War sie vielleicht vor Hitler geflohen? War sie eine Veteranin der Hamburger Reeperbahn? Außerdem kam mir der Gedanke, daß sie vielleicht gar nicht der eigentliche Chef dieses Unternehmens war, sondern daß sie nur als Strohmann einer Mafia-Organisation eingesetzt war.

„Hat's Ihnen die Sprache verschlagen? Also gut, ich glaube, Sie wird interessieren, welche finanziellen Spielregeln bei uns gelten. Die Standardgebühr beträgt 50 Dollar für jede gebuchte Stunde. Dieser Betrag wird zwischen uns aufgeteilt. Darüber hinaus können Sie jedes Trinkgeld behalten, das Ihnen der Klient gibt. Natürlich ist die Gebühr nicht immer gleich. Es kommt vor, daß Sie wesentlich mehr bekommen. Außerdem gibt es Prämien für jeden akzeptablen Klienten oder Mitarbeiter, den Sie anwerben. Und dann", sagte sie und schätzte mich drohend ab, „gibt es bei uns eine Reihe von Regeln, denen Sie sich zu unterwerfen haben. Drogen und zuviel Alkohol sind verboten. Unter keinen Umständen werden Sie jemals direkt mit einem Klienten verhandeln – sämtliche Buchungen laufen über den Service. Außerdem ist jedes private Treffen eines Mitarbeiters unseres Service mit einem Klienten strikt untersagt. Jeder Versuch, mit einem Klienten heimlich geschäftliche Abmachungen zu treffen, bedeutet sofortige Entlassung. Und jeder Versuch, einen Klienten zu erpressen oder ihn irgendwie bloßzustellen, führt zu massiver Bestrafung – und das heißt mehr als nur Entlassung."

Es waren also tatsächlich die finsteren sizilianischen Spinnen, die dieses Netz gewebt hatten.

„Habe ich mich deutlich ausgedrückt?" wollte sie wissen.

„Sehr."

Der Sekretär unterbrach uns. „Mr. Wallace ist am Telefon. Es ist sehr dringend. Ich glaube, er ist sternhagelblau."

„Deine Meinung interessiert uns nicht, Butch. Stell ihn bitte durch, das reicht." Kurz darauf nahm sie von einem der Apparate, die auf ihrem Schreibtisch standen, den Hörer ab. „Hier Miß Self. Wie geht es Ihnen, Sir? Ich dachte, Sie seien in Rom. Na, ich hab's in der *Times* gelesen. Daß Sie in Rom seien und eine Audienz beim Papst gehabt hätten. Oh, ich bin überzeugt, daß Sie recht haben: Was für ein Happening! Ja, ich kann Sie gut hören. Ich verstehe. Ich verstehe." Sie schrieb etwas auf einen Block. Ich konnte lesen, was sie schrieb, da es zu meinen Talenten zählt, Buchstaben auch dann lesen zu können, wenn sie auf dem Kopf stehen: *Wallace, Suite 713, Hotel Plaza.* „Es tut mir leid, aber Gumbo ist nicht mehr bei uns", sprach sie dann ins Telefon. „Diese schwarzen Burschen sind so unzuverlässig. Aber es wird in Kürze jemand bei Ihnen sein. Keine Ursache. Danke sehr."

Sie musterte mich ausgiebig. „Mr. Wallace ist ein hochgeschätzter Klient." Ein weiterer langer Blick. „Wallace ist nicht sein wirklicher Name. Wir benutzen für sämtliche Klienten Pseudonyme. Für Mitarbeiter übrigens auch. Sie heißen Jones. Wir werden Sie Smith nennen."

Ich rief Mr. Wallace von einem der billigen Goldtelefone in der Empfangshalle des Plaza aus an. Ein Hund meldete sich. Ich hörte, wie ein Hörer zu Boden fiel und ein höllisches Gebell begann. „Heh, heh, dasssisss blooß mein Hund", vernahm ich dann eine lallende Stimme. „Jedesmal, wennnes Telefon klingingelt, schnnnappt er sich den Hörer. Sssind Sie der Bbbursche vom Service? Na, dann ffflitzen Sie mal hoch hier."

So lernte ich meinen ersten Klienten des Self-Service kennen.

•

Heimgekehrt in meine YMCA-Herberge überfielen mich wie so oft heftige Erinnerungen an Italien.

Als ich an einem Winterabend in Venedig allein an einem Tisch von „Harry's Bar" saß, erfuhr ich, daß Denny wenige Tage zuvor in Rom gestorben war. Dort hatte ich mich mit ihm verabredet, war aber aus Feigheit nicht hingefahren.

Mimi erzählte es mir. Mimi war ein Ägypter, der selbst den dicken König Faruk an Leibesfülle übertraf. Er schmuggelte Drogen und pendelte zwischen Kairo und Paris hin und her. Denny hing an Mimi oder zumindest an den Drogen, die Mimi besorgte, aber ich kannte ihn nur sehr flüchtig. Ich war überrascht, als Mimi, kaum, daß er mich in „Harry's Bar" entdeckt hatte, zu mir herübergewatschelt kam, mir mit seinen feuchten Himbeerlippen die Wange küßte und sagte: „Ich muß einfach lachen. Sooft ich an Denny denke, muß ich lachen. Er selber hätte auch gelacht. So zu sterben! Das konnte nur Denny passieren."

Mimi stutzte und zog seine rasierten Augenbrauen hoch. „Ah. Sie wußten's noch gar nicht? Es war die Entziehungskur. Wenn er beim Kokain geblieben wäre, hätte er noch 20 Jahre weitergelebt. Aber die Entziehungskur hat ihn umgebracht. Er saß auf der Toilette und nahm irgendein billiges Zeug, als sein Herz stehenblieb."

Wenn Mimi die Wahrheit sprach, dann würde Denny auf dem protestantischen Friedhof von Rom beerdigt – aber als ich im nächsten Frühling hinfuhr und nach

Schenken und schenken lassen: Sennheiser

Ein richtiger HiFi-Fan will hören, hören, hören! Die größte Freude, die Sie ihm machen können: Ihm etwas schenken, was ihn besser hören läßt und seine Anlage perfekt macht.
Sennheiser-Kopfhörer bringen das ganz optimal. Denn sie sind erstens sehr leicht. Zweitens: Sie sind in zahllosen Tests als die Klangbesten bezeichnet worden. Und: Sie sind zeitlos im Design, passend zu jeder HiFi-Anlage.
Schauen Sie sich 'mal beim guten Fachhandel um. Sennheiser hat ein tolles Programm an Perfektion.
Zum Schenken und schenken lassen.

Übrigens: Sennheiser-Kopfhörer sind mit Universalstecker ausgerüstet, passen an alle gängigen HiFi-Geräte.

Vier aus dem großen Sortiment der Perfekten von Sennheiser.

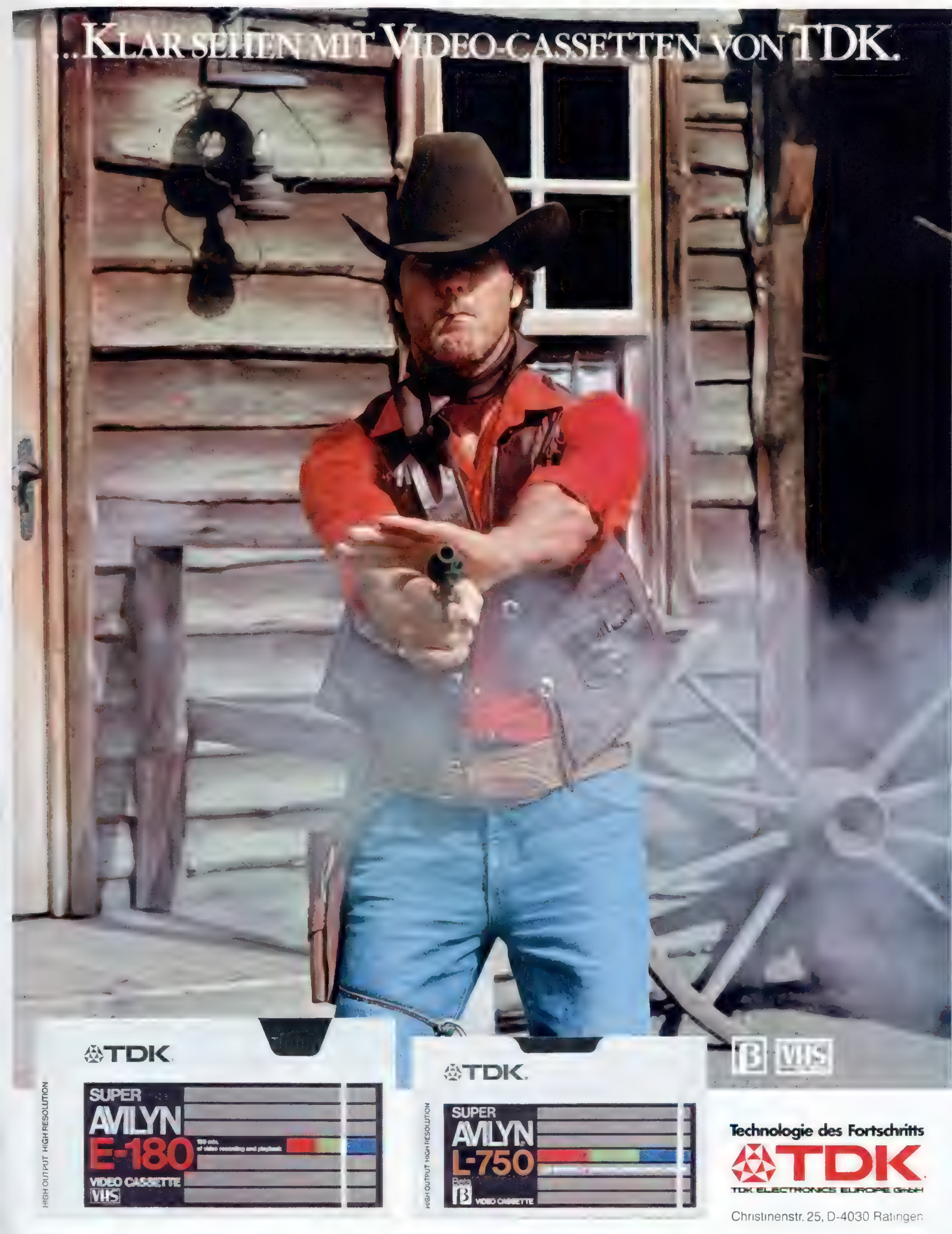


Perfekter Klang hat seinen Namen

SENNHEISER

z. B. HD 414: Übertragungsbereich 20–20.000 Hz.
Gewicht ca. 73 g.

BORSCH. STENGEL & PARTNER



Schweiz: Sacom S.A., Allmendstr. 11, CH-2562 Port bei Biel · Österreich: Othmar Schimek, Aiglhofstr. 10, A-5020 Salzburg

seinem Grab suchte, konnte ich es nicht finden.

Viele Jahre lang hatte ich eine besondere Vorliebe für Venedig. Meinen ersten europäischen Winter habe ich von Anfang bis Ende in Venedig verbracht, wo ich ein paar kleine, ungeheizte Zimmer im obersten Stockwerk eines Palazzo am Canal Grande bewohnte. Nie wieder habe ich eine solche Kälte erlebt wie damals. Es gab Augenblicke, in denen mir die Chirurgen Arme und Beine hätten amputieren können, ohne daß ich auch nur den geringsten Schmerz verspürt hätte. Trotzdem war ich nicht unglücklich; denn ich war überzeugt, daß das Werk, an dem ich in jenen Tagen schrieb – *Sleepless Millions* –, ein Meisterstück war. Heute weiß ich, was es tatsächlich war: eine Wassersuppe aus surrealistischer Prosa.

Im März, als ich die Arbeit an meinem Manuskript abgeschlossen hatte, schickte ich eine Kopie an meine Agentin Margo Diamond, eine pockennarbige Mistfliege, die von einer ihrer Klientinnen, meiner alten und längst abgelegten Gönnerin Alice Lee Langman überredet worden war, sich meiner anzunehmen. Margo antwortete, sie habe den Roman dem Verleger meines ersten Buches, *Answered Prayers,* vorgelegt. „Ich tat dies jedoch", schrieb sie mir, „ausschließlich aus Höflichkeit, und wenn das Manuskript zurückgeschickt wird, werden Sie sich, fürchte ich, um einen neuen Agenten bemühen müssen. Ich gebe zu, daß meine Meinung nicht zuletzt von Ihrem Verhalten gegenüber Miß Langman beeinflußt wird, besonders von der ungewöhnlichen Art, in der Sie dieser Dame ihre Großzügigkeit gedankt haben. Gleichwohl würde ich nicht so reagieren, wenn ich bei Ihnen Talent spürte. Wäre es deshalb nicht klüger, wenn Sie sich nach einem anderen Beruf umsähen, solange Sie noch jung genug dafür sind?"

Miststück! Mein liebes Kind (dachte ich), das wird dir leid tun! Und selbst noch, als ich in Paris eintraf und im American-Express-Büro einen Brief des Verlegers vorfand, in dem er das Buch ablehnte und anfragte, was mit dem Manuskript geschehen solle – selbst da blieb mein Glaube an meine Begabung unerschütterlich.

Ich war damals ganz einfach überzeugt, daß mich die Freunde von Miß Langman zum Opfer einer literarischen Lynchjustiz machen wollten, weil ich sie verlassen hatte.

Von meinen mannigfaltigen Betrügereien und dem Ersparten hatte ich 14 000 Dollar übrigbehalten, und ich wollte nicht in die USA zurück. Eine Heimkehr mit hängendem Schwanz und einem unverkauften Roman unter dem Arm erforderte jemanden, der entweder weniger oder mehr Charakter hatte als ich.

Zu den bemitleidenswertesten Gestalten unseres Planeten, trauriger als ein Haufen heimatloser Eskimos, gehören jene Amerikaner, die sich aus angeblich ästhetischen Gründen oder wegen sexueller oder finanzieller Probleme zu einem Leben im Ausland entschließen. Der Umstand, daß man Jahr um Jahr im Ausland überlebt, ab Januar den Frühling von Taroudannt in Marokko, dann nach Taormina auf Sizilien und von dort nach Athen, bis man schließlich im Juni in Paris ankommt, ist für viele bereits Rechtfertigung genug, sich anderen überlegen zu fühlen. Und doch wurde ich nach und nach von dieser elenden Karawane aufgesogen, wenn es auch eine Weile dauerte, bis ich merkte, was sich wirklich mit mir ereignet hatte: daß ich zum Verlierer geworden war.

•

Ein Wetterumschwung; Schauer, ein belebender Sprühregen, der Gestank und Staub vertrieb, mit denen die Hitzewelle Manhattan erfüllt hatte. Wenn auch nichts auf der Welt jemals meine heißgeliebte YMCA-Herberge von den altvertrauten Schweiß- und Lysoldüften befreien würde. Ich schlief bis zum Mittag und rief dann beim Self-Service an, um ein für sechs Uhr nachmittags vereinbartes Tref-



fen mit irgendeinem ältlichen Homo abzusagen, der im Yale Club wohnte.

Aber dieses von der Sonne geküßte Miststück, dieser goldbraune Sekretär Butch, sagte: „Spinnst du? Hier geht's um einen 1000-Dollar-Arsch. Einen problemlosen kleinen Benjamin Franklin."

Als ich Einwände erhob („Ehrlich, Butch. Ich hab Mordskopfschmerzen"), gab er den Hörer an Miß Self höchstselbst weiter, und sie pfiff mich an wie eine KZ-Aufseherin („Also? Wollen Sie nun arbeiten oder nicht? Wir brauchen keine Dilettanten!").

Okay, okay. Ich duschte, rasierte mich und erschien im Yale Club mit offenem Kragen und geschnittenen Haaren, diskret, nicht dick, nicht weibisch, zwischen 30 und 40 Jahre alt, ziemlich gut bestückt in der Hose und mit gutem Benehmen. Genau das, was der Typ bestellt hatte.

Er schien zufrieden mit mir, und es gab keinen Ärger – hinlegen, die Augen schließen, gelegentlich ein künstlich-lustvolles Stöhnen. Aber die üblichen sexuellen Bilder waren es nicht, die heute vor meinem geistigen Auge auftauchten.

Statt dessen dachte ich an einen blinden Masseur im YMCA, der per Anhalter aus Kalifornien geflohen war, als ihn seine Frau verstoßen hatte. Und daß ich eine Kurzgeschichte über ihn schreiben sollte. Ich dachte auch an den puertoricanischen Friseur meiner Freundin Kate McCloud; und an einen Psychoanalytiker, der seine Patientin gebumst hatte. Mir kam der Gedanke, daß all diese Menschen ein und dieselbe Person seien und alles, was sie getan und erfahren hatten, ein und dieselbe Geschichte: Gefühlsmord, begangen im Namen der Liebe.

Und während die immer noch sanft fortlebende Leidenschaft meines Klienten erschlaffte, ging mir ein Titel durch den Kopf: *Mojave*. Das sollte mein neuer Romantitel werden.

Beim Abschied gab mir der Klient – ich bediente mich gewohnheitsmäßig der Terminologie von Miß Self – seine Karte (was einmalig unter den auf Anonymität versessenen Kunden war) und sagte, wenn ich die Großstadt einmal satt hätte, solle ich ihn anrufen. Ich sei willkommen als Urlaubsgast auf den Appleton Farms. Sein Name sei Roger W. Appleton, und Mrs. Appleton – so ließ er mich mit einem freundlichen und nicht im geringsten vulgären Augenzwinkern wissen – sei eine verständnisvolle Frau. „Alice ist eine prachtvolle Person. Aber unruhig. Sie liest viel." Was für mich nichts anderes bedeutete, als daß er ein Spielchen zu dritt vorschlug. Wir schüttelten uns die Hände, und ich versprach, mir die Sache zu überlegen. Und weiß Gott, sie *war* überlegenswert: ziellos dahinziehende Rinder, grüne Weiden, Rosen, nichts mehr von . . .

Von alledem! Kein Schnarchen. Kein übelriechender Atem. Keine Erstickungszustände. Nicht mehr das traurige Schlappschlapp suchender Füße. Auf meinem Weg „nach Hause" – haha – erstand ich im Ausverkauf eine Flasche Gin –, eine Sorte von Göttergesöff, mit der man ganze Scharen von alterprobten Säuferkehlen hätte ausbrennen können. Die Hälfte davon schüttete ich mit zwei gewaltigen Schlucken in mich hinein. Dann machte ich mich daran, *Mojave* zu schreiben; schrieb einen Absatz, nickte, und dachte an Denny Fouts.

Stopp. Du bist am Ende, P. B. Du bist ein Verlierer, ein saudämlicher, besoffener Verlierer, P. B. Jones. Gute Nacht also. Gute Nacht, Mr. und Mrs. Amerika und alle Schiffe auf See – in welchem Meer ihr auch sinken mögt. Und eine ganz besonders gute Nacht für die weise Philosophin Florie Rotondo, acht Jahre. Florie, ich hoffe – und ich meine es ernst, Schatz –, daß du niemals ins Innere unseres Planeten vorgedrungen bist, niemals Uran entdeckt hast, Rubine und unverdorbene Monster. Ich hoffe aus ganzem Herzen, daß du aufs Land gezogen bist und dort glücklich lebst bis an dein Ende.



DIE BOMBAY-METHODE *(Fortsetzung von Seite 108)*

im Ostblock, die damals von West-Maschinen gar nicht oder nur unter bestimmten Umständen angeflogen werden durften. Eine derartige Routenangabe konnte überdies die Neugier westlicher Geheimdienste erregen, zumal wenn das Gepäck auf seinem Flug in ein rotes Land noch einen amerikanischen Transitflughafen passieren mußte.

Ich möchte aber betonen, daß wir uns keineswegs von rassistischen oder chauvinistischen Vorurteilen leiten ließen, wenn wir das Gepäck eines fiesen Passagiers nach Bombay spedierten. Allerdings mußten wir Arne, unseren Belgier, von der Abfertigung französischer Flugpassagiere fernhalten. Denn im Gegensatz zu den Spielregeln, die eine „Bombay-Tour" nur bei Individuen gestatteten, die uns keine andere Wahl ließen, bestand Arne darauf, französisches Gepäck grundsätzlich nach Bombay zu schicken.

Unsere Auswahlmethode war durchaus einfach: Es war stets ein Passagier, der Ärger machte. Also ungefähr jeder achtzigste. Ein bißchen Gemecker nahmen wir bei unserem Job natürlich immer in Kauf, aber wenn's ehrenrührig wurde, verhängten wir unausweichlich die „Bombay-Tour", gegen die es keine Berufung gab.

Unserem Chef, Scrowston, mußte in jenen Monaten geschwant haben, daß da etwas nicht geheuer war. Doch wenn er etwas argwöhnte, hat er sich bestimmt gedacht, daß uns das immerhin von größerem Unsinn abhielt. Denn wir blockierten nun nicht mehr die Lautsprecheranlage des Flughafens, um den Abflug einer Maschine zum Mars auszurufen oder die Schalterhalle mit dem Zischen und Pfeifen von Dampflokomotiven zu beschallen.

Erst Clare, unser temperamentvolles Mädchen aus Belfast, schaffte es, daß man uns auf die Schliche kommen mußte: Sie dirigierte das Gepäck einer geistlichen Delegation aus dem Vatikan nach Rußland um. Grund war, daß einer der hochgestellten Kirchenmänner unsere Clare bezichtigt hatte, ihm für die paar Dollar, die er einwechseln ließ, viel zu wenig Geld ausgehändigt zu haben. Kaum war er gegangen, bekam unsere Clare einen Tobsuchtsanfall und ließ sich dazu hinreißen, dem vatikanischen Würdenträger über den Lautsprecher nachzurufen: „Würde sich bitte der Pfaffe, der mich als Gaunerin beschimpfte, umgehend am BOAC-Schalter melden, damit ich ihm in die Eier treten kann, falls er welche hat."

Das war sicherlich nicht der richtige Weg, vorurteilslos einen neuen Kandidaten für die „Bombay-Tour" zu küren. Und – wie immer der Fall auch liegen mochte – unser Chef fühlte sich bemüßigt einzugreifen. Er beorderte Clare in sein Büro und sagte: „Hör mal, Baby, da bist du ein bißchen zu weit gegangen. Die Typen sind okay, kapiert?"

Doch Clare ließ sich weder vergattern noch besänftigen. Sie schickte die klerikalen Koffer nach Moskau ab, allerdings über New York, wo sie – wie wir später herausbekamen – von mißtrauischen US-Zollbeamten in einem alten Ruderboot auf See geschleppt und in die Luft gesprengt wurden.

•

Die Computertechnik hat es heute unmöglich gemacht, kunstvolle Reise-Etappen für eine „Bombay-Tour" auszutüfteln. Seit damals bin ich auch selbst der „Bombay-Tour" anderer Fluggesellschaften zum Opfer gefallen, oder wenn nicht – dann zumindest einer ungeheuerlichen Schlamperei. Aber ich muß in aller Bescheidenheit sagen, daß ich nie einen Anlaß für eine „Bombay-Tour" gegeben habe. Schließlich war ich als einer der Erfinder dieser Methode viel zu gewitzt, den Bogen zu überspannen.

Entscheidend ist, daß man als Passagier weiß, wie weit man sich gehenlassen darf, wenn man beim Einchecken gerade schlechter Stimmung ist. Man sollte stets daran denken, daß es zwei Arten von Flugreisenden gibt – diejenigen, deren Gepäck irrtümlich auf die „Bombay-Tour" verladen wird, und die anderen, die es nicht anders verdient haben.

Wenn es mich traf, habe ich mich stets süßsauer lächelnd gefügt und die Prozedur ergeben ihren Lauf nehmen lassen.

„Was, Sie haben meine Koffer nach Hanoi geschickt? Wie reizend von Ihnen!"

Geduld ist da das ganze Geheimnis.

Außerdem mußte ich leider an mir selbst erfahren, daß Siggie damals über den Flughafen von San Juan die reine Wahrheit berichtete. Vielleicht hatte er alles etwas zu reichlich ausgeschmückt, aber meine Erfahrungen haben mich leider gelehrt, daß mein alter Freund nicht zu sehr übertrieben hatte, als er uns mal von den Leistungen unserer Kollegen unter der heiteren Sonne der Karibik vorschwärmte. Ich meine, was die Talente bei der Ausgestaltung von „Bombay-Touren" anbetrifft.

„Wenn man in San Juan mit Gepäck einchecken muß, kann man auch gleich die Koffer zum nächsten Parkplatz schleppen und sie dort in Brand setzen", hatte Siggie gesagt. „Die Kerle am Abfertigungsschalter sind die wahren Künstler der ‚Bombay-Tour', glaubt mir! Ich habe die höchste Achtung vor ihnen."

Kann ich verstehen. Ich weiß ja schließlich auch, wovon ich rede.



DER TRICK DES MATROSEN

EROTISCHE LEGENDE

Ein junger Matrose war viele Monate zur See gefahren und hatte auf so manche Freuden des Daseins verzichten müssen. Also machte er sich am Tage seiner Abmusterung in Hamburg eilig auf den Weg, um das zu finden, was er am meisten vermißt hatte.

Da er sich nicht auskannte, fragte er den erstbesten auf der Straße um Rat. „Du hast Glück", sagte der, „ich kenne eine junge Kaufmannsfrau, die zahlt dir sogar noch etwas für deine Liebe. Du mußt aber dort, wo es drauf ankommt, doppelt ausgestattet sein. Davon träumt sie. Laß dir also etwas einfallen." Der Mann zwinkerte ihm zu und nannte die Adresse.

Der Matrose überlegte sich, wie er die Aufmerksamkeit der Frau erregen könnte. Und was ihm einfiel, war schon etwas außergewöhnlich: Er ließ sich an den Seiten der beiden Schlitze seiner Matrosenhose jeweils die Wörter FÜR DEN LINKEN und FÜR DEN RECHTEN einsticken. Dann ging er zu der angegebenen Adresse, stellte sich gegenüber dem Haus in Positur – und wartete.

Bald kam ein junges Mädchen auf ihn zugelaufen. Die Frau des Hauses lasse grüßen und fragen, ob er ihr nicht seine Aufwartung machen wolle. So kam er in das Bürgerhaus, wo die Frau auf ihn wartete und ohne viel Umschweife fragte: „Nun sagt, wie seid Ihr eigentlich beschaffen?"

„Ja", meinte der Matrose nicht ohne Stolz, „nicht jeder hat das. Die einen haben Geld. Mein Schatz aber liegt hier versteckt." Dabei deutete er auf seinen Hosenlatz.

Ob sie es denn einmal ausprobieren könne, und was es koste, fragte ihn die Kaufmannsfrau. Flink antwortete er: „Gewöhnlich zahlt man mir 300 Taler für das eine und 200 Taler für das andere." Sie wurden handelseinig und begaben sich schnell in das verdunkelte Schlafgemach, wo die Frau gleich das eine Ding für die 300 Taler ausprobierte, das der Matrose auch wacker links herausgezogen hatte.

Nun konnte sie es kaum erwarten, auch das 200-Taler-Ding kennenzulernen, aber er verlangte höflich erst nach einer Mahlzeit. Er brauche eine Stärkung. Anschließend beglückte er sie mit dem 200-Taler-Ding, das diesmal auf der rechten Seite zum Vorschein kam.

Beide waren höchst zufrieden. So angenehm verdientes Geld hatte der Matrose noch nie in seinen Taschen gehabt. Als er sich verabschiedete, musterte sie seine Kleidung, mit der er nicht gerade viel Staat machen konnte. Und da auch sie geschäftstüchtig war, schlug sie ihm vor, er solle sich doch von den soeben verdienten Talern neu einkleiden. Sie nannte ihm das Geschäft ihres Mannes, wobei sie wohlweislich verschwieg, daß der Kaufmann ihr Ehegespons war.

Der Matrose ging und steuerte geradewegs auf den Laden des Alten zu. Dieser war nicht wenig erstaunt, als er merkte, daß sein so schäbig gekleideter Kunde die Taschen voller Geld hatte. Er glaubte, einen Dieb vor sich zu haben, und wollte der Sache auf den Grund gehen. „Wein macht so manche Zunge locker", dachte er und bot dem Matrosen ein Gläschen an. Und bald schon erzählte der junge Mann dem Alten, wie er zu soviel Geld gekommen war, ja er nannte ihm sogar Straße und Hausnummer seiner großzügigen Dame.

„So, so!" sagte der Alte. Im stillen verfluchte er sein treuloses Eheweib und kochte vor Wut. Doch er beherrschte sich und wandte sich wieder an den Kunden: „Sagt, wann ist Euer nächstes Stelldichein?" Der Matrose gab ihm bereitwillig Auskunft, wann er die Kaufmannsfrau wieder beglücken werde.

„Da ich gern solche Geschichten höre", sprach der Kaufmann zu ihm, „mache ich Euch einen Vorschlag: Kommt nach Eurem Treffen mit der Dame wieder zu mir und erzählt mir davon. Ich werde es Euch mit 300 Talern entlohnen."



ILLUSTRATION: RAINER HARTMETZ

Der Tag kam heran, der Matrose besuchte wieder die Frau des Kaufmanns. Die beiden trieben das gleiche Spiel wie beim erstenmal. Als die Frau ihrem Geliebten ein stärkendes Mahl zubereitete, warf sie einen Blick aus dem Küchenfenster und wurde starr vor Schreck. Ihr Mann kam geradewegs auf das Haus zugerannt.

Blitzschnell versteckte sie ihren Galan im Spind, wo sie ihre Stoffe aufbewahrte. Der Kaufmann stürzte in die Wohnung und wütete vor Eifersucht. Da er aber ihren Liebhaber nicht finden konnte und sie entrüstet seine Verdächtigungen zurückwies, glaubte er schließlich, der Matrose habe ihn nur auf den Arm genommen. Allerdings staunte er nicht schlecht, als dieser wieder im Laden auftauchte und ihm berichtete, wie die beiden den gehörnten Ehemann übertölpelt und sich, nachdem er wieder in sein Geschäft zurückgekehrt war, auf den Stoffballen vergnügt hatten. Zähneknirschend zahlte der Kaufmann dem Matrosen das versprochene Geld und lief, als dieser gegangen war, nach Hause. Dort angekommen verwüstete er die Stoffballen, die seiner Frau und dem Matrosen als Liebeslager gedient hatten, und brach erschöpft zusammen.

Als der Matrose ihn einige Tage später wieder im Laden besuchte, traf er den Kaufmann um Jahre gealtert an. Er erzählte ihm, daß er sich das nächste Mal mit der Kaufmannsfrau auf dem Bleichhof vor der Stadt treffen wolle, dort wo die Frauen die Wäsche trockneten. Und der Alte, halb verrückt vor Eifersucht, beschloß, daß ihm diesmal der Galan nicht entkommen sollte. So sicher war er, daß er dem Matrosen zusagte: „Hört zu, wenn Ihr mir anschließend von diesem Liebestreffen in allen Einzelheiten berichtet, so vermache ich Euch meine ganze Barschaft."

Am genannten Tag mietete der Kaufmann eine Truppe Söldner und ließ den Bleichhof umzingeln. Seine Frau, die gerade Wäschestücke zusammenlegte, brüllte er an: „Hinaus mit dir! Der Bleichhof wird abgebrannt." Sie jedoch jammerte: „Laß mich wenigstens noch die Wäsche in Sicherheit bringen. Hilf mir, den schweren Korb hinauszutragen." Also schleppte er mit ihr den riesigen Wäschekorb hinaus. Natürlich ahnte er nicht, daß unter den Linnen der Matrose versteckt war.

Als schließlich das Feuer überall in hellen Flammen loderte, war er sicher, daß es diesmal kein Wiedersehen mit dem Matrosen geben würde. Doch der tauchte tags darauf fröhlich im Laden des Alten auf. Der Kaufmann glaubte, ein Gespenst zu sehen. Er stierte den Matrosen an, faßte sich ans Herz und brach tot hinter dem Ladentisch zusammen.

So wurde aus dem Matrosen ein Kaufmann. Zweierlei allerdings unterschied ihn von allen anderen Kaufleuten in der Stadt. Er trug immer Matrosenhosen und löschte immer das Licht, wenn er mit seiner Frau zu Bett ging.

Nacherzählt von Gudrun Ley



Prince Charles Edward's Liqueur
DRAMBUIE
Ein königliches Geschenk, um die schönsten Stunden zu genießen.
DRAMBUIE
Prince Charles Edward's Liqueur
DRAMBUIE
A LINK WITH THE "45"
Drambuie trinkt man pur, on the rocks oder
– ganz besonders zu zweit – als aufregenden Mix.
Drambuie Fizz
4 cl Drambuie, 2 cl Gordon's Dry Gin,
3 cl frischen Limetten- oder Zitronensaft
In einem Shaker mit viel Eis kurz und kräftig
shaken und in ein halbhohes Glas (Tumbler)
abseihen. Mit Sodawasser auffüllen. Auf einen
Stecker eine halbe Zitronenscheibe und eine
Cocktailkirsche spießen und ins Glas legen.

WEG DIE POST *(Fortsetzung von Seite 98)*

Im Verwaltungsrat der Post sitzen neben den obligaten zehn Politikern (die Post gehört schließlich dem Staat) vor allem Personalvertreter der Bundespost (sieben Mitglieder). Diese sind meist altgediente Postgewerkschafter, deren Verpflichtung gegenüber den 470 000 Mitarbeitern es nie und nimmer sein kann, Dampf zu machen und das Unternehmen so zu fahren, als stünde es im Wettbewerb.

Dazu kommt ein „Sachverständiger" für Finanzen, er ist zugleich der oberste Vermögensverwalter des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Walter Hesselbach (Bank für Gemeinwirtschaft, Frankfurt). Neben dem Gewerkschafter Hesselbach figuriert ein weiterer „Sachverständiger" für das Nachrichtenwesen, Hans Baur, Vorstand der Münchner Siemens AG. Und wenn man weiß, daß die Post, das größte Unternehmen im Lande mit 40 Milliarden Mark Jahresumsatz und etwa 12 Milliarden Mark Investitionen, das meiste dieser monatlichen Milliarde an die Firma Siemens AG in München vergibt, kann der Sachverständige für das Nachrichtenwesen kaum die Stimme der Verbraucher sein. Fünf Mitglieder schließlich vertreten die „Gesamtwirtschaft" – einer davon ist zugleich Chef des Verbandes der öffentlichen Verkehrsbetriebe, also auch ein Mann des Staates und der Monopolwirtschaft. Ein zweiter ist der Chef des Deutschen Bauernverbandes, wobei man sich wirklich fragt, welche Bedeutung die Post wohl für das morgendliche Melken hat. Zwei Mitglieder sind echte Unternehmer und ein letzter Präsident der Handwerkskammer Düsseldorf.

Die Millionen, die im nächsten Jahr 80 statt 60 Pfennige auf einen einfachen Brief kleben müssen, sind im Postverwaltungsrat nirgends vertreten. Sonst hätte der Verwaltungsrat nicht diese unglaubliche Preistreiberei der Post abgesegnet.

Nun besitzt die Bundespost aber nicht nur das vergehende Briefmonopol, sondern auch jenes andere, das viel „modernere", das Monopol im Fernmeldewesen. Nach dem „Gesetz über Fernmeldeanlagen" hat sie das ausschließliche Recht, „Nachrichten, Zeichen, Bilder oder Töne" zu übermitteln oder zu empfangen. Daß ihr dieser Anschluß vom geschriebenen ans gesprochene, inzwischen gefunkte Wort (und Bild) gelang, ist der Weitsicht jenes preußischen Postreformers Heinrich von Stephan zu verdanken. Im Oktober 1877 ließ er in Berlin zwischen dem (staatlichen) Generalpostamt und dem (staatlichen) Generaltelegrafenamt eine Leitung legen, mit je einem Apparat des amerikanischen Erfinders Alexander Graham Bell am Ende, und „telefonierte" (von griechisch „tele" = weit und „phon" = die Stimme). Stephan: „Meine Herren! Diesen Tag müssen wir uns merken."

Das Reichs-Telegraphen-Gesetz von 1892 monopolisierte das Telefon für den Staat und seine erweiterte Fassung von 1928 auch noch den Funk und Rundfunk. Deutschland besitzt damit die staatlichste aller denkbaren Lösungen für die Übertragung von Daten und Nachrichten, wie sie in dieser scharfen Form fast nur noch im Ostblock zu finden ist.

Es gibt Länder mit privaten Telefonnetzen und privaten Funkstationen, die in Konkurrenz untereinander stehen, wie in den USA. Es gibt private Telefonnetze, die ein Monopol haben, wie in vielen südamerikanischen Ländern. Es gibt staatliche Telefonnetze, aber mit privatem Funk, wie in Spanien oder in Italien. Selbst in Staaten mit staatsmonopolistischem Fernsprechnetz und staatlichem beziehungsweise öffentlich-rechtlichem Rundfunk gibt es inzwischen zumindest private Rundfunk- und Fernsehsender, wie in Großbritannien, für Frankreich („Radio Monte Carlo") oder in den Niederlanden. Sogar die konservative Schweiz hat inzwischen einen ersten, wenn auch nur halblegalen, privaten Rundfunksender, „Radio 24", der von Italien aus die Region Zürich bestreicht. Nur die Bundesrepublik Deutschland ist der absolut geschlossene Laden: Nicht einmal ein privates Radarwarngerät fürs Auto, das nichts anderes tut als piepen, ist bei uns erlaubt.

Jeder ortsüberwindende Piepser ist also von postalischen Gnaden. Logisch, daß ein solches Monopol nach den Regeln der Kunst ausgeschlachtet wird: Das Angebot wird künstlich verknappt oder künstlich

SPENCER

„. . . wenn wir schon zaubern können, warum sind wir dann so häßlich?"

Es freut uns, daß wir schon so viele Karrieren mitgemacht haben.



Wir sind Ihre Parker Pen GmbH
Gutenbergstraße 1, 7570 Baden-Baden
„Im Fachgeschäft"

PLAYBOY Taschen Bücher

Programm im Dezember '81



Der Monat Dezember präsentiert ein PLAYBOY-Taschenbuch-Programm, das Ihren Lesehunger in den Feiertagen, aber auch davor und danach stillt: die Jagd auf eine Schlange, deren Biß tödlich ist und die eine ganze Stadt terrorisiert, ein erotisches Sachbuch, das sich mit den neuesten Tendenzen unserer Lieblingsbeschäftigung auseinandersetzt, ein pralles Sittengemälde der Jahrhundertwende, ein neues Buch von Bestsellerautor Rudolf Braunburg, sowie eine SF-Anthologie der absoluten Spitzenklasse.



Flüsterwitze haben ihren besonderen Reiz, denn nicht umsonst werden sie nur hinter der vorgehaltenen Hand erzählt. Dieser Band enthält die besten, die in der DDR und über sie kursieren.
Originalausgabe
6809 DM 5,80/öS 45,–



Ist es normal oder bereits abartig, wenn man an Partnertausch und Gruppensex teilnimmt? Gehören diese Liebesvarianten bereits zum Alltag unserer Gesellschaft? Ein Sachbuch, das keine Fragen offen läßt.
Originalausgabe
6254 DM 5,80/öS 45,–



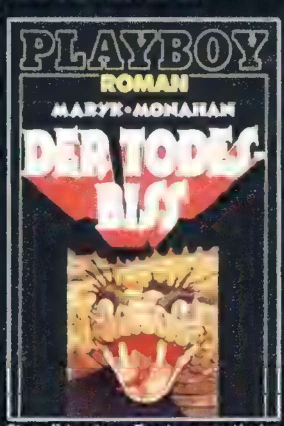
Als Pilot und Bestsellerautor versteht es Braunburg wie kaum ein anderer, über seine Passion zu erzählen. Dieser Report setzt sich mit dem Risiko und den Gefahren der Fliegerei auseinander.
Originalausgabe
6621 DM 5,80/öS 45,–



Mit fünfzehn gibt sich die Baronesse einem Stallmeister hin, und damit ist ihr Leben von grenzenloser Leidenschaft zu Männern geprägt, die sie schließlich in die Gosse führt. Ein Sittengemälde der Jahrhundertwende.
Originalausgabe
6255 DM 5,80/öS 45,–



Der „Nebula" ist der wichtigste internationale Preis für Science Fiction-Autoren. Dieser Band enthält die drei preisgekrönten Stories des Jahres 1969 von Harlan Ellison, Robert Silverberg und Samuel R. Delany.
6723 DM 6,80/öS 55,–



Sie soll in einen Zoo transportiert werden und kann dabei entweichen: die Giftschlange, deren Biß innerhalb von drei Minuten tötet. Es folgen Tage des Schreckens, denn eine ganze Stadt droht ihr Opfer zu werden.
Deutsche Erstausgabe
6126 DM 6,80/öS 55,–



Unter dem hohen Anspruch, für jeden etwas zu bieten, erscheinen Monat für Monat 6 neue Titel. Zum Beispiel bringt diese Taschenbuch-Reihe die beliebten Interviews aus dem weltweit erfolgreichen Magazin PLAYBOY. So werden Gedanken und Meinungen großer Persönlichkeiten unserer Zeit „unsterblich". Zündende Witze und humorvolle Cartoons sorgen für lebendige Unterhaltung. Erotische Geschichten, niveauvoll erzählt, erfreuen den Kenner. Brisante, aktuelle Themen werden schonungslos angepackt. Serien innerhalb der Reihe, wie Science Fiction, Report, Interview …, sorgen dafür, daß Liebhaber und Sammler in ganz bestimmten Interessenbereichen voll auf ihre Kosten kommen. Und immer wieder runden literarische Meisterwerke namhafter Schriftsteller das Programm ab.

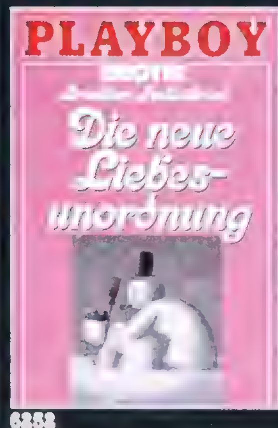
Playboy-Bestseller



6620
DM 6,80/öS 55,–



6615
DM 6,80/öS 55,–



6252
DM 7,80/öS 65,–



6618
DM 6,80/öS 55,–



6805
DM 5,80/öS 45,–

verteuert. Wer nachts einen deutschen Sender hören will, muß sich mit dem Einheitsbrei der ARD *Musik bis zum frühen Morgen* bescheiden. Amerika, du hast es besser. In Miami, zum Beispiel, unterhalten den Hörer um zwei Uhr nachts elf UKW-Stationen: mit Pop oder Klassik, mit Disco oder Diskussionen. Deutsche, die auf die Knöpfe 5 bis 12 ihres TV-Fernbedieners drücken, kriegen nur mit Glück ein zusätzliches Fernsehprogramm rein, obwohl die technischen Möglichkeiten für jede Menge weiterer Programme vorhanden sind. 1, Erstes Programm, 2, ZDF, 3. Drittes, 4, die Programme der Anliegerstaaten je nach Wohnort – und damit, Ende.

Das Telefonmonopol ist derweil aus der Phase der künstlichen Verknappung herausgerückt. Als in den sechziger Jahren noch Hunderttausende auf einen Telefonanschluß warteten, den damals private Telefongesellschaften, wie in den USA, noch am selben Nachmittag einrichteten, gründete Wilhelm Hübner seine Post-Protestbewegung. Inzwischen warten nur noch 86 000 (Ende 1980), werden Anschlüsse schneller verlegt, oft schon in einer Woche, selbst die Engpässe bei der Einrichtung von Telexanschlüssen oder beim Autotelefon nahmen deutlich ab. Jetzt ist das Fernsprechmonopol in der Phase der künstlichen Verteuerung. Zwar weist die Post ihre „Kostenüberdeckung" (welch ein schöner Ausdruck für das alte Wort „Profit") im Fernmeldewesen nur mit 13,3 Prozent aus, in absoluten Zahlen 3 Milliarden Mark für 1980 nach 4,7 Milliarden im Jahre 1979. Doch die Mysterien der postinternen Rechenarten sind von Außenstehenden nicht lösbar. Eben: Wem rechnet man das Gehalt des Ministers zu?

Würde die Post nur das Fernmeldemonopol bedienen, dies bei der heutigen Zahl der Benutzer und zu den derzeitigen Gebühren, käme ein Gewinn von mindestens fünf Milliarden Mark zusammen. Das wäre auch nicht artfremd: Der private amerikanische Fernsprechgigant AT & T schüttet im Monat eine Milliarde an seine Aktionäre aus, in Form von Dividenden oder reinvestiertem Reingewinn. Für die rund 21 Millionen Hauptanschlüsse in der Bundesrepublik bedeuten die fünf Milliarden Monopolprofit nach Ansicht von Wilhelm Hübner eine „Sondersteuer". In der Tat kommen pro Anschluß gut und gern 200 Mark im Jahr zusammen, die die Post eigentlich vergüten könnte – wenn sie nicht . . .

Wenn sie nicht das gelbe Monopol subventionieren müßte. Auch der (blaue) Geldbereich macht nicht nur Freude. Der Gelddienst der Post (Zahlungsanweisungen, Zahlkarten) ist mit 63,3 Prozent Kostendeckung im Minus. Und wenn die Post nicht den allgemeinen Bundeshaushalt subventionieren müßte, mit 3,918

PEUGEOT 604 STI.
Gottseidank hat nicht jeder den gleichen Geschmack.

So wie er hier vor Ihnen steht, mit einem sympathischen Schuß Understatement, profiliert sich der PEUGEOT 604 im Feld der 6-Zylinder-Limousinen. In diesem Automobil fühlen sich all jene Automobilisten wohl, deren Individualismus und deren Niveau wohl eine gewisse Distanz zum Üblichen zeigt.

Die klassische Synthese aus Größe, Ästhetik und Leistung, das selbstverständliche Angebot höchster Ausstattung und Bequemlichkeit und die souveräne Ruhe und Fahrkultur des 604 harmonieren auffallend gut mit Stil und Persönlichkeit der PEUGEOT-Fahrer.

Denn Understatement ist die sympathische Maxime aller PEUGEOT-Eigner. Denken Sie einmal darüber nach, über diesen sympathischen 6-Zylinder.

Abb. und Beschreibung: PEUGEOT 604 STI, 2664 ccm, 106 kW (144 DIN PS). Metallic-Lackierung gegen Aufpreis.

- Verbrauch bei 90 km/h 8,5 l, 120 km/h 10,8 l, im Stadtzyklus 16,8 l Super auf 100 km (DIN 70030).
- Wirtschaftliches, laufruhiges V6-Triebwerk.
- K-Jetronic-Benzineinspritzung, wartungsfreie Transistorzündung.
- 5-Gang-Getriebe.
- 4 Leichtmetallfelgen mit Breitreifen TRX 190/65 HR 390.
- Geschwindigkeits-Regelanlage.
- Servo-Lenkung.
- Elektronischer Drehzahlmesser.
- Zentralverriegelung für Türen, Fenster, Schiebedach und Tankschloß.
- Stahlschiebedach und Scheibenheber vorn elektrisch.
- 2 Rückfahrscheinwerfer, 2 integrierte Nebelschlußleuchten.
- Colorverglasung, Sekuriflex-Verbundglas-Frontscheibe.
- Velours-Polsterung, Kopfstützen vorn und hinten.
- Scheinwerfer-Höhenverstellung von der Fahrerposition aus.
- Von innen einstellbarer Außenspiegel.
- Dauerhafter Korrosionsschutz. 6 Jahre Garantie gegen Durchrostung.

Diesel-Modell:
604 SR Diesel turbo, 2304 ccm, 59 kW (80 DIN PS).

Rund 1.500 Vertragshändler/-Werkstätten beraten Sie.

Finanzierung oder Leasing durch die P.A. Creditbank.



Bekenntnis zur Qualität

Milliarden 1980 und 3,5 Milliarden 1979.

Mit ihrem Fernmeldeangebot liefert die Post beileibe nichts Erstklassiges: Daß man in einer Telefonzelle angerufen werden kann, eine Alltagsübung in Amerika, wird in Deutschland gerade erst ausprobiert. Von Telefonen, die gewählte Nummern automatisch wiederholen, wenn besetzt war, will die Post nichts wissen. Und das gilt auch für Apparate, die man an sein Telefon anschließt, deren transportables Teil dann in die Aktentasche kommt: Per Funk kann man sein Telefon benutzen, alle Anrufe erreichen einen ebenso. In den Entwicklungsabteilungen von Nixdorf, SEL und Siemens werden Telefonanlagen vorgeführt, die bis zu 30 verschiedene Funktionen in sich tragen. Das deutsche Bundespost-Einheitstelefon kennt nur drei: Anrufen, Angerufenwerden und das Klingelzeichen.

Die Telefontechnik wird vom deutschen Monopol ebenso defensiv gehandhabt, wie der Telefonservice. Jeder, der versucht hat, tagsüber die Auskunft zu erreichen, weiß Bescheid. Solange es keine privaten Konkurrenten zum Staatstelefon gibt, wäre es blauäugig, etwas anderes zu erwarten als eben Muffigkeit. Doch auch darüber ist es müßig zu diskutieren. Wo die Alternative eines freien Marktes fehlt, hat es keinen Sinn, den Hörer hinzuknallen. Der Postbenutzer kann niemals „Kunde" sein, denn er hat nur die Möglichkeit, sich über die Deutsche Bundespost zu äußern. Das ist wie mit der Werkskantine, wenn das nächste Restaurant zehn Kilometer entfernt liegt: Man ißt und schweigt.

So festgefügt das Monopol auch scheint, so stark und immer im Recht, so schnell wird die Zeit doch dieses Problem lösen. – Der technische Fortschritt läßt die Tage des Fernmeldemonopols zu Ende gehen. Die Post überholt sich sozusagen selbst.

Der Monopolbrecher heißt nicht Hübner; es sind nicht die Herren des Postverwaltungsrates, die jäher Reformeifer übermannt. Nein, der Monopolbrecher heißt BIGFON, die Abkürzung für „Breitbandig Integriertes Glasfaser-Fernmeldeortsnetz".

BIGFON stellt eine Jahrhundert-Erfindung dar vom Range der Dampfmaschine. BIGFON sind haarfeine Glasfasern, die so viele Nachrichten- und Fernmeldeimpulse auf einmal möglich machen, daß im Grunde alle Deutschen auf einmal miteinander telefonieren und zugleich noch Tausende von Fernschreiben, Teletexten und Telefaxen, von Videokonferenzen und Faksimilezeitungen, von Bildschirmtexten und Fernsehprogrammen gleichzeitig empfangen können.

BIGFON verhält sich zum herkömmlichen Kupferdrahtkabel der Post, wie dieses zur Buschtrommel. Die Glasfaser kann nie knapp werden, denn den dazu nötigen Quarz gibt es als Sand am Meer. Alle Kosten, die bei BIGFON entstehen, sind die der einmaligen „Verkabelung", für die die Post bereits die ersten 150 Millionen Mark lockergemacht hat.

Am 8. Mai 1981 hat Postminister Kurt Gscheidle BIGFON in großen Worten vorgestellt: „Die Glasfaser – für alle gewünschten Dienstleistungen." Die ersten 350 Telefonkunden sprechen bereits in Berlin über Glas. Und ein paar Hüttenwirte im Wendelsteingebirge. Denen hat man Glasfaserkabel gelegt, damit der Blitz nicht immer ihre metallenen Telefonleitungen aufschmaucht.

Natürlich möchte die Post auch BIGFON monopolisieren. Wer Gscheidles Staatssekretär Dietrich Elias auf der Berliner Funkausstellung im September dieses Jahres in Halle 10 erlebte, wie er jovial von den „Segnungen der Glasfasertechnik" sprach, der weiß, wie gern das Monopol noch weiterleben möchte. Allein, es wird nicht gehen.

Zum einen gibt es rechtliche Probleme: Durch die neuen Glasfasern flitzen optische Impulse. Das ist nicht das, was im Fernmeldegesetz von 1977 als „unter Verwendung elektrischer, an einem Leiter entlang geführter Schwingungen" definiert ist ... Wenn das Schicken von Licht durch gläserne Fasern unters Fernmeldemonopol fällt, dann müßte jeder Bürger einen Postberechtigungsschein beantragen, wenn er nur seine Augen öffnen will zum Schauen, was auch nichts anderes ist als das Empfangen von Lichtimpulsen.

Zum anderen wird das Verschicken von Licht durch die BIGFON-Systeme so billig werden, daß eine Monopolisierung nicht mehr denkbar ist ... Auch die Luft kann nicht besteuert werden. Der Post wird bestenfalls ein Sockelbetrag bleiben, so eine Art Steuer, weil sie Entwicklungskosten getragen, Probeleitungen eingerichtet hat.

Kurt Gscheidle hat in seiner BIGFON-Rede eine „gleichzeitige Übertragung auf *einer* Anschlußleitung" verheißen: „Mehrere Telefongespräche, zwei bis vier Fernsehprogramme, 24 Stereorundfunkprogramme, ein Fernsehtelefongespräch mit Farbfernsehqualität."

Dieses vielfältige Kommunikationsangebot kann nicht in einer Hand bleiben, kann nie und nimmer „öffentlich-rechtlich" erarbeitet werden.

Daß sich das Briefbeförderungsmonopol so lange hat halten können, war reiner Zufall. Es wurde ins Telegrafen- und Fernsprechmonopol übergeleitet. Das staatliche Eisenbahn- und Personenbeförderungsmonopol zerbrach dagegen, als die Autos aufkamen. Der Staat konnte nur die Straßen behalten, aber der Verkehr darauf ist seither frei.

Ebenso wird es der Post ergehen.



An den Grenzen des Universums

(Fortsetzung von Seite 142)

eine Boeing 747 hindurchfliegen zu lassen.

Niels Bohr füllte dieses Loch aus, indem er behauptete, der Zusammenbruch des Zustandsvektors existiere nur in unseren Köpfen. Sie haben richtig gelesen, das ist kein Druckfehler. Und ich vereinfache jetzt auch nicht über Gebühr. Der Physiker Bryce DeWitt erklärt uns unumwunden: „Die Kopenhagener Interpretation fördert den Eindruck, daß der Zusammenbruch des Zustandsvektors und sogar der Zustandsvektor selbst nur in der Vorstellung bestehen." Für den normalen Menschen mag das nicht alarmierend klingen; für den traditionellen Physiker jedoch hört sich das an, als wolle Bohr behaupten, die Ziegelwand, gegen die Sie gerade mit dem Kopf gelaufen sind, existiere nur in Ihrer Vorstellung.

Bohr war kein Solipsist, kein Verfechter der Lehre, nach der die Welt für den Menschen nur in seinen Vorstellungen besteht; er behauptete nicht, der Zustandsvektor existiere nur in *seiner* Vorstellung. Aber seine Theorie scheint, zumindest für seine Kritiker, eine Art Gruppensolipsismus zu implizieren – eine Andeutung, das der Wissenschaft bekannte Universum sei womöglich nicht ein Modell des realen Universums, sondern lediglich nahe damit verwandt: eine Reflexion, wie es der menschliche Geist fertigbringt, sich Modelle des realen Universums zu erstellen.

DAS MODELL DER PARALLELWELTEN hat seinen Ursprung in der Science-fiction, und einige Physiker glauben, man hätte es dort lassen sollen. Es ist jedenfalls eine logische und schlüssige Alternativerklärung, warum, zum Teufel, dieser unberechenbare Zustandsvektor versagt. Kurz gesagt: Alles, was mit ihm geschehen kann, geschieht mit ihm.

Das Denkmodell ist auch bekannt als „Everett-Wheeler-Graham-Modell" – nach den drei Physikern der Princeton-Universität Hugh Everett, John Archibald Wheeler und Neil Graham, die es aufgestellt haben. Ich weiß nicht, was sie damals geraucht haben, aber in ihrer Deutung ist es allen Ernstes möglich, daß eine Münze, die man in die Luft wirft, mit Kopf und Zahl – in verschiedenen Universen landet! Der Zustandsvektor versagt in allen Richtungen, wie die wirklichen Quantengleichungen besagen. Wir sehen nur *ein* Resultat, weil wir uns nur in *einem* Universum befinden; aber im Universum gleich nebenan werden ein anderes Sie und ein anderes Ich ein anderes Resultat sehen.

Wie Bryce DeWitt geschrieben hat: „Ich erinnere mich immer noch lebhaft an den Schock, den ich bei meiner ersten Begegnung mit dieser Auffassung von den Parallelwelten erlebte. Die Vorstellung von Abermilliarden leicht unvollkommener Kopien seiner selbst, die sich laufend in weitere Abbilder aufspalten ... das ist für einen normalen Menschenverstand nicht gerade leicht zu verdauen." Das ist es gewiß nicht, aber DeWitt und andere haben dieses Modell als den am wenigsten absurden Ausweg aus dem Problem der Quantenungewißheit akzeptiert.

Wenn Sie sich mit der Vorstellung befreunden können, daß man sich in der Welt gleich nebenan an Adolf Hitler als einen volkstümlichen Künstler erinnert, der nie in die Politik gegangen ist; und daß in der nächsten Welt daneben sich John F. Kennedy entschloß, nicht am 22. November 1963 nach Dallas zu fahren, und so ein reifes Alter erreichte; und daß in einem weiteren Universum keine Spur von Ihnen zu finden ist, weil Ihre Eltern sich nie begegneten – dann können Sie den Weg der Parallelwelten aus der Quantenanarchie einschlagen. Andernfalls müssen Sie zurück nach Kopenhagen, wo das uns vertraute Universum in unseren Köpfen besteht, oder voran zu den verborgenen Parametern, wo Raum und Zeit nicht wirklich existieren.

DIE THEORIE DER VERBORGENEN PARAMETER wurde von Albert Einstein begründet, wenn er auch nie ausdrücklich die Bezeichnung „verborgene Parameter" verwendete. Dennoch ärgerte sich Einstein stets über die Quantenunsicherheit und griff die Quantenmechanik von jedem möglichen Gesichtspunkt aus an, wobei er seine Einstellung in dem berühmt gewordenen Ausspruch zusammenfaßte: „Gott spielt nicht Würfel mit dem Universum." 1952 wies Dr. David Bohm nach, der damals als brillantester Schüler des amerikanischen Atomphysikers J. Robert Oppenheimer galt, daß Einsteins Kritik der Quantentheorie Gültigkeit besäße, wenn es eine *Subquantenebene* gäbe: eine Welt unterhalb der Quantenwelt. Bohm legte auch dar, daß diese Subquantenwelt die verborgenen Parameter sein könnten, die den andernfalls anarchistischen Zustandsvektor zusammenbrechen lassen. Dies aber nur, wenn die angenommenen Parameter „nicht ortsgebunden" funktionieren. Effektiv bedeutet dies, *nur* wenn Raum und Zeit nicht so existieren, wie wir es uns vorstellen.

Der Haken an der Kopenhagener Lösung ist nur, daß dieser Weg zu der Schlußfolgerung führt, daß alles, was wir zu wissen glauben, nur eine Konstruktion unseres Verstandes ist. Physik wird damit ein Zweig der Psychologie: Sie sagt uns nicht, was das Universum tut, sondern was unser Verstand tut, um seine Eindrücke zu Vorstellungen zu ordnen.

Der Haken an dem Modell der Parallel-

Canon AE-1. Die erfolgreichste 35-mm-Reflexkamera der Welt. In 5 Jahren 5.000.000 Stück.

Gute Fotos macht man mit Canon!



Die Canon AE-1 ist mit mehr als 4,5 Millionen Exemplaren die erfolgreichste 35-mm-Reflexkamera, die je gebaut wurde! Sie bietet computergesteuerte, automatische Blendensteuerung bei Verschlußzeitenvorwahl und Canon-Blitzautomatik. In aller Welt wurde sie zum Symbol für eine neue Kamera-Technologie, die anspruchsvolle Reflexfotografie für ein großes Publikum ermöglichte. Mehr als 50 Original-Canon-Objektive und umfangreiches Zubehör machen die Canon AE-1 universell einsetzbar.

Verkauf im Fachhandel und in den Fachabteilungen der Kaufhäuser. Informationen auch bei Euro-Photo GmbH, Linsellesstraße 142-156, D-4156 Willich 3. Der „Canon Shop" bietet Ihnen ein großes Programm an Fotoliteratur und Freizeitartikeln. Bitte fordern Sie Sonderprospekt an.

welten ist – wie elegant es auch in bezug auf den Zustandsvektor in die Quantengleichung passen mag –, daß die meisten von uns einfach nicht an Milliarden und Abermilliarden von Universen glauben können – jedes so unendlich in Raum und Zeit wie das, in dem wir uns zu befinden meinen –, wo alles, was nur geschehen kann, auch wirklich geschieht.

Und der Haken an der Theorie der verborgenen Parameter war immer, daß niemand zu behaupten wagte, er hätte eine Subquantenwelt gefunden, jenseits von Zeit und Raum, in der die verborgenen Parameter funktionieren konnten.

Bis vor kurzem.

•

„Ihre Theorie ist verrückt, aber nicht verrückt genug, um wahr zu sein."

(Niels Bohr zu einem jungen Physiker)

•

Im Jahre 1964 veröffentlichte Dr. John S. Bell eine Darstellung, bei der sich Physikern heute noch immer die Haare sträuben. Bell hat anscheinend bewiesen, daß Quantenwirkungen „nicht ortsgebunden" im Sinne der Theorie von David Bohm sind; das heißt, sie sind nicht einfach hier *oder* dort, sondern *beides*. Das bedeutet offensichtlich, Raum und Zeit sind nur für unsere kreatürlichen Sinnesorgane real: *Wirklich* real sind sie nicht.

Dies war der erste Schritt zur Lösung des Geheimnisses von Freuds explodierendem Bücherschrank und ähnlicher parapsychologischer Rätsel. Doch niemand erkannte es sofort. Weitere Erklärungen kamen – wie so oft in der Wissenschaft – aus drei Quellen zugleich.

Anfang bis Mitte der sechziger Jahre haben Charles Muses, ein an der Parapsychologie interessierter Mathematiker, Dr. Timothy Leary, der LSD-Forscher, und Cleve Backster, ein Polygraphexperte, der außersinnliche Wahrnehmung bei Pflanzen untersucht hatte, die Behauptung aufgestellt, daß Bewußtsein nicht allein im Gehirn seinen Sitz habe, sondern bis hinunter zur Ebene der Zellen, Moleküle, Atome – und vielleicht sogar noch tiefer.

Der erste, der eine vollständige Quantentheorie auf dieser Basis konstruierte, war Dr. Evan Harris Walker, ein Physiker, der an der Entwicklung neuer Waffen arbeitete.

Dr. Walker erklärt diese Theorie in einer zusammen mit Dr. Nick Herbert verfaßten wissenschaftlichen Arbeit: „Die Bewußtseinstheorie der verborgenen Parameter besagt: 1. Es gibt eine Subquantenebene unterhalb der erkenntnistheoretischen Struktur der normalen Quantenmechanik; 2. Dinge, die auf dieser Subquantenebene geschehen, sind die Elemente fühlenden Seins. Dies vorausgesetzt, stellen wir fest, daß unser Bewußtsein die physischen Ereignisse mit-

tels der Gesetze der Quantenmechanik kontrolliert."

Könnte das nicht möglicherweise bedeuten, was es auszusagen scheint? Aber ja, es bedeutet genau das, was es sagt: Unser Bewußtsein *lenkt* die physischen Ereignisse mittels der Gesetze der Quantenmechanik. *Wir* sind die verborgenen Parameter – oder ein Teil davon.

Seit Jesus ausgerufen hat: „Ich habe gesagt: Ihr seid Götter" (Joh. 10.34), hat es keine radikalere Behauptung gegeben.

Walker und Herbert haben diese Theorie speziell auf die Psychokinese angewandt – und hier nähern wir uns sehr der Erklärung von Freuds explodierendem Bücherschrank. Mittels einer von Walker gefundenen Gleichung zur Vorhersage des Ausmaßes der Quantenschwankungen, die vom menschlichen Geist verursacht werden können, haben sie die vorhergesagten Resultate in einer klassischen Langzeituntersuchung der angeblichen Psychokinese-Funktionen mit den tatsächlich erhaltenen Resultaten verglichen.

Die Experimente wurden seit 1949 von Haakon Forwald, einem ehemaligen Elektroingenieur, während eines Zeitraums von über 20 Jahren, ausgeführt. Forwalds Resultate entsprechen genau der Vorhersage von Walkers Gleichung. Personen, die wahllos fallende Würfel zu beeinflussen versuchten, erzielten, entsprechend Walkers Gleichung, weit mehr als nur zufällige Ergebnisse.

Herbert ging gedanklich noch weiter. Der Direktor des C-LIFE-Institute (eines Labors für denkende Roboter) hat Bells Theorem zu der Vorstellung eines „kosmischen Kleisters" weiterentwickelt, nach der tatsächlich alles die Ursache von allem sein soll.

Hier wird es zusehends verschwommen. Aber glücklicherweise läßt sich der „kosmische Kleister" ziemlich genau mit einem alten Sufi-Witz* beschreiben:

Nasrudin reitet spazieren, als er eine Gruppe anderer Reiter sieht. Da er sie für eine Räuberbande hält, galoppiert Nasrudin eilends davon. Die anderen Männer, die in Wirklichkeit seine Freunde sind, fragen sich: „Wo will denn Nasrudin plötzlich so eilig hin?" und reiten ihm nach, um das herauszufinden. Nasrudin, der sich verfolgt fühlt, rast mit seinem Pferd zu einem Friedhof, springt über die Mauer und versteckt sich hinter einem Grabstein. Seine Freunde kommen heran, lehnen sich, im Sattel sitzend, über die Mauer und fragen: „Warum versteckst du dich hinter jenem Grabstein, Nasrudin?"

„Das ist komplizierter, als ihr denkt",

* *Sufi = Anhänger des Sufismus, einer mystisch-theosophischen Richtung des Islam, nach welcher der Menschengeist ein Ausfluß des Göttlichen ist und zur Wiedervereinigung mit demselben zurückstrebt; vielfach in reinen Pantheismus übergehend.*

antwortete Nasrudin. „Ich bin *euretwegen hier,* und ihr seid *meinetwegen hier.“*

In Herberts Theorie vom „kosmischen Kleister“ tritt jedes Quantengeschehen aufgrund eines anderen Quantengeschehens ein, das wiederum aufgrund des ersten Quantengeschehens eingetreten ist. Auf dieser Ebene wird jeder Kausalzusammenhang bedeutungslos, und Herbert zieht es vor, von „Beeinflussung“ zu sprechen, die zeitlich in allen Richtungen wirkt. Wir alle sind – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – ortsunabhängig durch den „kosmischen Kleister“ verbunden.

Herbert behauptet, daß dies die einzige Theorie des Quantenkausalzusammenhangs sei, die sich in Einklang bringen ließe mit Bells Darstellung von Ursache und Wirkung als ortsunabhängig sowie mit der Einstein-Bohm-Behauptung, daß nichts im Universum auf Zufall beruhe. Falls Ihnen der tiefere Sinn des „kosmischen Kleisters“ immer noch nicht aufgegangen ist, wird Nick Herbert Ihnen deutlich sagen: „Bewußtsein, ortsunabhängig im Raum und Zeit, ist der verborgene Parameter.“

Nun können Sie fragen: „Wenn das so ist, warum merken wir es dann nicht? Warum haben wir im allgemeinen das Gefühl, daß unser Bewußtsein an einen festen Ort gebunden ist – ein paar Zentimeter hinter unserer Stirn?“ Die Physiker haben sich noch nicht mit diesem Problem befaßt, aber es gibt Antworten auf diese Frage in Anthropologie und Psychologie.

Zunächst einmal haben nicht alle Menschen das Gefühl, daß ihr Bewußtsein zwangsläufig im Gehirn verankert ist. Die Chinesen haben immer gemeint, daß es sich im Schwerpunkt des Körpers befinde, und ihr graphisches Symbol für Sinn, Gemüt, Verstand zeigt Herz und Leber, nicht das Gehirn. Hindus und Sufis vollführen täglich Übungen zur Bewußtseinsverlagerung über den ganzen Körper, von den Zehen über die Beine und den Rumpf zur Schädeldecke und wieder zurück nach unten.

Weiterhin hat die moderne Psychologie demonstriert, daß Kindheitserfahrungen bestimmen, wo und wie wir unser Selbst empfinden, nicht aber ein angeborener physiologischer Sitz des Ichbewußtseins. Und schließlich haben Parapsychologie und das Studium anderer Gesellschaftssysteme genügend Fälle aufgezeigt, bei denen Menschen ihr Ichbewußtsein als weit, weit entfernt von ihrem physischen Gehirnsitz empfanden.

Entsprechend der Theorie vom „kosmischen Kleister“ gibt es Bewußtsein überall und jederzeit; wir empfinden es nur hier und jetzt, weil wir dazu erzogen oder geistig gezwungen worden sind.

■

„Zwischen kompetenten Leuten besteht eine scharfe Meinungsverschiedenheit darüber, was sich beweisen und was sich nicht beweisen läßt, sowie ein unversöhnlicher Gegensatz in der Frage, was Sinn und was Unsinn sei.“

(Eric Temple Bell, Mathematiker)

●

Laßt uns, wie die Chinesen sagen, die Stühle näher ans Feuer rücken und untersuchen, worüber wir reden.

Wie sieht es bis hierher aus?

Die Parapsychologen haben eine Menge merkwürdiger Daten über das unberechenbare, bizarre Verhalten menschlichen Bewußtseins zusammengetragen. Obgleich sie diesen merkwürdigen Erkenntnissen viele Etiketten aufgeklebt haben, scheinen sich alle Daten zu dem einen Phänomen zusammenzuschließen, daß Bewußtsein sich so verhält, als sei es nicht in das Gehirn eingeschlossen – als könne es gelegentlich an einen anderen Ort wandern (das Erlebnis, sich außerhalb des eigenen Körpers zu befinden), oder als ob es andere als sensorische Rezeptoren gäbe, über die Information von anderswo hineingelangen kann.

Die Quantenphysiker haben inzwischen eine subatomare Sprunghaftigkeit oder Unregelmäßigkeit gefunden, die sich nicht mit der Vorstellung des gesunden Menschenverstandes von Ursache und Wirkung auf einen Nenner bringen läßt. Abgesehen davon, daß das ganze Problem nur in unseren Köpfen bestehen soll (die Kopenhagener Interpretation), oder daß alles, was geschehen kann, geschieht (das Modell der Parallelwelten), ist die plausibelste bisher aufgestellte Theorie die der verborgenen Parameter, die zusammen mit Bells Theorem vermutet, daß Bewußtsein ortsunabhängig in Raum und



„. . . und was ist nächstes Jahr?“



Wie man sich bettet, so liest man:
Eine kuschelig-weiche Decke und sieben interessante Taschenbücher zusammen für nur DM 120,-
Auf dieser 200 × 150 cm
Sieben der erfolgreichsten Bücher aus der beliebten PLAYBOY-Taschenbuchserie: Engagierte Interviews, zündende Witze und Cartoons, spannende Geschichten, aktuelle Themen und anspruchsvolle erotische Literatur liefern ein abwechslungsreiches Lesevergnügen für viele Stunden.
PLAYBOY
Ulrich Klever
Mit Leib und Seele
PLAYBOY
REPORT
HENRY KOLARZ
DER ILLEGALE
PLAYBOY
Die Komtesse
SOKRATES FÜR MANAGER
PLAYBOY
6
BESTELL-COUPON
Ich bestelle ___ mal das PLAYBOY-Vorzugsangebot Kuscheldecke/7 Taschenbücher zusammen für DM 120,– pro Angebot.
☐ Ich überweise den Rechnungsbetrag auf das Postscheckkonto München 97 600-804.
☐ Ich habe einen Verrechnungsscheck beigelegt.
Zutreffendes ankreuzen und Coupon absenden an:
PLAYBOY · Kennwort: Service · Postfach 20 17 28 · 8000 München 2
Vermerken Sie bei Bestellung und Zahlung unbedingt Ihre genaue Anschrift und das Kennwort: Service!

Zeit (und nicht eingeschlossen im Gehirn) existiert.

Die Theorie der verborgenen Parameter gewinnt an Boden, nachdem ihre Hauptvoraussetzung der Ortsunabhängigkeit (Bells Theorem) seit 1974 fünfmal experimentell bestätigt worden ist. Diese Experimente zeigten, daß zwei Photonen (Lichtpartikel), die einmal miteinander Kontakt gehabt haben, weiterhin reagieren, als befänden sie sich noch in Kontakt, wie weit sie auch räumlich voneinander getrennt sind. Genau wie in Bells Berechnung vorhergesagt – und genau so, als hätten Walker und Herbert mit ihrer Behauptung recht, daß Quantengeschehen von einem Bewußtsein gesteuert werde, das über die Grenzen von Zeit und Raum hinausreicht.

In San Francisco ist Dr. Jack Sarfatti, Präsident der Physics/Consciousness-Forschungsgruppe, einen Schritt über Walker und Herbert hinausgegangen. „Unterhalb der Raum-Zeit-Ebene des von uns wahrgenommenen Universums", sagt Sarfatti, „befindet sich die Subquantenwelt kleinster Intelligenzen. Stellen Sie sich diese als Mikro-Mikro-*Mikro*-Computer vor. Sie sind die *Hardware* des Universums und lokalisiert in Raum und Zeit." (Jede befindet sich *hier* oder *dort,* nicht gleichzeitig an beiden Orten.) „Aber", fährt Sarfatti fort, „die *Software* oder Programmierung ist ortsungebunden im Bellschen Sinne." (Der kosmische Plan ist hier, dort und überall; heute, gestern und immerdar.) „Der verborgene Parameter", schließt Sarfatti, „ist nicht präzis das Bewußtsein, wie Herbert und Walker glauben, sondern *Information.*"

Information hat in der modernen Wissenschaft eine ganz besondere mathematische Bedeutung, die viel spezieller ist als im normalen Sprachgebrauch. Ohne in die Einzelheiten gehen zu wollen: Information ist logisch zusammenhängende Ordnung im Gegensatz zum Rauschen, das ungeordnetes Chaos darstellt. Biologische Evolution ist das stufenweise Hervortreten von Information aus dem Chaos.

Für den Biologen ist es die Information im genetischen Code des Kirschkerns, die ihn sich zu einem Kirschbaum und nicht zu einem Teekessel entwickeln läßt. Für den modernen Soziologen ist Information der Weg, das Brauchtum und die Tradition, die vom Zufall zusammengewürfelte Individuen zu einer Gesellschaft formen.

Wenn Sarfatti recht hat, ist Information auch der Schlüssel im Quantenschaum, der ihm die Anweisung gibt, zu dem uns bekannten Universum von Raum und Zeit zusammenzuwachsen.

Stellen Sie sich Ihr Gehirn als biologischen Computer vor, das es in den Augen der meisten Neurologen heute ist. Stellen Sie sich weiter vor, daß alle Subquantenereignisse ebenfalls Computer sind – Mikro-Mikro-*Mikro*-Computer, wie Sarfatti sagt. Und schließlich stellen Sie sich das Universum ebenfalls als Computer vor – als Mega-Mega-*Mega*-Computer. Nach Sarfatti bedeutet Bells Theorem, daß die *Hardware* dieses ineinandergreifenden Systems intelligenter chinesischer Schachteln – oder Computer in Computern in Computern – ihren bestimmten Platz in Raum und Zeit hat; daß jedoch die Programmierung – der verborgene Parameter der Subquantenwelt – überall und jederzeit ist.

Das hört sich verdächtig nach einer Definition von Gott an, denn Gott ist nach Ansicht aller Theologen ebenso ein ortsunabhängiger Programmierer – allwissend, allgegenwärtig und allmächtig.

Doch wenn dieses Informationssystem eine Art Gott oder eine wissenschaftliche Analogie von Gott ist, sind es genauso auch Sie und ich . . . und der Laternenpfahl. Die Information existiert ortsunabhängig in Raum und Zeit, weswegen das ganze Universum und jedes Teilchen davon an dieser Information beteiligt und somit ein Mitschöpfer des Ganzen ist, wenn auch auf verschiedenen Ebenen. Entspricht diese Vorstellung nicht der Behauptung, die die Anhänger der Allgottlehre (Pantheisten) seit Jahrtausenden aufstellen?

Gegenwärtig versucht Sarfatti diese Interpretation von Bells Theorem praktisch zu demonstrieren, indem er an der Verwirklichung eines schneller als Licht funktionierenden Nachrichtensystems arbeitet (US-Patentanmeldung 071165 vom 12. Mai 1978).

Eine schneller als Licht funktionierende Nachrichtenübermittlung widerlegt übrigens Einstein nicht. Die Relativitätstheorie besagt nur, daß Energie sich nicht schneller als Licht fortpflanzen kann. Bells nicht ortsgebundenes Informationssystem, wie Sarfatti es weiterentwickelt hat, übermittelt keine Energie, sondern nur Information. Für den Laien ist darüber hinaus interessant, daß eine solche Vorrichtung, wenn sie verwirklicht wird, genauso funktionieren würde wie das Gehirn in dem veränderten Bewußtseinszustand, wie ihn die Parapsychologie studiert. Die Erfindung wäre ein Modell der außersinnlichen Ströme des Gehirns, so wie ein normaler Computer ein Modell der logischen Gehirnströme ist.

Sarfatti verfolgt seine Vorstellungen seit seiner Jünglingszeit, als er eine Serie geheimnisvoller Telefonanrufe von irgend jemandem (oder irgend *etwas)* empfing, der (oder *das*) behauptete, ein außerirdischer Computer zu sein und ihn in seinem Interesse für Quantenphysik bestärkte. Die Anrufe hörten auf, als seine Mutter an den Apparat kam und zu dem Wesen (was das auch sein mochte) sagte, es solle mit seinen komischen Witzen aufhören.

Bis zum heutigen Tage weiß Jack Sarfatti nicht genau, was es mit diesen Anrufen für eine Bewandtnis hat. „Vielleicht war es tatsächlich ein Außerirdischer", meint er. „Vielleicht wollen sie, daß wir uns in ihr subquantisches, kosmisches Kommunikationssystem einschalten. Oder vielleicht war es wirklich nur ein Witzbold, wie meine Mutter meinte. Oder vielleicht war es die Abteilung Gedankenkontrolle in der CIA, die damit gewisse Ideen bei intelligenten Oberschülern fördern wollte, die eine wissenschaftliche Karriere anstreben . . ."

Sarfatti hatte seine erste aufrüttelnde Begegnung mit Jungscher Synchronizität, als der Neurologe Dr. Andrija Puharich sein Buch *Uri* veröffentlichte, eine Untersuchung über den umstrittenen israelischen Wundermann Uri Geller. Puharich behauptete, daß er während seiner ganzen Verbindung mit Geller ebenfalls Botschaften von einem angeblich außerirdischen Wesen mit computerähnlicher Stimme empfangen hätte.

Der UFO-Forscher John Keel schreibt in seinen Büchern *This Haunted Planet* und *The Mothman Prophecies* von Hunderten normaler Mitbürger, die während der letzten 30 Jahre ähnliche Telefonanrufe von computerähnlichen Stimmen mit unheimlichen außerirdischen Botschaften erhalten hätten.

Mein liebster von Keels Fällen ist der einer Hausfrau, die die zen-buddhistisch klingende Mahnung erhielt: *Wacht auf, dort unten!*

Nach Sarfatti ist es noch zu früh, derartige Häufungen unheimlicher Geschehnisse wirklichen Außerirdischen anzulasten. Wir dürfen nicht sagen, daß ein wirklicher Geist an jenem Tag im Jahre 1909 in Freuds Bücherschrank gehaust hat. Und wir dürfen nicht sagen, daß die von Sarfatti, Puharich und Keels Berichtspersonen empfangenen Anrufe tatsächlich vo Außerirdischen stammten. Eher hat es sich so verhalten, sagt Sarfatti, daß subquantisches Bewußtsein ortsunabhängig (über Raum und Zeit hinaus) angeregt wurde und diese Wirkungen in Raum und Zeit hervorgerufen hat. Doch die Quelle der Anregung, sagt er, war höchstwahrscheinlich menschliches Gefühl und menschlicher Glaube.

Dr. Brian Josephson, Nobelpreisträger der Physik 1973, hat den unumgänglichen nächsten Schritt getan. Nachdem er die rätselhaften Differenzen bei gewissen atomaren Grundlagenexperimenten während der sechziger Jahre analysiert hatte – bei denen europäische Physiker immer wieder ein bestimmtes Resultat erzielten, während amerikanische Physiker genauso wie-

Abb. Scirocco GLI mit Heckscheibenwischer, Metallic Lackierung, Alufelgen und 2 Außenspiegel gegen Mehrpreis

Null Kilometer Langeweile.

Den Scirocco sehen, heißt ihn verstehen. Aufregendes Styling. Spoiler vorn und hinten für geringeren Auftrieb und bessere Bodenhaftung: Fängt schon vielversprechend an, nicht wahr?

Aber es kommt noch schöner, wenn Sie einsteigen. Körpergerecht geformte Sitze mit viel Seitenhalt, griffiges Lenkrad, Sportinstrumentierung.

Anschnallen. Und dann der große Moment: Motor starten.

In der stärksten Version verfügt der Scirocco über 81 kW/110 PS, über ein maximales Drehmoment von 140 Nm bei 5000 1/min., über eine Spitze von 190 km/h und über eine Beschleunigung von 9,7 Sekunden von 0 auf 100 km/h.

Aber wahrscheinlich haben Sie das gleich geahnt, als Sie ihn das erste Mal sahen.





Karibik pur: Tia Maria. Herbsüß und exotisch.

Der internationale Liqueur aus der Karibik. Mit dem feinen, unverwechselbaren Geschmack. Exotisch. Verführerisch. Und einem Schuß Romantik. Probieren und genießen Sie die Karibik – pur.

Tia Maria

derholt ein gegenteiliges Resultat bekamen –, folgerte Josephson, daß die gegensätzlichen Überzeugungskategorien der Experimentatoren mittels unbewußter Psychokinese die Testdaten beeinflußten. Dr. Evan Harris Walker hatte also recht mit seiner Behauptung: „Unser Bewußtsein steuert physisches Geschehen mittels der Gesetze der Quantenmechanik."

•

Ein wegweisender Abschnitt der Physik/Bewußtseins- oder Geist/Materie-Synthese spielt sich in Palo Alto ab, wo die Physiker Russell Targ und Dr. Harold Puthoff seit einigen Jahren das Phänomen der „Fernwahrnehmung" erforschen. Unter *distant viewing* verstehen Targ und Puthoff eine spezielle Erscheinungsform der außersinnlichen Wahrnehmung, die sich als besonders zugänglich für Reproduktion im Laborversuch erwies. Hierbei sehen Menschen bildlich das, was in großer Entfernung vom Aufenthaltsort der Person geschieht.

Targ und Puthoff glauben nicht nur, daß ihre Arbeit die Realität der Fernwahrnehmung demonstriert, sondern daß jedermann die latente Begabung dazu hat. Sie behaupten sogar, daß sie es jeden lehren können und laden ständig alle Zweifler ein, es selbst einmal zu versuchen.

Richard Bach, der Autor von *Die Möwe Jonathan* und eine von Targ/Puthoffs Versuchspersonen, schreibt in der Einleitung zu deren Buch *Jeder hat den sechsten Sinn:* „Es ist jetzt zu spät, ihre Unterlagen zu verbrennen; ihre Entdekkung ist bereits vervielfältigt und in den Laboratorien in aller Welt verbreitet. So wie ich langsam mehr von den in mir wohnenden Kräften erfahre, erkennen das viele andere und werden es die Leser dieses Buches erkennen."

Puthoff und Targ erklären ihre Resultate mit Bells Theorem, das sie so interpretieren: „Scheinbar voneinander getrennte Teile des Universums können nichtsdestoweniger als Teile eines übergeordneten Ganzen zusammenwirken." Womit wir wieder bei Dr. Nick Herberts „kosmischem Kleister" angelangt sind.

Saul-Paul Sirag, Vizepräsident von Jack Sarfattis Physik/Bewußtseins-Forschungsgruppe, kann seine eigenen geisterhaften Geschichten erzählen. Während er mit der Uri-Geller-Untersuchung befaßt war, nahm Sirag einmal LSD, um zu ergründen, ob er in diesem veränderten Bewußtseinszustand das angeblich hinter Geller stehende außerirdische Wesen wahrnehmen könnte. Was Sirag sah, war der Kopf eines Falken, was ihn einigermaßen verblüffte, da Geller das Wesen nie als Falken beschrieben hatte. Sechs Monate später erschien dieser Kopf auf dem Umschlag des Januarheftes 1974 von Sirags bevorzugtem SF-Magazin *Analog* als Illustration einer Erzählung mit dem Titel: *The Horus Errand* („Der Auftrag des Falken") – *Synchronismus Nummer eins.*

Ein Jahr darauf erklärte Dr. Andrija Puharich, der nichts von Sirags Experimenten wußte, daß Gellers außerirdischer Verbündeter ihm oft als Falke erschienen sei, dem er den Spitznamen „Horus" gegeben habe – *Synchronismus Nummer zwei.*

Später stellte Sirag fest, daß das Gesicht auf dem Umschlag von *Analog* das eines gewissen Ray Stanford war, eines Mediums aus Texas, der ebenfalls mysteriöse Erlebnisse mit Geller und einem Falken gehabt zu haben behauptete – *Synchronismus Nummer drei.*

Das Merkwürdigste an allem aber ist, daß Kelly Freas, der Künstler, der das Umschlagbild gestaltet hatte, Stanford niemals begegnet war und sein Gesicht nicht bewußt benutzt hatte.

Wie Sarfatti betrachtet auch Sirag dies (noch) nicht als Beweis für eine tatsächliche außerirdische Intervention. „Solche Synchronismen", sagt er, „sind lediglich Anzeichen dafür, daß Bells ortsunabhängige Subquantenwirkungen sich abspielen."

Oder wie Dr. Timothy Leary es in einem Gespräch ausdrückt: „Ihr Gehirn ist geschaffen von jener ortsunabhängigen subquantischen Intelligenz, die Sarfatti und andere von diesem Thema gepackte Physiker beschreiben. Diese Intelligenz ist sowohl zentralisiert – innerhalb der Atome Ihrer Gehirnzellen –, wie auch dezentralisiert über Raum und Zeit."

„O ja", stimmt Sarfatti zu, als ihm dies berichtet wird. „Nach Bells Theorem der Ortsunabhängigkeit muß Intelligenz, wenn sie irgendwo im System vertreten ist, überall im System vorhanden sein."

Überall . . . nicht nur in Ihnen und mir (was ja schmeichelhaft ist) – auch in der Laus, dem Floh, dem Stein und (am allerschlimmsten) in den Menschen, die wir verachten.

Wie aus dem Zen-Buddhismus berichtet wird, fragte einst ein junger Mönch einen Zen-Lehrmeister: „Was ist der Buddha?"

„Der in der Tempelhalle."

„Aber", protestierte der Mönch, „dort ist eine Statue – ein Stück Holz!"

„So ist es", stimmte der Lehrmeister zu.

„Aber was ist dann der Buddha?"

„Der in der Tempelhalle."

Worauf dem Mönch Erleuchtung zuteil wurde.

BEZUGSQUELLEN UND PREISE

An dieser Stelle informieren wir Sie, wo es die erwähnten Produkte gibt und was sie kosten

Seite 143: Push-Can, 790 Mark bei Küche & Keller, Falkenturmstraße 8, 8000 München 2.
Spazierstock, 510 Mark bei Schirm Schönherr, Theatinerstraße 7, 8000 München 2.
Seite 144: Photolite, Kleinstkamera mit Feuerzeug, etwa 200 Mark bei Supra Foto Elektronik, Merkurstraße 14, 6750 Kaiserslautern.
Zweizeiten-Uhr, 398 Mark bei Rügge im Hanseviertel, Große Bleichen 36, 2000 Hamburg 36.
Füllfederhalter, 435 Mark über Etienne Aigner, Marbachstraße 9, 8000 München 70.
Kragenstäbchen von Tiffany, etwa 100 Mark in Juweliergeschäften.
Seite 145: Clarion-Stereoanlage, etwa 2350 Mark bei D&W, Fritz-Reuter-Straße 64, 4630 Bochum.
Schachspiel, 1640 Mark bei Ars Nova Galerie, Tomannweg 3, 8000 München 80.
Seite 146: Pilotenkoffer von Gold-Pfeil, 875 Mark in Fachgeschäften.
Funk-Telefon, 2400 Mark bei Pilati, Amiraplatz 3, 8000 München 2.
Dominospiel, 410 Mark bei Rügge im Hanseviertel.
Seite 147: Lamborghini Flu-Racer, 348 Mark, und Lamborghini Expert, 748 Mark, über Consolidated Leisure, Kaiser-Friedrich-Promenade 140, 6380 Bad Homburg.
Sax-Stiefel, 160 Mark bei Thomas Bartu, Schwanthalerstraße 2–6, 8000 München 2.
Reise-Necessaire von Chanel, 390 Mark in Fachgeschäften oder über Albrecht & Dill, Brandstücken 23, 2000 Hamburg 53.
Seite 245. Alle Flaschen im Fachhandel oder über die Importeure:
Royal Salute, etwa 170 Mark über Seagram GmbH, Geheimrat-Hummel-Platz 4, 6203 Hochheim.
Hine Antique, etwa 250 Mark über Charles Hosie, Spitalerstraße 16, 2000 Hamburg 1.
Wild Turkey, etwa 150 Mark über Tesdorpf & Deiters, Schleswiger Straße 107, 2390 Flensburg.
Prince Hubert de Polignac, etwa 110 Mark über Eckes Import, Bahnstraße 6, 6501 Nieder-Olm.
Martell Cordon Bleu, etwa 450 Mark über Diversa Spezialitäten GmbH, Postfach 1420, 4134 Rheinberg.
Camus Napoléon, etwa 180 Mark über Tesdorpf & Deiters.
Dimple Royal, etwa 250 Mark über Schneider Import, Mainzer Straße 152, 6530 Bingen.
Hennessy Paradis, etwa 300 Mark über Henkell & Co., Biebericher Allee 142, 6200 Wiesbaden.
Glenfiddich Pure Malt, etwa 150 Mark über Schweppes GmbH, Sonninstraße 28, 2000 Hamburg 1.
Rémy Martin Louis XIII., etwa 480 Mark über Rémy Martin Deutschland GmbH, Straße der Republik 17–19, 6200 Wiesbaden.
Seite 246/247. Ski: Kästle FW 1 Proto, etwa 500 Mark; Fischer RC 4 Superform, etwa 570 Mark; Erbacher Speed Cat Competition, etwa 560 Mark.
Skischuhe: Lange XLT, etwa 580 Mark; Nordica Competition S, etwa 470 Mark; Koflach Olympic GT, etwa 500 Mark.
Klemm-Skistock, etwa 120 Mark.
Carrera Phantom S, zwischen 50 und 75 Mark, je nach Ausführung.
Bindung Marker M 40, 260 Mark.
Alle Artikel im Sportfachhandel.
Boeri-Sturzhelm mit Sauerstoffmaske, für 240 Mark nur bei Sport Garmisch, Partenkirchner Straße 32, 8105 Farchant bei Garmisch.
Bindungs-Box, etwa 60 Mark bei Wagner Sportartikel, Mozartstraße 2–6, 3352 Einbeck 1.
Motorschlitten Ski-Doo, 12 000 Mark bei Manfred Hörath, Gilgenhöfe 5, 8172 Lenggries.
Schlitten Hampa Jet 2001, 130 Mark bei Luftkissen-Technik, Kreuzbroicher Straße 45, 5090 Leverkusen.
Schneeschuhe, etwa 100 Mark bei vau De, 7992 Tettnang 1.
Seite 248. Weltempfänger: Sony ICF-2001, etwa 700 Mark; Kenwood R-1000, etwa 1250 Mark; National Panasonic RF-9000, etwa 8000 Mark; Philips D 2924, etwa 500 Mark; Grundig Satellit 3400, etwa 1600 Mark; im Fachhandel.
Seite 249: Metalldetektor Coinmaster 6000 D/S2, 2165 Mark bei AS Handelsgesellschaft, Kühlwetterstraße 28, 4000 Düsseldorf 14.
Pilzbaum, 75 Mark bei Elegance, Jülicher Straße 306, 5100 Aachen.


MULTI 100
Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 11 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN)

DAS PLAYBOY MAGAZIN

Diesmal: Feine Flaschen, das neueste, um den Winter zu überstehen, Kurzwellenempfänger, Super-Suzi und unser Mann im Gespräch



TOP TEN IN FLASCHEN

Daß sie überall die Blicke auf sich lenken, liegt nur sekundär an ihren wohlgefälligen Formen. Eingeweihte orten auch sofort Hochgenuß für Zunge und Gaumen. Die Rede ist von kostbaren Flaschen, in die Spirituosen-Magnaten ihre allerfeinsten Produkte abfüllen. Die Behälter gibt es jedoch nicht in Serie: Von den meisten der handgeschliffenen, oft numerierten und in Samt verpackten Gefäße existiert nur eine begrenzte Stückzahl. Kenner schlagen sofort zu, sowie die begehrten Stücke in den Spirituosentempeln auftauchen. PLAYBOY hat zusammengestellt, was man mit viel Glück entdecken kann. Von links nach rechts: *Royal Salute* von Chivas, 21 Jahre alt, in einer Porzellanflasche aus England. *Hine Antique* ist ein 20 Jahre alter Cognac, er fließt aus einer Bleikristallkaraffe. *Wild Turkey,* ein Kentucky Straight Bourbon, gibt es jedes Jahr in einer anderen Truthahnfigur. *Prince Hubert de Polignac* in einer satinierten Flasche im Holzkästchen. *Martell Cordon Bleu,* ein 35 Jahre alter Cognac in einer mundgeblasenen Baccara-Kristallflasche. *Camus Napoléon,* Jahrzehnte gelagert, in einer Flasche aus Limoges-Porzellan, die wie ein Buch aussieht. *Dimple Royal* kommt in der typischen Scotch-Flasche, die mit Zinn eingefaßt ist. *Hennessy Paradis,* aus Cognac-Bränden vermählt, von denen der jüngste 50, der älteste 150 Jahre alt ist. *Glenfiddich Pure Malt* in einem handgeschliffenen Glas. *Rémy Martin Louis XIII.,* ein 100 Jahre alter Cognac in handgearbeiteter Flasche.

Bezugsquellen auf Seite 243

SCHNEE-TREIBEN

Schnee- und Pisten-Freaks müssen auch diesen Winter wieder in die Tasche greifen, wollen sie technisch auf dem laufenden bleiben. Die Firma Erbacher bietet zum Beispiel Ski-Tuning an: Linker und rechter Ski sind gekennzeichnet und an den Innen- und Außenkanten verschieden geschliffen. Dadurch wird der Ski besonders eisgriffig, verschneidet aber nicht, da Schaufel und Endstück weniger scharf sind. Für den Rennlauf können diese Ski mit Hilfe der „Edgemarks" (Markierung von eins bis fünf unter dem Belag) noch speziell auf Slalom oder Abfahrt individuell zugeschliffen werden. Das Haus Fischer verspricht noch nie dagewesene Griffigkeit auf Eis und in steilem Gelände mit dem RC 4 Super-Form, was durch ein breiteres Mittelteil bewirkt wird. Kästle hat in den FW 1 Proto ein lang eingezogenes Hinterende gearbeitet und den Drehpunkt vorverlagert. Resultat: Man hat das Gefühl, einen kürzeren Ski zu fahren und kann wesentlich



Boeri-Helm mit Sauerstoffmaske



Stoppuhr auf Klemm-Stock

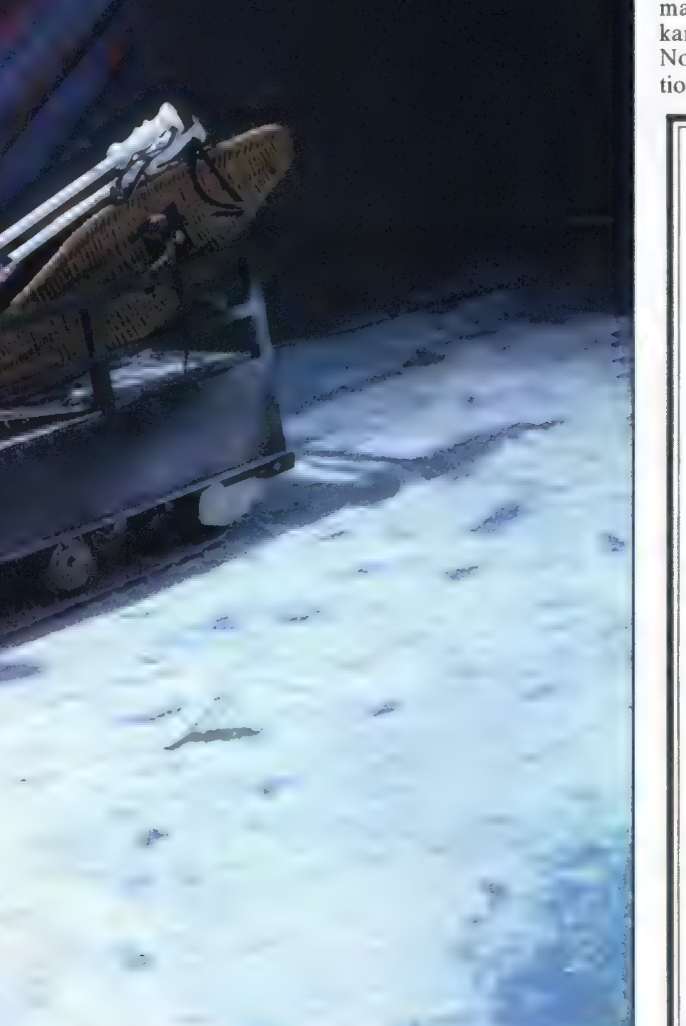
leichter und schneller schwingen. Um seine Leistungen auf klassischen Rennstrecken mit denen der Profis zu vergleichen, sollte man zum Skistock von Klemm greifen, auf dem eine Stoppuhr steckt, die bis auf Hundertstelsekunden mißt. Für solche Vorhaben empfiehlt sich außerdem ein Sturzhelm von Boeri mit integrierter Sauerstoffmaske, zumindest aber die Brille Phantom S von Carrera. Ein neu entwickelter Softschaum sorgt für optimalen Sitz und ausreichende Belüftung der Scheibe.

Das Aussteigen aus der Bindung vereinfacht Marker mit der M 40: Ein Tippen auf die Sensomatic des Fersenautomats genügt. Die Bindung verfügt außerdem über ein Viergelenksystem, das selbst härteste Schläge während der Fahrt abfängt. Geschützt werden Bindungen auf dem Autodach in der Bindungs-Box von der Firma Feierabend. Ein Kunststoffgehäuse schützt vollkommen gegen Salz und Schmutz.

Standfestigkeit beweist man am besten in Skistiefeln mit hohen Schäften. Sie ermöglichen eine bessere Kraftübertragung auf den Ski (damit bessere Steuerung) und beugen gefährlichen Drehbrüchen vor. Der Lange XLT bietet darüber hinaus eine extreme Vorlagenstellung, die durch einen Handgriff in Normalposition gebracht werden kann.

Nordica rüstete den Competition S mit einem supereinfach zu bedienenden Schnallensystem aus. Für den Ein- und Ausstieg wird das Vorderteil der Schale einfach heruntergeklappt. Der Olympic Gt von Koflach verfügt über einen Beugekraft-Dämpfer, mit dem sich die Härte des Schaftes individuell auf den Fahrstil einstellen läßt. Auch gegen kalte Füße gibt's was: Das Thinsulate-Material, mit dem der Schuh ausgestattet ist, hält selbst bei niedrigsten Temperaturen warm.

Wer für Skilaufen nicht zu begeistern ist, kann zum Motorschlitten Ski-Doo greifen. Mit 32 PS aus 640 Kubikzentimetern sind Spitzengeschwindigkeiten bis zu 50 Stundenkilometern möglich. Freunde von abendlichen Rodelpartien schalten Verletzungsgefahr durch Stahlkufen und Holzsitze aus, wenn sie sich auf den Hampa-Jet 2001 setzen – einen Luftkissen-Schlitten, der bis zu einer Tonne belastet werden kann. Und für den Fußmarsch empfiehlt sich der klassische Schneeschuh aus Rohrgeflecht.





NEUER SUPER-SUZI

Der Geländezwerg Suzuki ElJot 80 hat einen großen Bruder bekommen: den EsJot 410. Er bietet mehr Platz (für vier Personen), mehr Leistung 33 kW/45 PS) und eine höhere Spitzengeschwindigkeit (etwa 120 Stundenkilometer). Während normalerweise die Hinterräder für den Vortrieb sorgen, verschafft der Griff zum Zwischengetriebe vier angetriebene 195-SR-15er-Räder. In wirklich schwierigen Passagen, also immer dort, wo jeder Pkw freiwillig aufgibt, kommt zusätzliche Hilfe durch Geländeübersetzung und ein Sperrdifferential. Die Cabrio- und Vanversionen gibt es ab Januar '82. Über die Preise wird bei Suzuki noch nachgedacht. Sie werden vermutlich unter 16 000 Mark liegen. In Vorbereitung ist eine Turboausführung von Albert.



Bezugsquellen auf Seite 243



HIER IST RADIO PEKING: GUTEN ABEND

Bundesliga live über Kurzwelle: ob auf Gran Canaria oder in der Südsee – mit den neuesten Nachrichten aus dem verregneten Deutschland wird der Urlaub erst richtig schön. Nicht nur die Deutsche Welle sendet im 49-Meter-Band, auch die meisten deutschen Rundfunkanstalten sind da zu finden. Landler in Lagos und Shanties in Shanghai – das ist Exotik. Umständlich waren bislang nur die koffergroßen Weltempfänger, die nicht selten mehr als acht Kilogramm auf die Waage brachten. Robe oder Radio war oft die Frage. Seit kurzem aber kann man beides einpacken. Kurzwellenempfänger im Taschenbuchformat mit Leistungen wie die „Großen" machen jetzt Furore. Erfreulicherweise schrumpfte mit der Größe auch der Preis. Grundig bietet neben dem Spitzenmodell „Satellit" auch noch eine handliche Version an: Der „Yachtboy" kostet knapp 300 Mark und bietet sechs gespreizte Kurzwellenbänder, bei denen die Feineinstellung ohne Fummelei möglich ist. Noch komfortabler sind die Tipptastenempfänger von Sony und Philips. Die gewünschte Frequenz wird auf Taschenrechner-Art einfach eingetastet, der übliche Drehknopf fehlt.

Daß diese Radios auch für den Hausgebrauch beliebt sind, liegt nahe. Die kurzen Wellen garantieren Information aus lauter ersten Händen: Die Stationen von London, Djakarta, Moskau, Peking und Johannesburg senden regelmäßig Programme in deutscher Sprache. Die Tabelle (rechts) zeigt Frequenzen und Sendezeiten (Stand Oktober 1981), die je nach Jahreszeit variieren können.

DXing – so nennen Kurzwellenfans den Fernempfang auf gestreckten Skalen – kann zur abendfüllenden Betätigung ausarten. Dann allerdings sind die mobilen Zwerge einer stationären Heimanlage weit unterlegen. So empfängt Kenwoods Fünfeinhalb-Kilo-Koffer R 1000 nicht nur sämtliche

Sendezeit in GMT*	Name des Senders	Frequenz in kHz
04.00 bis 20.30	BBC London	3 955, 6 195,
05.15 bis 05.30	Radio Vatikan	1 530, 6 190
05.45 bis 06.00	BBC London	3 955, 6 195, 7 260, 9 570
07.00 bis 07.30	Radio Japan	17 870, 21 610
10.00 bis 11.30	Radio Moskau	9 540, 11 870, 15 455, 17 800
15.30 bis 16.00	Stimme Indonesiens	11 790, 15 200
16.00 bis 17.00	Radio Moskau	5 950, 5 960, 6 045, 7 380
16.05 bis 17.00	Family Radio, USA	17 735, 21 525, 21 615
16.15 bis 17.00	BBC London	6 195, 9 635
17.30 bis 18.00	Radio Kanada	5 995, 7 235, 15 325, 17 820, 21 695
17.30 bis 18.30	Radio Moskau	5 960, 6 045, 7 360, 7 380
17.30 bis 18.00	Radio Iran	9 022
18.00 bis 18.57	Radio Johannesburg	15 155, 21 535
18.00 bis 18.55	Radio Peking	9 860, 11 500
18.00 bis 18.30	Radio Japan	11 800, 15 425
18.30 bis 19.00	Radio Kabul	15 075
18.30 bis 19.00	Stimme der Anden, Ecuador	17 790, 21 480
19.00 bis 19.30	Radio Andorra	6 220
19.00 bis 19.30	Radio Kiew	6 020, 7 260, 9 640
19.00 bis 20.00	Family Radio, USA	15 440, 17 845
19.00 bis 20.45	BBC London	3 955, 6 195 7 295
20.00 bis 20.55	Radio Peking	9 860, 11 500
20.00 bis 21.00	Stimme Nigerias	15 120, 15 185
20.00 bis 21.30	Radio Moskau	5 940, 5 960, 6 045, 7 360, 7 380

Deutschsprachige Sendungen auf Kurzwelle aus dem Ausland

* GMT = Greenwich Mean Time = mitteleuropäische Zeit minus eine Stunde

Rundfunkstationen, sondern überhaupt alles, was zwischen 200 kHz (Langwelle) und 30 000 kHz (Kurzwelle) sendet. Darunter fallen Flugwetter-Angaben aus New York ebenso wie Schiffstelefonate oder Radio Norddeich. Kurzwellenamateure sind in spezieller Einseitenband-Modulation und Luxusliner im Morsetakt zu hören. Ähnlich ausgelegt ist National Panasonics gutes Stück, der RF-9000 für knappe 8000 Mark, mit eingebautem Mikroprozessor. Er sorgt dafür – wenn man es so will –, daß nicht nur täglich um halb sieben die *Stimme der Anden* aus Ecuador auf 17 790 kHz automatisch eingestellt wird, sondern auch die samstägliche Sendung *Die ägyptischen Museen* von Radio Kairo pünktlich um 20.40 Uhr auf 9805 kHz ertönt.
Gelegentlich stolpert der interessierte KW-Hörer auch über Agenten-Nachrichten, die sich ebenfalls auf den weittragenden Bändern abspielen. Eingeweihte erkennen sie an so überraschenden Meldungen wie „Achtung Muschimäuschen – drei fünnef drei fünnef."

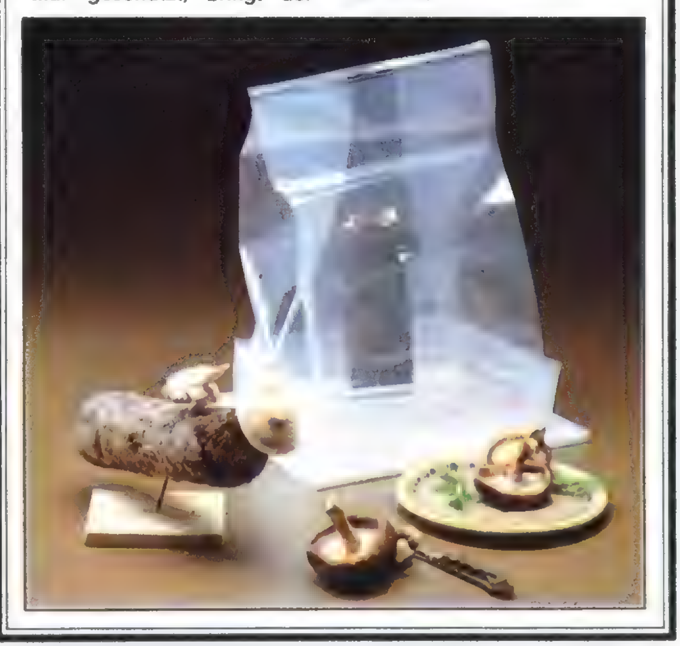


SUCH-KOMMANDO

Das Auffinden der Stecknadel im Heuhaufen bereitet jetzt keine Schwierigkeiten mehr – vorausgesetzt, man bedient sich des Metall-Detektors Coinmaster 6000 D/Serie 2. Das Gerät ortet mit Hilfe einer Suchsonde zuverlässig alle Metallteile bis zu 2,50 Meter Tiefe, zeigt sie per Pfeifton an und unterscheidet auf Wunsch zwischen großen und kleinen Stücken. Wer vermeiden will, ständig auf Schrott zu stoßen, kann ausschließlich Edelmetalle orten: Ein zwischengeschalteter Sensor macht's möglich. Um auch schwache Signale noch wahrzunehmen, läßt sich ein Kopfhörer anschließen. Die Stromversorgung übernehmen Batterien oder Akkus.

PILZ-KULTUR

Bei Pilzgerichten asiatischer Machart spielte bisher in Europa vorwiegend Trockengemüse die Hauptrolle. Hobbyköche werden deshalb dankbar auf ein Stück Holz zurückgreifen, das in diesen Tagen bei uns auf den Markt kommt und private Pilzzucht ermöglicht. Gekühlt, sorgfältig gewässert und unter einem Plastikzelt bei konstanter Temperatur geschützt, bringt der geimpfte Stamm aus dem Reich der Mitte etwa zehn Monate lang mehrere Kulturen des unter Feinschmeckern beliebten Shiitake hervor: den Tricholomopsis Edodes. Die Do-it-yourself-Packung enthält alle zur Zucht notwendigen Utensilien. Ist der Ast abgeerntet, kann man weiter experimentieren. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß er – unter einem Busch eingegraben und mit Blättern bedeckt – zum Keim der ersten Shiitake-Freilandkultur unserer Breiten wird.



Bezugsquellen auf Seite 243

MANN IM GESPRÄCH: EBERHARD SCHOENER

Hätte Mozart nur ein bißchen vom Geschäftssinn eines Eberhard Schoener besessen, er wäre nicht arm gestorben. Im Einstreichen ist der 42jährige Allroundgeiger nämlich ein Karajan. Keine schlechte Voraussetzung, doch noch in die Musikgeschichte einzugehen. Denn die Medien helfen tatkräftig mit.

So entstand im Vorjahr seine *Klassik-Rock-Nacht* in Zusammenarbeit mit dem Bayrischen Rundfunk – mit sechs Stunden eines der längsten Popkonzerte, das jemals vom deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde und das in halb Europa zu sehen war. Am 9. Dezember sind für Schoener alle dritten Programme reserviert, im Radio gibt's den Stereoton dazu, und sieben Eurovisions-Stationen übernehmen live die *2. Klassik-Rock-Nacht* aus dem Münchner Circus Krone. Als Ouvertüre wird Bachs Violinen-Solo „Chaconne" ertönen, gespielt vom 72jährigen Jazzgeiger Stephane Grappelli. Die eigentliche Schlacht zwischen Bach und Beat tragen jedoch unter der Stabführung des hageren Lockenkopfs Rockstars wie Peter Gabriel und John Anderson (früher in der Gruppe Yes) aus. Vangelis läßt elektronische Regenbogen über Joachim Kühns Jazzpreludien steigen, und Esther Ofarim singt über ihre neuen Frühlingsgefühle.

Einen Monat später geht Eberhard Schoener auf eine Tournee durch neun Städte. Unter dem Programmtitel „Video Magic in Concert" bietet er 120 Monitore, 16 Musiker, einen Pantomimen, Laser aus der Steckdose, Videoträume und Opernreminiszenzen. Das Glücksgefühl, das über die Zuhörer ausgegossen wird, hat die *New York Times* mal so formuliert: „Wie auf der Milchstraße zwischen explodierenden Sternschnuppen." Kitsch und Kunst in Vollendung?

Manche halten diesen Schoener für den Köhnlechner des Klanges. Doch der Erfolg gibt ihm unerschütterliches Selbstbewußtsein: „Meine Platten gibt es inzwischen in 17 Ländern. Die LP *Bali-Agung* wird in New Yorker makrobiotischen und vegetarischen Läden als Meditationsmusik verkauft." Abgerechnet wird mit Manhattan, und das ist das Wichtigste, nicht über das vertrackte, mafia-ähnliche Vertriebssystem des amerikanischen Phonohandels, sondern direkt mit den Reformkosthändlern. Das nennt man eine Marktlücke finden.

Das Ei des Kolumbus will der umstrittene Komponist im Februar nächsten Jahres ausbrüten. Dann dampft Schoener mit Filmteam, Orchester und Solisten nach Mexiko ab. An einer aztektischen Opferstätte soll ein Konzert ohne Zuhörer stattfinden. Wo strenger Religionskult jegliche Publikumsveranstaltung verbietet, werden bei Sonnenuntergang geheimnisvolle Klänge für die Götter und die elektronische Konservendose aufsteigen. Der Mexiko-Trip dient außerdem der Jagd auf Peyote. Dieser pilzförmige Kaktus, aus dem man Meskalin gewinnen kann, wird nach einem heidnischen Ritual mit Pfeil und Bogen erlegt. Schoener macht aus der Beute eine neue Platte. Denn Mariachi, die mexikanische Folklore, hat der Bali- und Bangkok-Experte noch nicht in seinem Repertoire.

Das Problem dieses Mannes mit tausend und einer Idee: „Was bin ich? Die Leute wissen nur, daß ich alles mache. Aber sie wissen nicht genau, was das alles ist." Um aus diesem Dilemma herauszukommen, wurde eine Werbeagentur gesucht, um dem Multi-Media-Manager ein Image zu verpassen. Ein dreijähriger Aufbauplan sieht vor, den Namen Schoener als Begriff wie Warhol oder Beuys zu etablieren und damit „Nachfrage beim Endverbraucher zu schaffen".

Der wackere Schwabe Schoener schafft derweil siebenfach: als Künstler, Produzent, Regisseur, Dirigent, Komponist, Texter und Verleger. In seiner Freizeit züchtet er Schafe am Tegernsee und keltert eigenen Rosé auf Elba. Den Rausch holt sich der Asket allerdings lieber aus Hollundersüppchen nach altbayrischen Rezepten. Solchermaßen aufgeputscht produziert er in seinem Studio mit Blick auf den Wendelstein „geistiges Hasch".

Das alles sind erstaunliche Entwicklungen für einen Geiger, der 1964 aus dem Orchestergraben der Bayerischen Staatsoper kletterte. Zuerst gründete er ein eigenes Jugend-Sinfonieorchester und inszenierte Freiluftopern im Brunnenhof der Münchner Residenz. Als er sich mit Elektronik zu beschäftigen begann, kam der Erfolg.

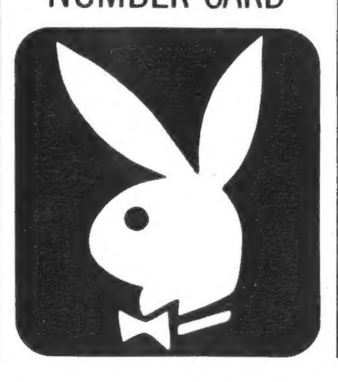
Die englische Gruppe Procul Harum *(A Whiter Shade Of Pale)* exerzierte vor, was Schoener mit dem Deep-Purple-Keyboarder Jon Lord auf der gemeinsamen Platte *Window* nachmachte: Rock meets Classic, eine Kombination, für die der Deutsche später auch noch Musiker wie Sting (Police), Andy Mackay (Roxy Music), Darryl Way (Curved Air) und den Orchester-Zauberer Mike Batt gewinnen konnte. Nebenbei richtete er mit Wilfried Minks das BMW-Museum in München ein, das inzwischen eine halbe Million Besucher sahen.

Jetzt soll ihm die weiß-blaue Autoschmiede auch beim Aufbau einer eigenen Kabelfernsehstation helfen, damit diese Zukunftsmusik für Schoener schon 1985 wahr wird. Bis dahin wird auch jene Ware fertig sein, womit er die Unterhaltungsbranche bereichern will: tönende Videobilder, die die herkömmlichen Schallplatten ablösen. Ein Spiel ohne Grenzen, und die Electrola pokert mit. Plattenboß Wilfried Jung zum Schoener-Phänomen: „Es gibt gegenwärtig nur zwei Musikleute in Deutschland, auf die man setzen kann." Frage an Schoener: „Wer ist der zweite?" Antwort: „Sagen wir mal so, der letzte war James Last."

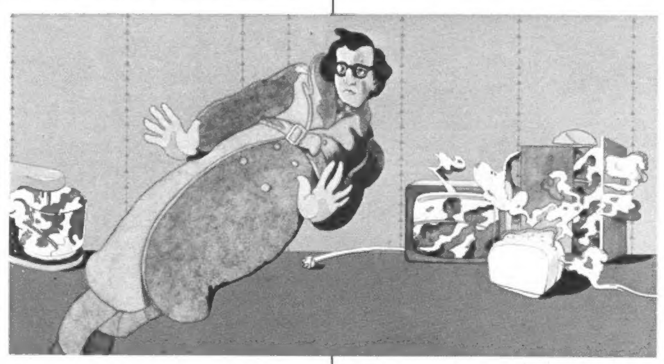


VOR-SPIEL

ZUM NÄCHSTEN PLAYBOY – NUR FÜR LESER MIT PLAYBOY-GOLDEN-NUMBER-CARD



MEIN KRIEG MIT DEN MASCHINEN



„. . . und dann kam das dicke Ende. Am selben Tag rief ich meine Eltern an. Sagt meine Mutter: ‚Dein Vater ist gefeuert worden.‘
Mein Vater, der zwölf Jahre für dieselbe Firma gearbeitet hat, ist gefeuert worden. Er ist durch ein kleines elektronisches Gerät ersetzt worden, das alles macht, was mein Vater machte, nur viel besser. Was mich am meisten deprimiert hat: Meine Mutter raste los und kaufte so ein Ding . . .“



Soviel zu unserer Story „Mein Krieg mit den Maschinen“ aus dem nächsten PLAYBOY, in der Woody Allen schreibt, warum er mit der Technik auf Kriegsfuß steht. Falls Sie nun auf Ihrer PLAYBOY-Golden-Number-Card die Nummer 250 700 274 516 entdecken, hoffen wir sehr, daß Sie nicht ganz so pessimistisch sind wie Woody. Denn in diesem Fall bekommen Sie von uns ein kleines Wunderwerk der Automatisierung – und zwar eine Armbanduhr der Marke Seiko, die auf Knopfdruck Tag und Datum anzeigt, die volle Stunde durch ein akustisches Signal meldet, bis auf 1/10 Sekunde genau stoppt, nach ca. 2 Jahren Laufzeit automatisch an den Batteriewechsel erinnert und natürlich auch noch Sekunden, Minuten und Stunden anzeigt.



Und wenn Sie die PLAYBOY-Golden-Number-Card mit der Nummer 250 800 194 352 oder 255 000 093 246 haben, dann wird vielleicht das akustische Notizbuch M 9 von Sony Ihr Vertrauen in den technischen Fortschritt wiederherstellen.



VORSCHAU

DER NÄCHSTE PLAYBOY IST AB MONTAG, DEM 21. DEZEMBER, AN IHREM KIOSK





DAS FEST DER TRIEBE . . .

Weihnachten im afrikanischen Busch. Oder: Wie Versicherungsvertreter Calvin Mullet entdeckt, daß er bisher Provision mit Potenz verwechselt hat. Erzählung von **PAUL THEROUX**

SEX IM JAHRE '81

Von den neuen Lolitas bis zur Hochzeit von Prinz Charles: Alles, was in den vergangenen zwölf Monaten die Geschlechter bewegte

DER „IN"-KONTINENT



In Australien soll die Freiheit noch grenzenlos sein. Was am Wendekreis des Steinbocks wirklich los ist, erforschte **KARL GÜNTER SIMON**

PLAYBOYS AUTO DES JAHRES

Zwei Daten werden verraten: fünf Liter, 231 PS. Was sonst noch dran ist, erklärt **NIKI LAUDA**

MIT SMOKING UND CHAMPAGNER

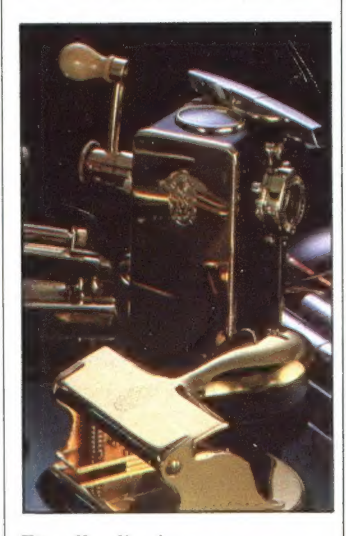
Tips für ein Fest zu Hause, bei dem sich unter Garantie jeder Gast wohl fühlt

POWER IM MOULIN ROUGE



Schade, daß Toulouse-Lautrec das nicht mehr miterleben kann. Tänzerin Fifi hätte ihn inspiriert. Es fotografierte: **MARIANNE HAAS**

GESCHENKE IN LETZTER MINUTE



Für alle, die einem besonders lieb und teuer sind – Kleinigkeiten in Gold und Silber

EIN FALL FÜR EDDI



„Mit der Knarre in der Hand löst man keinen Auftrag", meint Detektiv Berchthold. Stimmt – mit schmutzigen Tricks kommt man in seinem Gewerbe viel weiter: Bericht von **HANS HERBST**

DER TIGER IM MANN

Jede Frau träumt davon, mal ein wildes Tier im Bett zu haben. Wie sich diese Sehnsucht erfüllen läßt, zeigt Cartoonist **REINER STOLTE**

PLAYMATE-PARADE

Auf einen Blick: Die Schönen der letzten zwölf Monate lassen sich noch mal anschauen. Damit Sie wählen können, welche Playmate des Jahres wird





Eine große Altbier-Spezialität aus der Privatbrauerei Diebels in Issum. **Diebels Alt**
Aus dem Herzen des Altbier-Stammlandes – dem Niederrhein. **Das freundliche Alt**



Martell. Die Erfahrung aus 3 Jahrhunderten Tradition: Eine lange Reifezeit in Eichenfässern und die sorgfältige Auswahl aus den 4 besten Cognac-Weinlagen (Borderies, Grande Champagne, Petite Champagne und Fins Bois).

Martell. La signature d'un grand cognac.

Seit 1715.